

FILMRISS

Johannes Wierz

Copyright © 2015 Johannes Wierz

Postfach 2501 * 53015 Bonn

www.johanneswierz.de

Umschlagentwurf und Bild: Johannes Wierz

Das Vervielfältigen des Textes oder von Teilen des Textes
jeglicher Art ohne Zustimmung des Autors ist nicht erlaubt.

Sonderedition

ISBN-13: 978-1-5187-2550-0

ISBN-10: 1-5187-2550-3

Alle Namen und Charaktere in diesem Buch
sind erfunden, und jede Ähnlichkeit
mit lebenden oder verstorbenen Personen
ist rein zufällig.

Dieser Roman wurde mit einem Arbeitsstipendium des
Ministeriums für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und
Sport des Landes Nordrhein-Westfalen gefördert.

In Hochachtung für die unvergessenen Schauspieler Szöke Szakall und Curt Bois als Oberkellner in Ricks Café und geschickten Taschendieb im Basar zu Casablanca.

IN DEN NEBENROLLEN: u.a. : Irma la Douce, Antje aus Holland, Mr. President, Thomas Gottschalk, Roger Moore, Sean Connery, Robin Hood, Sir Francis Drake, der Rote Korsar, Jack Nicholson als J. J. Gittes, Faye Dunaway als Mrs. Evelyn Mulwray, Klaus Kinski, Romy Schneider, Roberto Blanco, Heino, der Dienstmann Alois, Claudia Cardinale, Fritz Muliar, Gert Fröbe, Otto Schenk, Carl Zuckmayer, Lassie, John Wayne, der Rosarote Panther, Inspektor Clouseau, Marlene Dietrich, Vittorio de Sica, Harry und Stefan, Horst Schimanski, Köster, Klaus Maria Brandauer in Oberst Redl, Julia Roberts und Richard Gere in Pretty Woman, Peter Scholl-Latour, Little Joe und Hoss, Flipper, Heinz Drache, Blacky Fuchsberger, Hans Moser, Lilian Harvey, Gary Cooper, Grace Kelly, Dr. Mabuse, Elisabeth Flickenschildt, Jürgen Wussow, Harald Leibnitz, Karin Dor, Barbara Rütting, Uschi Glas, Eddi Arent, Hubert von Meyerinck, Jean Paul Belmondo, Richard Burton, Bruce Willis, Humphrey Boghart als Rick, Ingrid Bergman als Mrs. Usa Lund, Paul Henreid als Victor Laszlo und Claude Rains als Capt. Renault

1.

Ich ertappe mich dabei, wie ich im Badezimmer stehe und die Luft anhalte.

Selbst das Licht habe ich ausgemacht, um mich so besser auf die Geräusche konzentrieren zu können. Da ist aber nur mein Herzschlag, der immer schneller wird, je länger ich die Luft anhalte. Für mich eine Ewigkeit, aber wahrscheinlich noch nicht einmal eine halbe Minute halte ich aus.

Dann japse ich nach Luft, ver falle in meinen chronischen Raucherhusten, mache das Licht wieder an, weil ich in der Dunkelheit das Gefühl habe, der Boden unter mir würde wanken.

Hinter den Kacheln, der dünnen Wand, befinden sich auch Kacheln. Sie werden dieselbe Farbe wie die meinen haben.

Da wird er stehen und vielleicht so wie ich auf die Geräusche aus der gegenüberliegenden Wohnung lauschen.

Ich halte mein rechtes Ohr ganz dicht an die Steckdose neben dem Waschbecken, was gar nicht so einfach ist, da diese etwas erhöht und durch eine Klappe, die durch eine stramme Feder gehalten wird, gesichert ist.

Beim Zurückweichen muss ich schnell sein, sonst schnellt die Klappe einfach zurück und klemmt mein Ohr ein.

Es hat eine Zeit lang gedauert, bis ich schmerzfrei an der Steckdose lauschen konnte. Kleinere Narben sind zurückgeblieben, aber das nehme ich in Kauf.

Ich drehe den Wasserhahn auf, lausche den Geräuschen. Lasse es lange laufen, ehe ich in Sekundenschnelle wieder abdrehe.

Mein unsichtbares Gegenüber scheint genauso flink wie ich zu sein. Noch nicht einmal die kleinste Verzögerung, geschweige denn ein Echo ist zu hören.

Eine Zeit lang habe ich geglaubt, die gegenüberliegende Wohnung stehe leer. Zu unterschiedlichen Tages- und

Nachtzeiten habe ich meine Wohnung verlassen, aber nie jemand im Flur angetroffen.

Eines Tages aber habe ich dann im Badezimmer die ersten Geräusche gehört. Erst ein schüchternes Toiletten-deckelaufklappen, dann das Öffnen einer Hosenschnalle. Das tiefe Ein- und Ausatmen eines Menschen, der es besonders schwer hat. Und zum Finale das bombastische Rauschen der Wasserspülung. Ab dem Tag war es mit der Schüchternheit meines Gegenübers vorbei.

Radiogeräusche, das Öffnen und Schließen von Türen, Stühlerücken, Staubsaugergeräusche, Gläserlkirren. Schonungslos und zu allen Tages- und Nachtzeiten nahm ich plötzlich am Leben meines Nachbarn teil.

Ich weiß nicht, wann mein unsichtbarer Nachbar mich wahrgenommen hat. Aber dass er es getan hat, beweist die Tatsache, dass er seit geraumer Zeit versucht, sich mir anzupassen. Erst sehr ungeschickt hat er es bis heute zu einer fast perfekten Übereinstimmung geschafft.

Gehe ich durch die Wohnung, geht auch er durch die Wohnung, schalte ich das Radio ein, höre ich durch die Wand denselben Sender in seiner Wohnung. Benutze ich das Klo, ist auch er schon zur Stelle, tauche ich in die Badewanne ein, was meist mit einem wohltuenden Seufzer verbunden ist, wobei ich nicht einmal weiß, ob dieser obligatorische Seufzer von mir ist oder vielleicht von meinem unsichtbaren Nachbarn, den ich unbewusst imitiere, tut er mir nach.

Wenn ich in den Spiegel schaue, mir überlege, ob ich mich rasieren soll oder nicht, eine Frage, die in letzter Zeit über Tage im Raum stehen bleiben kann, sehe ich oft meinen Gegenüber. Plötzlich wird mein unsichtbarer Nachbar, der in perfekter, aber auch in penetranter Art und Weise ein Meister seines Faches in puncto Synchronisation geworden ist, im Spiegel sichtbar. Ein unangenehmes Gesicht mit leeren Augen. Ein fremdes Gesicht mit der Botschaft auf der Stirn, mich muss man nicht kennenlernen.

Anfangs habe ich gedacht, ich würde in leere Augen, folglich in eine leere Welt schauen. Aber so ist das nicht. Hinter dem Schleier der Ausdruckslosigkeit befindet sich eine Welt, eine in sich funktionierende eigene Weltkugel, die mir nur verschlossen ist.

Ich bilde mir durch das konstante, manchmal über Stunden in den Spiegel starren, ein, irgendetwas doch über den Anderen hinter den Kacheln, der Wand, da wo dieselben Kacheln kleben, wie bei mir, etwas zu erfahren.

Man muss nur lange genug in diese, der Außenwelt verschlossenen, leeren Augen schauen. Zwei große Gummischläuche, die sich dehnen, wenn man in sie eindringt und die sich, je tiefer man vordringt, als kompliziertes Wegennetz entpuppen.

Ich beuge mich weit über das Waschbecken, versuche so dem Spiegel und somit den Augen meines unsichtbaren Nachbarn so nah wie möglich zu sein. Wie schnell doch ein Ausblick und dadurch ein Einblick beschlägt. In Sekundenschnelle ist mein Gegenüber verschwunden.

Ein leichter hauchdünner Nebel, hervorgerufen durch meinen flachen Atem, der beweist, dass ich lebe, zerstört das Bild, lässt tiefere Einblicke nicht zu.

Es ist an der Zeit, dass ich das Bad, die Wohnung, das Haus verlassen muss. Die Zunge trocken, wie Schamottestein aus einem Brennofen, ist ein untrügliches Zeichen, dass ich schon viel zu lange nicht mehr draußen gewesen bin.

So bin ich dann mit dem Brief, der den Stempel des Amtsgerichts trägt und ungeöffnet in der Innentasche meiner Jacke zwischen Futter und Futter steckt, in das Café gegangen.

Das Öffnen des Briefes würde überhaupt nichts ändern. Sicherlich kann ich binnen zehn Tagen Widerspruch einlegen, aber das ändert die Tatsachen nicht. Der Tatbestand ist nun mal eindeutig.

Ich bin in die Realität zurückgeholt worden. Der Brief ist nicht ausschlaggebend gewesen.

Den Brief mit dem Stempel des Amtsgerichts habe ich erwartet, so wie ich alle Katastrophen in meinem Leben habe kommen sehen. Die kleinen Warnungen habe ich stets ignoriert. Der Brief jetzt ist nur eine Konsequenz meines Lebensstils, meines fehlenden Lebensstils.

Ich besitze nichts, noch nicht einmal eine Anstellung. Ohne Lebensanstellung auch keine Lebenseinstellung, die man herzeigen könnte. Schatten, Schattenriss, damit bin ich stets zufrieden gewesen, habe mich beispielsweise im Kino immer so gesetzt, dass mein Schatten auf der Leinwand zu sehen gewesen ist. Ohne zu fragen, habe ich mich jedem Film aufgedrängt, mich in jede abgeschlossene Geschichte gezwängt.

»Rübe runter! Rübe weg!«, haben sie im Kino lauthals gerufen, was mich in keinsten Weise irritiert hat, im Gegenteil, das Gefühl wahrgenommen zu werden, ist stets ein sehr schönes gewesen.

Was hat man nicht alles auf mich geworfen?

Bier- und Coladosen, einmal sogar ein paar nagelneue braune Herrenschuhe. Was für ein Triumph, wie bei einem Schauspieler oder Sänger, den das Publikum immer wieder mit ihren *da capo, da capo* Rufen auf die Bühne zurückholt und ihn mit Rosen überschüttet.

Auch der Brief, der den Stempel des Amtsgerichts trägt und ungeöffnet in meiner Jacke zwischen Futter und Futter steckt, ist ein untrügliches Zeichen dafür, dass ich wahrgenommen werde. Ich bin registriert, habe eine Aktennummer.

Natürlich ist es für den Briefträger ein innerer Triumph gewesen, mir solch einen Brief zu überreichen, wo ich doch der einzige im Haus bin, der ihm kein Weihnachts-, geschweige denn Neujahrsgeld gegeben hat. Mir solch einen Einschreibebrief mit Rückschein zu überreichen, darauf hat der Briefträger lange warten müssen.

Sein hämisches »bitte unterschreiben Sie«, ist mir noch im Ohr.

»Eine Einschreibesendung vom Amtsgericht«, hat er so

laut gebrüllt, dass alle Hausbewohner es haben hören können.

Mein Nachbar über mir, der mit den grünen Kniebundhosen, kam natürlich sofort die Treppe heruntergestolpert und hat fadenscheinig nach seiner Post gefragt. Ein Mann, der stets vorgibt, schlecht zu Fuß zu sein, besitzt plötzlich die Leichtigkeit einer Gazelle in seinen Bewegungen. Ohnehin weiß der Nachbar über mir Bescheid. Schon zweimal hat er meine Bankkorrespondenz geöffnet, die er zuvor geschickt mit seinen Fingern aus meinem Briefkasten gefischt und sie dann, nachdem er die Kontoauszüge ausgiebig studiert hat, ohne Umschlag in meinen Kasten zurückgeworfen.

»Der Krug geht solange zum Brunnen, bis er bricht«, sagt mein Nachbar von oben in seinen lächerlichen grünen Kniebundhosen und wird auch noch vom Postboten durch ein Nicken und ein Grinsen unterstützt, das mich dazu veranlasst, einfach die Tür hinter mir zu schließen, was zur Folge hat, dass mein Nachbar von oben den Postboten über meine finanziellen Verhältnisse aufklärt, natürlich so laut, dass alle Hausbewohner es hören können.

Diese Wohnung ist von vornherein ein großer Fehler gewesen. Ich bin kein Wohnungsmensch, geschweige denn ein Hausgemeinschaftsmensch. Allein das Grüßen auf der Treppe bereitet mir Unbehagen.

Im Hotel könnte ich ewig leben. Im Hotel habe ich mich immer wohlfühlt. Vielleicht nur deshalb, weil ich die Hotelrechnung nie habe selber zahlen müssen.

Oft, wenn ich die Wohnung für ein paar Stunden verlassen habe, träume ich davon, dass bei meiner Wiederkehr das ganze Haus in Flammen steht und ich, dank der Versicherung, wieder ins Hotel ziehen kann. Aber leider ist das bisher nicht eingetreten, obwohl ich des Öfteren die Herdplatte oder die Kaffeemaschine angelassen habe.

Der Nachbar von oben, der mit den grünen Kniebundhosen, wird, da ich keine Stimmen mehr im Treppenhaus

gehört habe, den Postboten in seine Wohnung gelockt haben, um ihm Kopien meiner Kontoauszüge zu zeigen.

Mir ist schwindelig geworden, Nebel vor meinen Augen, der dem beschlagenen Badezimmerspiegel gleicht. Ich bin durch den Flur geschwankt, habe mich immer wieder an den Wänden abstützen müssen, bis ich die rettende Terrassentür erreicht habe.

Ein schöner Freitagnachmittag. Mit Bestimmtheit der letzte sonnige Tag in diesem Jahr, denkt der Andere und macht es sich auf der Terrasse, die zu seiner Wohnung gehört, bequem. Da, wo die Bodenplatten abgesackt sind, steht das Wasser. Auf den dunklen Pfützen schwimmen gelbe Oleanderblätter.

In den letzten Tagen hat es schon die ersten Regenschürme gegeben. Der Herbst kündigt sich an.

Gut, dass es letzte Nacht geregnet hat, denkt der Andere, endlich hat es ein Ende mit der mühseligen Gießkannenschlepperei, mit der tagtäglichen Wohnungsgebundenheit, nur damit die Blumen und Sträucher, ihr Wasser bekommen. Jetzt liegen die meisten Blüten und Blätter auf dem Rasen.

Wären es meine Blumen und Sträucher, denkt der Andere, würde ich ja nichts sagen, mich nicht beklagen und schon gar nicht über den bevorstehenden Herbst freuen.

Das zweistöckige Haus, in dem er wohnt, und der angrenzende große Garten gehören seiner Schwester. Er ist nur Mieter. Da er aber den hohen Mietzins nicht aufbringen kann, ihn wohl auch nie aufbringen wird können, hat er vor Jahren einen Vertrag unerschrieben, der ihn fast mietfrei wohnen lässt, auf der anderen Seite ihn aber dazu verpflichtet, sich um das Haus und den Garten zu kümmern.

Für die Mieter ist er der Hausmeister und Gärtner. Man hält ihn für mittellos, dass er so eng mit der Besitzerin des Hauses verwandt ist, weiß hier niemand. Es ist vonseiten der Schwester sogar ein Bestandteil des Vertrages gewesen,

über die verwandtschaftlichen Besitzverhältnisse zu schweigen. Nur der große Nussbaum im hinteren Teil des Gartens gehört ihm, ist sein ganzer Stolz.

Dieses Jahr wird er sicherlich zwei Zentner Nüsse abwerfen, die kann ich dann auf dem Wochenmarkt verkaufen, wenn da nicht die Nachbarn wären, denkt der Andere und zündet sich eine Zigarette an. Immer wenn er ärgerlich ist, hat er das Bedürfnis zu rauchen.

Erst heute Morgen in aller Herrgottsfrühe hat er durch das Schlafzimmerfenster beobachten können, wie der Nachbar von oben, die durch den Sturm heruntergefallenen Nüsse aufgesammelt hat. Jeder im Haus weiß, dass es sein Baum und folglich auch seine Nüsse sind. Aber genau dieser Tatsache verdankt er es, dass sich die Mieter im Haus einen Sport daraus machen, ihn zu bestehen. Im letzten Jahr haben sogar einige Mieter des Nachts unter Zuhilfenahme von Taschenlampen die Nüsse aufgelesen.

Gesindel, alles Gesindel, denkt der Andere und schaut durch die Ritzen des Zauns, der neben dem Nussbaum sein ganzer Stolz ist, auf die Straße. Der Zaun ist eine Eigenkonstruktion aus alten Jalousien, die einen Blick nach draußen möglich, einen Einblick aber unmöglich machen.

Gleich werden sie kommen, wie jeden Freitag, denkt er, voll bepackt mit Lebensmitteln und Alkohol, gut gerüstet für das Wochenende. Die übervollen Plastiktüten, die Bierkästen, der Wein und der Schnaps sind doch nur ein Zeichen ihrer Angst, nicht über das Wochenende zu kommen.

Gleich werden sie kommen, vorfahren, wie jeden Freitag, in meine Einfahrt werden sie sich stellen, obwohl sie genau wissen, dass es verboten ist. Nacheinander werden sie die Einfahrt blockieren und ihre Tüten und Kästen in ihre Wohnungen schleifen.

Montagmorgen werden die Mülleimer überfüllt sein. Er kann dann wieder alles herunterdrücken, muss in die stinkenden Tonnen steigen, damit es bis Mittwoch, wenn die Müllabfuhr kommt, ausreicht. Rückwärts werden die

Mieter einparken, den Auspuff direkt an den Zaun setzen und noch einmal Gas geben.

Die Zigarette ist bis zum Filter geraucht, wird mit einer gekonnten Daumendrehung ausgedrückt, bevor er aufsteht und in die Wohnung geht, um seine Polaroidkamera zu holen. Er spielt schon lange mit dem Gedanken, seine Nachbarn anzuzeigen. Die Fotos sollen ihm als Beweismittel vor Gericht dienen.

Seiner Schwester ist diese Art von Vorfällen vollkommen egal. Sie wohnt außerhalb der Stadt und kümmert sich wenig um das Haus. Nur im Sommer kommt sie in regelmäßigen Abständen, um Blumen zu schneiden, die er über das ganze Jahr pflegt.

Die Polaroidkamera hat er von seiner Schwester zu Weihnachten bekommen, damit er bei eventuellen Schäden, beispielsweise bei einem Wasserrohrbruch, Fotos machen kann, als Beweismittel für die Versicherung. Seine Schwester schenkt ihm nur Dinge, die auch nützlich für das Haus und somit steuerlich absetzbar sind. Zum Geburtstag eine Bohrmaschine, zum Namenstag ein Spannungsprüfer und zu Weihnachten besagte Polaroidkamera.

Die Polaroidfotos von den falsch geparkten Autos der Nachbarn in seiner Einfahrt kommen in einen extra gekennzeichneten Karton mit der Aufschrift *Freitag*. Auch von den überfüllten Mülltonnen, mit dem nicht getrennten Unrat, hat er im Laufe der Zeit Fotos gemacht, die im Karton mit der Aufschrift *Montag* aufbewahrt sind.

Der Andere ist ein ordnungsliebender Mensch. Eine Veranlagung, die man auf den Vater zurückführen kann.

Der Vater, Beamter in einer Bundesbehörde, ist bis zu seiner Pensionierung für die Archivierung zuständig gewesen. Zwar sind auch damals schon alle Daten elektronisch auf großen Magnetbändern gespeichert worden, aber, wohl um auf Nummer sicher zu gehen, hat man die Suchkartei, den so genannten Suchkeller, nicht aufgegeben.

Die Suchkartei besteht aus zwei großen Kellergewölben,

die während des letzten Krieges als Luftschutzräume genutzt worden sind. In der *Abteilung I* sind die Akten nach Kennziffern sortiert, in der *Abteilung II* nach Namen.

Früher haben in den Semesterferien Studenten im sogenannten Suchkeller ausgeholfen. Aber in den letzten Jahren vor seinem Ruhestand sind auch diese nicht mehr gekommen. Überhaupt hat der Vater den Eindruck, dass die Bundesbehörde seinen Keller, dem er vorsteht, vergessen hat. Immer mehr verbringt der Vater allein seine Zeit in der Suchkartei. Selbst in den Mittagspausen bleibt er immer häufiger unten. Zuhause spürt nicht nur die Frau, sondern auch die beiden Kinder die Veränderung. Der Vater spricht nicht mehr, sondern beginnt damit, Kartons zu sammeln und zu beschriften. Erst schenkt niemand in der Familie dem Bedeutung. Was ist schon dabei, seine Kontoauszüge und Versicherungsunterlagen geordnet in beschrifteten Kartons zu lagern? Die Mutter befällt ein befremdliches Gefühl erst, als der Vater auch für sie Kartons anlegt. Einen mit der Aufschrift *Haushaltsgeräte* und ihre Bedienungsanleitungen, ein anderer mit dem Titel *Küchenrezepte*. Auch die Kinder bekommen ihre eigenen Pappschachteln. Hervorzuheben sind unter anderem die Kartons mit der Aufschrift *Lob* und *Freude* und *Enttäuschungen*. Für den Vater besteht kein Zweifel, dass er gebraucht wird. Ist er doch der einzige in der ganzen Bundesbehörde, der beide Abteilungen der Suchkartei ohne Mühen miteinander verbinden kann. Mit seiner Fähigkeit, Zahlenkombinationen sofort mit dem jeweiligen richtigen Namen in Verbindung zu setzen und fast blind die jeweilige Akte aus einem der unzähligen Regale ziehen zu können, hätte der Vater im Varieté auftreten können. So wenigstens lobt ihn sein Vorgesetzter bei seiner Verabschiedung in den Ruhestand.

Ich bin also mit dem Brief, der den Stempel des Amtsgerichts trägt und ungeöffnet in der Innentasche meiner Jacke zwischen Futter und Futter steckt, in das Café gegangen.

Im Café ist es noch leer. Nur in einer Ecke sitzen ein paar Nachtschwärmer, die nicht wahrhaben wollen, dass ein neuer Tag längst angebrochen ist, und sich lautstark mit Sekt zuschütten, den sie für Champagner halten.

Eigentlich ist das Café gar kein Café, sondern vielmehr ein Bistro, wobei der Inhaber immer von einem gehobenen Wein- und Speiselokal, seine Frau sogar von einem Restaurant spricht, wenn vom Café, das eigentlich ein Bistro ist, die Rede ist. Ich spreche immer nur von dem Café und muss dadurch, dass ich immer, auch in der Gegenwart der Inhaber, von einem Café spreche, Widerspruch ernten und mir die Vorstellungen, die Fiktionen der Inhaber anhören, die wohl nie eine Chance bekommen, realisiert zu werden. Zu weit gehen die Ideen beider auseinander, was sichtbare Spuren hinterlassen hat.

Diese Lokalität steckt voller Widersprüche, was aber für mich persönlich einer der Hauptgründe dafür ist, immer wieder dieses Café, das eigentlich ein Bistro ist, aufzusuchen. Wenn die Inhaber anwesend sind, hat der Besuch des Cafés für mich geradezu therapeutische Bedeutung. Die Zukunftspläne der Wirtsleute, die sich für Lokal- beziehungsweise für Restaurantbesitzer halten, wirken auf mich wie ein Jungbrunnen. Ich glaube, beide halten mich, da ich die meiste Zeit des Tages bei ihnen verbringe, für vermögend und erhoffen sich durch ihre Vorträge, ihre Fiktionen, einen Beistand. Vielleicht vermuten sie in mir sogar einen zukünftigen stillen Teilhaber, den sie für ihre zum Teil irrwitzigen Pläne plündern können. Geschickt versuche ich ihren erwartungsvollen Blicken auszuweichen und bewege meinen Kopf so hin und her, dass es stets offen bleibt, ob

ich ihre Pläne befürworte oder sie strikt ablehne. In der Regel schweige ich mich aus, mache mich aber dadurch interessant und bekomme so immer denselben Tisch.

Wenn der Inhaber getrunken hat, setzt er sich, ohne zu fragen an meinen Tisch und redet mit einem Mal nicht mehr von seinen Zukunftsplänen, sondern von einem Abschreibungsmodell. Der ganze Laden nur ein Tarngeschäft, damit versucht mich die lallende Stimme, unterstützt durch starre, gläserne Augen, einzukaufen.

Jetzt, in Anbetracht meines Briefes, der den Stempel des Amtsgerichts trägt und ungeöffnet in der Innentasche meiner Jacke zwischen Futter und Futter steckt, sollte ich vielleicht aus der Beziehung zu den Inhabern des Cafés Kapital schlagen.

Endlich kommt die Bedienung an meinen Tisch und nimmt meine Bestellung auf, die wie jeden Morgen dieselbe ist.

Die Bedienung verachtet mich, so wie sie alle Stammgäste verachtet und schlecht bedient. Nur bei neuen Gästen, wie bei den am heutigen Morgen anwesenden Nachtschwärmern, versucht sie eine Höflichkeit vorzutäuschen. Obwohl genug Arbeit vorhanden ist, beispielsweise das Leeren der Aschenbecher oder das Spülen und Polieren der Gläser vom gestrigen Abend, sitzt die Bedienung meist hinter dem Tresen und studiert die Zeitung, wodurch jede neue Bestellung, vor allem die eines Stammgastes, als persönlicher Angriff aufgefasst wird.

Von meinem Platz aus habe ich einen guten Blick auf die Straße, die jetzt, wie jeden Morgen, von Anlieferfirmen beherrscht wird. Steht ein PKW mal in einer Ladezone, wird er erbarmungslos abgeschleppt, was schon zu manchen Turbulenzen und Streitereien geführt hat. Die Lieferanten untereinander streiten sich nie. Jeder hat seinen angestammten Platz. Sie grüßen sich freundlich, rauchen eine Zigarette miteinander und tauschen manchmal Waren, die eigentlich für die Läden bestimmt sind. Früher sind sie auch des Öfteren in dieses Café gekommen. Da die

Bedienung immer seltener von ihrer Zeitung aufgeblickt hat, haben sie die Lokalität gewechselt.

Der Postbote hat zusammen mit meinem Nachbarn von oben, der mit den lächerlichen grünen Kniebundhosen, das Haus verlassen. Sie gehen ein Stück miteinander, bevor sie sich per Handschlag verabschieden.

Mir wird das Frühstück serviert, natürlich ohne frische Brötchen, da diese, laut mürrischer Bedienung, gerade in diesem Moment ausgegangen seien. Obwohl ich jeden Morgen der erste bin, der nach einem Frühstück verlangt, sind Brötchen einfach nicht zu haben.

Die Bedienung ist einfach nur zu faul, in die nahe-
liegende Bäckerei zu gehen - das ist alles.

So muss ich mich, wie jeden Morgen, mit zähem Toastbrot begnügen, das nach Nikotin stinkt. Wenigstens ist der Kaffee genießbar.

Wenn ich den Toast in den Kaffee tauche, schmeckt man das Nikotin nicht. Im Grunde sollte ich zufrieden sein, es hätte alles viel schlimmer kommen können.

Ich könnte Charly besuchen. Ein halbes Jahr ist es mindestens her, dass wir uns gesehen haben.

Charly, der eigentlich Karl-Heinz heißt, hat bei meinem letzten Besuch mit der Bemerkung, er habe sein ganzes Leben ohnehin nur Scheiße gebaut, versucht, aus seinem Kot ein Männchen zu modellieren, was ihn nach mehreren Versuchen, nachdem das Material drohte, immer brüchiger zu werden, dazu veranlasst hat, die Scheiße gegen das aus Panzerglas gefertigte Kontrollfenster zu werfen, woraufhin die Besuchszeit abrupt abgebrochen wurde.

Charly ist von Beruf Studiomusiker und eigentlich von stiller Natur. Im Grunde ist er in seinem Berufsleben immer nur ausgenutzt worden. Charly funktioniert. Mit Charly spart man Studiokosten, hat es, bis zu jenem folgenschweren Ereignis, in der Branche geheißten.

Anfangs hat Charly ja nur geraucht. Ein wenig Gras, ein bisschen Shit. Dann aber sind Tabletten und Kokain hinzugekommen, woraufhin eines Tages die stille Natur

wie ein Vulkan explodiert ist. Am zweiten Studiotag einer mittelmäßigen Schlagerproduktion, irgendeinem blödsinnigen Remake, hat er, statt Lava zu spucken, auf alle Instrumente geschissen und mit einer Axt versucht, den Drumcomputer zu zerschlagen, bis die anderen Musiker, unter Beihilfe des besorgten Studiobesitzers, ihn überwältigt haben. Zu allem Überfluss hat die Polizei bei seiner Festnahme mehrere Briefchen Kokain in seiner Hose gefunden, worauf der Haftrichter erst einmal auf eine einstweilige Einweisung in die Landeslinik bestanden hat.

Jetzt gehört die Scheiße zu meiner Show, sagt Charly, sie verschafft mir Ruhe und einen gewissen Vorsprung. Außerdem kommt hinzu, dass die Dosierung der Medikamente recht niedrig gehalten wird, da sonst mit Durchfall zu rechnen ist.

So etwas kann mir Charly nur im Park sagen, wenn er sich sicher ist, dass niemand uns zuhört.

Charly hat sich, da meist einzeln und isoliert untergebracht, zu einem Dr. Mabuse der Landeslinik entwickelt. Er schreibt Unlesbares in dicke Kladden, die, wenn er sie voll geschrieben hat, an den leitenden Arzt der Station weitergeleitet werden. Charly hat viele Pläne. Er schreibt sie auf und überreicht sie freundlich den Pflegern und Ärzten, die innerlich vor Wut kochen, da sie seine Schrift nicht entziffern können.

Heini, der Schlagzeuger, der wieder Taxi fährt, bezeichnet Charly als Gerechten, der, wie er glaubt, eines Tages an der Gerechtigkeit, an dem Gerechtigkeitsfimmel zugrunde gehen wird. Immer wenn Heini eine Fahrt zur Landeslinik hat, besucht er Charly für eine Viertelstunde. Das medizinische Personal kennt Heini. Im Gegensatz zu mir braucht er sich nicht an die Besuchszeiten zu halten.

Einmal im Park hat mir Charly nach längerem Zögern eine Kladde zugesteckt. Zwischen dem blau marmorierten Einband hat er auf unzähligen Seiten Unlesbares gekritzelt, das ich, wenn es die Zeit zulässt, zu entziffern versuche. Ein eigenes Charlyalphabet habe ich angelegt,

um Klarheit in das Gekritzel zu bringen.

Ich könnte Heini anrufen. Vielleicht hat er Lust, mit mir zu Charly hinauszufahren. In Anwesenheit von Heini wirft Charly nicht mit seinem Kot. Vor Heini hat er Respekt, aber er vertraut ihm nicht. Dabei ist es Heini gewesen, der mich über den Verbleib von Charly informiert hat.

Vor Jahren, in einer Nacht, die nicht enden wollte, bin ich in sein Taxi gestiegen. Auf den ersten Blick habe ich ihn natürlich nicht erkannt, da er zu unserer aktiven Bandzeit keinen so wuchtigen Bart getragen hat.

»Hölle und Pest, Sack und Asche«, hat er gebrüllt und mir seine Klauen auf die Schultern geschlagen, dass mir für einen Moment die Luft weggeblieben ist und ich gedacht habe, was will bloß dieser Wahnsinnige von mir.

Erst als er mir seinen Namen und mehrere Titel aus unserem alten Repertoire angesungen hat, ist mir klar gewesen, dass dieser Bär von einem Mann zweifelsfrei nur Heini sein konnte. Eigentlich hätte ich ihn schon an seinem penetranten Schweißgeruch erkennen müssen, der ihn, seit ich ihn kenne, umgibt.

In Anbetracht der frühen Tageszeit verwerfe ich meinen Plan. Da Heini immer nur nachts fährt, außer an Sonn- und Feiertagen, würde ich ihn nur aus dem ersten Tiefschlaf reißen.

Charly hasst Autos, sagt sein behandelnder Arzt, er hat den Drang, alle Autos zerstören zu müssen. Alle, betont der Arzt.

Charly plant einen kollektiven Anschlag auf die gesamte Autogesellschaft. Das Pflegepersonal hat unter seinem Bett Pläne von einer der größten Ölraffinerien, die sich in der Nähe befindet, gefunden. Weiterhin seien, nachdem man die Matratze aufgeschnitten habe, Pläne von einer Zuckerfabrik und Kostenvoranschläge von Ausschachtungsfirmen sowie von Rohrherstellern zutage gekommen.

Ich tauche meinen Toast in den Kaffee und durchblättere meinen Terminkalender. Für den heutigen Tag enthält er keine Eintragungen. Keine wichtige Verabredung, kein

wichtiger geschäftlicher Termin, nichts. Auch gestern keine Eintragung. Nur leere Seiten auf den vergangenen sowie noch folgenden Tagen. Auf den ganzen Seiten steht nichts.

Ich blättere bis zum Jahresende, keine Eintragungen. Im Adressenteil vereinzelt Namen mit Telefonnummern. Die wenigen, die übrig geblieben sind, kann ich ohnehin auswendig. Ist erst einmal eine Telefonnummer in meinem Kopf, ist der dazugehörige Name, ist die Person, die sich hinter diesem Zahlencode versteckt, längst nicht mehr von Bedeutung.

Ich könnte den Kalender hier liegen lassen. Im Grunde ist er wertlos. Selbst der Einband ist nur eine schlechte Lederimitation. Der Kalender ist das Tagebuch meiner Leere, Dokument meiner Unfähigkeit, mein Leben in den Griff zu bekommen, wie es so schön heißt. Tage verplanen, Wochen, Monate, auf Jahre hinaus alles verplanen. Ein Date machen, sich wichtig tun. Die Tage abhaken, durchstreichen. Bei jedem Strich, bei jedem Häkchen ist man wieder über den Tag gekommen.

Erst jetzt, beim Eintauchen des Toastes in meinen Kaffee, bemerke ich, dass der Kalender keine Nächte kennt. Zwar sind die Mondzeiten angegeben, aber ein Kalender beginnt erst um 8.00 Uhr und endet um 22.00 Uhr. Der Terminplaner kennt keine schlaflosen Nächte, das Immer-wieder-Aufwachen, das Schweißgebadet-auf-die-Uhr-Schauen. Aber der kleine Zeiger will sich nicht bewegen. Licht an, Licht aus, Licht an. Oft liegen nur Minuten dazwischen.

Ich entferne das Kunstleder und reiße die einzelnen leeren Seiten heraus, bevor ich aus den leeren Wochen und Monaten kleine Schnipsel mache, die ich dann im Aschenbecher verbrenne.

Wie heißt Heini eigentlich mit Familiennamen?

Der Aschenbecher ist voll. Er weiß keine Antwort.

Heißt Heini überhaupt Heini?

Was ist das überhaupt für ein Name?

Heini nur eine Abkürzung?

Für was steht Heini?

Für Heinz-Dietrich, Hans-Jakob, Heinz-Rudolf, Hans-Harald, Heinz-Heinrich, vielleicht?

Wer heißt schon Heinz-Heinrich?

Hallo, ist da die Auskunft?

Ich hätte gerne die Nummer von Heini. Ja, Heini, nichts weiter. Nur Heini! Einen Heini haben sie nicht, so, so. Heini fährt Taxi, nachts. Nein, nicht die Taxizentrale, nein, nein, Heinis Privatnummer, sie verstehen?

Heini sieht aus wie ein Bär. Er ist behaart wie ein Bär und stinkt wie ein Bär. Nein, nein, ich weiß nicht, wie Bären stinken. Ich weiß nur, Heini stinkt. Was sagen sie? Ich soll die Nummer vom zoologischen Garten mischen mit der von der Taxizentrale. Zu einfach, sagen sie?

Was für eine Quersumme?

Was für ein Quotient?

Wurzelziehen?

Ich verstehe sie nicht. Heini hat einen eigenen Anschluss, und zwar hier in dieser Stadt. Ich habe ihn schon mehrmals angerufen. Es ist scheint sinnlos, weiter den Aschenbecher zu befragen. Auch schaut die Bedienung schon seltsam.

Charlys Nummer ist da viel einfacher. Die Stadt hat ja nur eine Anstalt, obwohl diese Stadt eine Vielzahl an Anstalten benötigen würde. Charly kann ich jederzeit erreichen.

Ich hätte gerne Charly gesprochen, Abteilung IV, glaube ich. Irgendwas mit Drogen, sie wissen schon. Was für ein Charly?

Na den Charly. Na der, der aus Scheiße Männchen modelliert und sie dann, wenn das Material brüchig zu werden droht, gegen die Wand wirft. Was, sie kennen einen Musikprofessor, der einen Videofilm über Scheiße, über das Formen von Scheiße-Männchen gedreht hat. Einen anspruchsvollen Kunstfilm, den er auch noch mit seiner anspruchsvollen Musik unterlegt hat. Ja, mit seiner, worauf er besonders viel Wert legt, anspruchsvollen E-Musik. Sind

sie noch dran?

Musik muss E-Musik sein. Nur E-Musik ist wahre Musik, haben sie das verstanden?

Was?

Nein, nicht den Musikprofessor, der ist noch oder wieder auf freiem Fuß, beeindruckt immer noch seine Studenten, besonders die Erstsemester mit seiner Scheiße, mit seiner Scheiß-Performance.

Nein hören sie, mein Charly macht keine E-Musik, hat in seinem ganzen Leben noch nie E-Musik gemacht. Mein Charly verführt keine kleinen Mädchen, verlangt nicht, dass sie vor laufender Videokamera auf einer Glasscheibe, die von zwei Studenten gehalten wird, ihr Geschäft erledigen oder sich die Scham rasieren sollen. Nein, nein, mein Charly macht U-Musik, verstehen sie, U-Musik, Unterhaltungsmusik im weiteren Sinne.

Nein, nein, mein Charly onaniert nicht vor laufender Kamera. Er hat auch keine Studenten, die vor laufender Videokamera onanieren müssen. Nein, nein, mein Charly spielt bei ihnen kein Instrument. Er modelliert nur. U-Musiker ist er gewesen und jetzt modelliert er eben aus Scheiße Männchen und schmeißt sie im Besuchszimmer gegen das Kontrollfenster.

Da fällt mir ein, Charly hasst Autos, alle. Ja, genau, das ist mein Charly. Charly kann ich jederzeit anrufen. Er hat einen festen Wohnsitz und ist dort überall bekannt. Charly hat ein fotografisches Gedächtnis. Er kann sich alles merken. Er wird auch Heinis Nummer im Kopf haben, wird wissen, wie Heini mit Familiennamen heißt. Wahrscheinlich kennt er sogar Heinis Personalausweisnummer.

Ja, ich hätte gerne Charly gesprochen, den Auto-Hasser, den Elefanten, der nie etwas vergisst.

Was brauche ich einen sprechenden Aschenbecher?

Soll er ruhig behalten, womit ich ihn gefüttert habe.

Die Bedienung könnte ich rufen, mich beschweren über diesen vollen Aschenbecher auf meinem Tisch. Ich könnte

aber auch genauso gut in den Aschenbecher hineinblasen
und so die Asche im Lokal entsorgen.

3.

Heute werde ich sitzen bleiben. Das Café, das eigentlich ein Bistro ist, prahlt damit, fast vierundzwanzig Stunden offen zu haben. Mal sehen, ob es stimmt, einfach sitzen bleiben bis zum Schluss. Irgendwann muss ja der Tag vorbeigehen. Vierundzwanzig Stunden für einen nicht mehr Wartenden doch ein Kinderspiel.

Einfach nur dasitzen und schauen, wie draußen das Leben, das sogenannte Großstadtleben vorbeirauscht.

Nach innen, sehen, wie die Gäste und Kellnerinnen wechseln und dadurch auch die Stimmungen.

Sechzehn Stunden, in sechzehn Stunden ist alles vorbei. In sechzehn Stunden werden die Stühle auf die Tische gestellt, um dann kurz mit feuchten Lappen auf den glatten Kacheln ein Rennen zu fahren.

Die letzte Schicht, immer eine weibliche Bedienung, gegen den Besitzer. Wer gewinnt, darf sich etwas wünschen. Beide wollen dasselbe, aber schnell, wenn es geht. Wenn es überhaupt noch geht, dann schnell. Danach, so als ob nichts gewesen wäre, mit klebriger Haut die Stühle wieder heruntergestellt.

In sechzehn Stunden bin ich längst über den Tag, hat längst ein neuer begonnen, der sich nicht im Geringsten vom vorherigen unterscheidet. Nur eine neue Zahl, ein neues Datum, wieder ein Tag weniger. Zum Glück.

Wahrscheinlich bin ich der einzige, der so denkt, der froh ist, wieder über den Tag gekommen zu sein.

Vielleicht denkt der Kosmonaut, über den momentan alle Zeitungen berichten, da er einen neuen Weltrekord im Daueraufenthalt im All aufgestellt hat, ähnlich wie ich. Schnell wieder hinunter, hoffentlich ohne Komplikationen, wieder festen Boden unter den Füßen spüren, wissen, wo oben und wo unten ist.

Wenn ich den ganzen Tag in meiner Wohnung verbringe, habe ich oft das Gefühl, nicht mehr zu wissen, wo oben und unten ist. Die Zeit bekommt dann Flügel. Rie-

sengroße Schwingen, die mir um die Ohren gehauen werden, dass mir ganz schwarz vor Augen wird.

Das ganze Haus birgt Geheimnisse. Wenn ich den ganzen Tag die Wohnung nicht verlasse, passieren die merkwürdigsten Dinge. Da nützt es auch nicht, wenn ich die Luft anhalte und mich auf die Geräusche aus der Nachbarwohnung konzentriere.

Mit einem Mal ist es Abend und ich finde mich auf Knien wieder. Mein Ohr an der Steckdose, warte ich vergebens auf ein Lebenszeichen meines unsichtbaren Nachbarn.

Zwischen dem Morgen und dem Abend gibt es Lücken, die ich mir nicht erklären kann. Sicherlich habe ich so meine Vermutungen, dass zum Beispiel mein unsichtbarer Nachbar ein Nervengas über die Steckdosen in meine Wohnung bläst und mich in einen apathischen Zustand versetzt. Er wird die Zeit zwischen Morgen und Abend nutzen, um so unbemerkt in meine Wohnung zu gelangen.

Jedes Mal, wenn ich aus diesem für mich zeitlosen Zustand erwache, finde ich Veränderungen vor. Die Terrassentür steht offen. Das Radio läuft. Stühle stehen nicht da, wo sie stehen sollten. Eine Wohnzimmerschranktür steht offen. Obwohl ich kein Auto habe, brennt in der Garage Licht.

Der Abend ist für mich befremdlich, da ich nicht weiß, was ich am Tag gemacht habe, wo er bloß geblieben ist.

Ein Fremder in den eigenen vier Wänden.

Wäre draußen im Hausflur nicht mein Klingelschild mit meinem Namen, ich würde aufstehen und für immer die Tür hinter mir schließen.

Beim Aufräumen der Garage, einer Arbeit, die sich jedes Jahr um diese Zeit wiederholt, dann nämlich, wenn der Herbst sich ankündigt und es an der Zeit ist, die Gartenmöbel zu verstauen, findet der Andere Reste an Rattengift, eingepackt in einer Pappdose mit Metallverschluss und Totenkopf auf dem Etikett. All die Jahre muss ich sie übersehen haben, denkt der Andere.

Vor fünf Jahren hat man in der Straße schräg gegenüber ein baufälliges Haus abgerissen. Beim Ausschachten der neuen Tiefgarage sind damals die ersten Ratten im Garten aufgetaucht.

An das erschrockene und angeekelte Gesicht der Schwester kann er sich jetzt in Anbetracht der vergessenen Dose wieder auf das Genaueste erinnern. Schon bei dem Wort *Ratten* ist die Schwester wie versteinert gewesen. Auch Schweißperlen, Zeichen einer menschlichen Regung, die sonst nicht allzu oft bei ihr zu registrieren ist, sind ihr auf der Stirn gestanden. Kiloweise hat sie damals das Gift angeschleppt, ihn angefleht, ihn beschworen, alles Erdenkliche zu tun, um dieser Plage Herr zu werden.

Was für ein Triumph! Ein schönes erhebendes Gefühl, damals, denkt der Andere, der die Pappdose mit dem Metallverschluss und dem Totenkopf auf dem Etikett in die Küche bringt. Wochen später sind es drei große Müllsäcke voller toter Ratten, die er in der Gefriertruhe im Keller aufbewahrt. Einzeln hat der Andere sie schockgefroren, um sie der Schwester zu zeigen.

Eine Genugtuung, ein regelrechter Triumph über die Schwester, als er die Säcke vor ihren Füßen ausgeschüttet hat und die tiefgefrorenen betonharten toten Tierkörper über die Terrasse gekullert sind.

Ins Leben gesprungen. Ein kurzer Sprung mit weicher Landung. Viel zu schnell gefallen. Ein Augenaufschlag, mehr nicht. Das hätte mich misstrauisch machen müssen - wie eine Ameise in den Honigtopf gefallen, dessen Oberfläche anfangs ja noch trägt. Doch bei jeder kleinsten Bewegung sinkt man tiefer und tiefer. Ganz langsam geht man unter. Jede Bewegung ist eine Kraftanstrengung. Jeder Gedanke, jedes Suchen nach der Möglichkeit an die klebrige Oberfläche zurückzufinden, sie zu durchbrechen, lässt einen tiefer und tiefer sinken. Langsam, damit man etwas davon hat. Das Abrutschen, das Immertiefersinken, geschieht langsam und ist für einen Außenstehenden ohne hin nicht nachvollziehbar. Das Kind beobachtet die kleine

Ameise, wie sie langsam in die klebrige zähe Maße des Honigs versinkt. Doch schon nach wenigen Minuten verliert das Kind das Interesse. Es geht ihm nicht schnell genug. Von draußen ruft das Leben. Das Kind stellt den Honigtopf zurück an seinen Platz, vergisst seine Hausaufgaben und schaltet den Fernseher ein. Erst im Winter, als die Mutter ihm zum Schutz gegen eine Erkältung einen Zitronentee mit Honig zubereiten möchte, wird das Glas aus dem Regal hervorgeholt und auf den Tisch gestellt. Die Küchenlampe lässt den Honig wie Bernstein leuchten, macht ihn transparent, dass man hindurch schauen kann. Der kleine Punkt ganz unten im Glas, fast am Boden, die kandierte Ameise nämlich, wird vom Kind nicht wahrgenommen. Wie konnte es nur dazu kommen, gerade du, bei deinen Möglichkeiten, deinen Talenten, Fähigkeiten, deinem unverwechselbaren Charme, deiner Ausstrahlung, sagt der Außenstehende und wendet sich innerlich angewidert ab.

Der Außenstehende möchte damit nichts zu tun haben, möchte auf keinen Fall mitgerissen werden. Der Sog eines Ertrinkenden ist gefährlich. Wie leicht gerät man selbst in den Strudel.

Nein, nein, denkt der Außenstehende und verteilt noch ein paar tröstende Allgemeinplätze, die ihre Wirkung natürlich verfehlen, da sie ja nicht ernst gemeint sind, sondern nur der eigenen Beruhigung dienen sollen.

Der Außenstehende ist viel zu vorsichtig. Er ändert seine Gewohnheiten, wechselt die Orte, die Straßen, aus Angst, dem Ertrinkenden, dem langsam Zugrundegehenden, wieder zu begegnen. Er spielt sogar mit dem Gedanken, seine Telefonnummer zu wechseln. Das Leben scheint leicht, überall wo man hinschauen will, scheinbare Leichtigkeit.

Wer selbst nicht mehr scheint, kann auch keinen Schein mehr entdecken, geschweige denn einstecken. Das ist sinnlos. Wer nicht scheint, reflektiert auch nicht. Er bleibt im Dunkeln. Wer nicht scheint, braucht andere Scheine,

Geldscheine, dann ist es einigermaßen erträglich. Mit Geldscheinen kann man sich Ziele setzen, alles auf eine Karte, verdoppeln die Scheine, verdreifachen das Ganze. Die Scheckkarten liegen in der Brieftasche eng beieinander. Da reibt sich Magnetstreifen an Magnetstreifen und sind nicht in der Lage, sich zu vermehren. Das Gegenteil ist der Fall. Geldbeträge werden so lange hin und her transferiert, bis am Ende nichts mehr übrig bleibt außer Schulden. Den Dispokredit ausgekitzelt, die Kreditkarten gestreichelt, den Magnetstreifen geküsst und mit einem kleinen Bündel Bares in den Puff gefahren.

Dem Anderen gefällt das Wort *Bordell* eigentlich besser. Das Wort *Bordell* hat so etwas, ähnlich wie das Wort Freudenhaus. Freudenhaus klingt fast so schön wie Badehaus. Gehen die Türken nicht einmal die Woche ins Badehaus und hat das nicht etwas mit tausendjähriger Kultur zu tun?

Morgenländische Kultur ist das. Die Orientalen gehen ins Badehaus. Die Europäer ins Freudenhaus. Das ist der Unterschied, so ist abendländische Kultur. Das älteste Gewerbe der Welt ist auch nur eine abendländische Erfindung. Am ältesten Gewerbe der Welt muss was dran sein, da muss man für sein Geld ja noch etwas bekommen, sonst hätte es ja auf dem harten kapitalistischen Markt nicht überleben können.

Schon der Anblick des Gebäudekomplexes ist für den Anderen eine große Enttäuschung. Keine Frauen mit roten Lackschuhen und hohen Absätzen, keine schwingenden Täschen, kein Auf- und Abgehen wie im Film. Selbst die kleine beleuchtete Windmühle auf dem Dach, wie bei Irma la Douce, fehlt. Nur eine rote Leuchtschrift *Eroscenter* und ein in Schwimmbadkacheln gehaltener Eingang kennzeichnen den Gebäudekomplex.

Der Andere betritt durch eine Art Plastikvorhang das Eroscenter, wo ihm als erstes eine chlorhaltige Luft entgegenschlägt, die ihm fast den Atem nimmt. Kein Plüsch, keine Palmen, noch nicht einmal welche aus Plastik, nichts hat Ähnlichkeit mit den Vorstellungen in

seinem Kopf. Die Realität beschert ihm stattdessen unendlich scheinende Gänge, die bis in Brusthöhe gekachelt sind. Viele verschlossene Türen, und in den denen, die offen stehen, lehnen vereinzelt braun gebrannte Mädchen in Badeanzügen. Die Männer, die dem Anderen entgegenkommen, haben die Mäntel hochgeschlagen und betrachten aus der sicheren Deckung der Krägen heraus die Angebote in den offenen Türen.

Der Chlorgeruch, die Mädchen in den Badeanzügen erinnern den Anderen an ein öffentliches Schwimmbad. In manchen Zimmern, die offen stehen, liegen sonnengebräunte Mädchen in ein Schwarzlicht getaucht auf ihren Betten und schauen ausdruckslos zur Tür. Unter dem künstlichen Schwarzlicht leuchtet das Weiß der Bodys besonders hell. Die braune Hautfarbe wirkt gleichmäßig verteilt, wie Schokoladenguss. Nur die falschen Stiftzähne setzen sich im Kunstlicht dunkel ab. Im Hintergrund laufen die Fernseher. Überall wird geschossen. Sogar Hubschrauber fliegen durch die Räume.

Ich werde so lange wiederkommen, bis ich Geigen höre oder zumindest eine Knopfharmonika. Vielleicht werden dann die Mädchen wieder lachen. Ich zumindest habe die Größe, um über falsche Stiftzähne hinwegsehen zu können.

Nacheinander sind dann die Kreditkarten in den gepanzerten Geldautomaten geblieben. Die Brieftasche irgendwo auf den unendlich scheinenden gekachelten Fluren weggeschmissen.

Eine Brieftasche trägt auf, nicht so der Brief, der den Stempel des Amtsgerichts trägt und ungeöffnet in der Innentasche meiner Jacke zwischen Futter und Futter steckt.

Eine junge Frau und ein junger Mann haben das Café, das eigentlich ein Bistro ist, betreten und ausgerechnet am Nebentisch Platz genommen, obwohl fast alle Tische um diese frühe Uhrzeit unbesetzt sind.

Ein letztes Mal, ein *Warum* steht in ihren Gesichtern

geschrieben, sich in Freundschaft trennen, vielleicht zum Schluss noch ein fettiger Lippenstiftkuss. Die beiden sitzen so nah, dass ich teilhaben kann an ihrer gescheiterten Beziehung.

Wie gesagt, alle Tische, bis auf die der Nachtschwärmer, die etwas müder und dadurch leiser geworden sind, sind frei, aber nein, ausgerechnet neben mir mussten sie Platz nehmen. Ein einzelner wird eben nicht wahrgenommen. Vielleicht aber brauchen sie ein Publikum, um so richtig in Fahrt zu kommen, oder gar einen Zeugen, falls es zu Handgreiflichkeiten kommen sollte. Noch hält er ihre Hand und murmelt etwas von: »Du kannst nichts dafür.«

Gibt es da nicht sogar ein Lied?

Fängt das nicht genauso an?

»Du kannst nichts dafür, schubidu, schubidu.«

Ja, mit Liedern, vor allem mit solchen Texten, kenne ich mich aus, aber dazu später.

»Nein, wirklich, dich trifft keine Schuld«, sabbert der junge Mann. Andauernd fällt von seiner Seite aus das widerliche Wort *wirklich*.

Wenn ich mir ein Ohr zuhalte, wird aus seinem *Du wirklich*, ein *Du bist widerlich*.

Sie hingegen stellt Fragen, aufdringliche, unappetitliche Fragen, die die Neue betreffen.

»Ist sie hübscher als ich?

Was hat sie, was ich nicht habe?

Sind's die Titten oder ihr geiler Arsch?

Ist sie besser im Bett?«

Unendlich viele Fragen, denen er natürlich mit seinem Sabbern ausweicht und sich mit seinem, *Nein, du, wirklich* herausredet. Uralte, klassische Szene, die nichts an ihrer Erbärmlichkeit verloren hat.

Obwohl es erst früh am Morgen ist, brauche ich jetzt ein Bier. Auch ist die Zigarettenschachtel leer und ich habe kein Kleingeld.

Ich schaue in Richtung Tresen, wo ich aber nur zwei Hände sehe, die sich an einer aufgeschlagenen Zeitung

festhalten. Wie eine dicke fette Kröte wird die Bedienung dahinter sitzen und hoffen, dass es bald Mittag wird. Die paar Stunden, denkt sie, dann bin ich erlöst für heute, dann ist Schichtwechsel.

Der Bedienung bin ich zuwider, was ich aber nicht persönlich nehme. Denn jeder Stammgast ist ihr eine Plage. Einen durch Zufall hier Hereingekommenen, einen in diese Lokalität sich Verirrenden kann man ja noch täuschen, sich heuchlerisch entschuldigen, dass die Brötchen gerade ausgegangen sind. Dabei ist die Bedienung nur zu faul, ihren dicken Kellnersch zu erheben, um die paar Schritte zum Bäcker herüber zu gehen.

Einen Stammgast hingegen kann man nicht täuschen, der hat ein Gedächtnis wie ein Elefant. Ein Stammgast hat das Recht, Forderungen zu stellen. Auch pflegt er in der Regel gute Beziehungen zu den Besitzern. All das weiß die Bedienung, und allein deswegen bin ich ihr zuwider.

Also muss ich aufstehen und hinübergehen, mich vor der aufgeschlagenen Zeitung aufbauen, mich durch ein Husteln bemerkbar machen und darauf warten, dass sie die Zeitung gnädigerweise senkt, um meine Bestellung entgegenzunehmen. Die Zigaretten aber wird sie mir bringen müssen, darauf werde ich bestehen.

Beim Gehen durch das Café spüre ich die harten Kanten des Briefes, der den Stempel des Amtsgerichts trägt und ungeöffnet in der Innentasche meiner Jacke zwischen Futter und Futter steckt.

Vor dem Tresen spare ich mir ein Husteln und bestelle lautstark mein Bier und zwei Schachteln Zigaretten.

Bei meiner Rückkehr werden an meinem Nebentisch gerade die Habseligkeiten aufgeteilt. Der junge Mann hat ein weißes Blatt Papier hervorgeholt und es mit seinem Kugelschreiber in zwei Hälften unterteilt. Im Grunde könnte sie ja alles haben.

Nein, wirklich! Er nimmt ihre Hand, zieht sie zu sich hin, beugt sich vor und besabbelt sie zu allem Überfluss auch noch.

Mein Gott ist das schlecht!

»Warum nur, warum nur? " schluchzt sie.

Dabei wartet dieses Arschloch doch nur darauf, dass sie ihn über den Kopf streichelt und durch seine schuppigen Haare fährt. Wenn er gleich noch anfängt, zu singen, entschuldigt sie sich dafür, dass er wie wild in der Gegend herummacht. Erste Anzeichen von Verständnis tauchen in ihrem Gesicht auf. Lass den Trottel laufen, du kannst sie doch alle haben.

Sicherlich, heute Morgen ist die Auswahl etwas begrenzt. Du kannst wählen zwischen den mittelalterlichen betrunken Nachtschwärmern und mir, denke ich und frage mich, warum ich nicht aufstehe und im Vorbeigehen den Stuhl unter seinem Chauvi-Breiarsch wegtrete. Natürlich rein zufällig. Er wird mit seinem Kopf auf den harten Boden fallen und damit seinen Standardsatz *Du, wirklich* durcheinanderbringen. Ein *Wirklich*, *du* wäre doch eine Abwechslung.

Bloß keine Platzwunde am Kopf oder gar eine gebrochene Nase. Der Trottel bringt es vielleicht wirklich fertig und fällt falsch. Eben so unglücklich, dass sie aufstehen muss, sich herablässt und, ihren mütterlichen Instinkten folgend, Erste Hilfe leistet.

So verwerfe ich also meinen Plan, bleibe sitzen und beobachte stattdessen die fette Kröte hinter dem Tresen, wie sie mein Bier zapft.

Da ich der erste bin, der um diese frühe Uhrzeit ein Fassbier bestellt hat, muss sie den Hahn laufen lassen, was ihr überhaupt nicht behagt. Jede noch so kleinste Bewegung ist ihr zuwider. Das sieht man ihr einfach an.

Die morgendlichen Bedienungen hier in dem Café, das eigentlich ein Bistro ist, sind von jeher die schlimmsten.

»Ich liebe dich doch, du wirklich, aber wir passen halt nicht zusammen!«

Dieser Satz fliegt wie der Schweif eines Reklameflugzeuges durch den Raum.

Wenn ich ihn fange, mein Freund, stehe ich auf und

erwürge dich damit.

Die fette Kröte lasse ich nicht mehr aus den Augen. Zwei Weizenbiertgläser voller Schaum schüttet sie in den Ausguss. Dann erst stellt sie eine Pilstulpe unter den Hahn. So weit, so gut, bis jetzt kann man ihr nichts vorwerfen. Dennoch kann und darf ich mir keine Unachtsamkeit leisten. Für einen Sekundenteil weggeschaut, und sie spuckt mir ins Glas.

Ein hilfloser weiblicher Blick; den ich aus dem Augenwinkel heraus von der Seite her wahrnehme. Ich habe keine Zeit, muss mich auf mein Bier konzentrieren, obwohl der Arsch am Nebentisch immer noch ihre Hand ableckt und nun schwerere Geschütze auffahrt.

»Ich liebe dich doch, Du wirklich, aber wir passen nun mal nicht zusammen. Du wirst mir fehlen, die Andere bedeutet mir nichts, du wirklich, ein Abenteuer, mehr nicht, ein schlechter Trost, ich weiß, ich liebe dich, du wirklich, aber es soll halt nicht sein, ich würde dir ohnehin kein Glück bringen, du hast einen Besseren als mich verdient, du wirklich!«

Ohne Vorwarnung schüttet sie ihm ihren mittlerweile kalten Kaffee ins Gesicht, der dabei gleichzeitig auch seinen Aufteilungsplan zerstört.

»Mit dem Nächstbesten werde ich es machen, du Schlappschwanz!«

Ich wende mich ab und schweige zu alledem. Sie leider nicht. Wahrscheinlich hat sie mit ihrem weiblichen Instinkt sofort erkannt, dass ich kein Schlappschwanz bin, nicht so ein verlogenes Weichei wie ihr Gegenüber.

»Alles nur vorgespielt, die ganzen Jahre, verstehst du, all die Jahre dir vorgegaukelt, du wärst ein ganzer Mann, du Versager, geh doch, geh doch, hau doch ab, den Nächstbesten, verstehst du, mit dem Nächstbesten!«

Er hält ihr den Mund zu.

Ich werde mich so setzen, dass ich ganz aus ihrem Blickwinkel verschwinde.

Sie reißt sich los und läuft auf die Toilette. Er grinst mir

entgegen.

»Sie müssen schon entschuldigen, aber meine Schwester ist Schauspielerin. Hochbegabt, finden sie nicht auch?«

Mit wiegenden fetten Hüften kommt die Bedienung Kaugummi kauend auf mich zu. Natürlich Kaugummi kauend, habe ich etwa etwas anderes erwartet?

Keine Brötchen, na klar, braucht sie ja auch nicht. Sie hat ja ihren Kaugummi. Jetzt heißt es aufgepasst. Wie schnell fällt so eine kleine weiße Gummikugel in ein volles Bier und versteckt sich im Schaum.

Endlich steht es vor mir, unversehrt, das kühle Blonde. Selbst an die Zigaretten hat sie gedacht. Es geschehen noch Zeichen und Wunder.

Für einen Moment steht die fette Bedienung zwischen mir und diesem Heuchler. Ich könnte aufstehen und in ihrem Windschatten unauffällig das Café verlassen. Wer weiß, wann sich so eine Chance noch einmal bietet?

Stattdessen hat sich der Trottel vom Nebentisch unauffällig herangeschlichen und hat auch noch die Frechheit, mich anzusprechen.

»Haben Sie vielleicht Feuer? Eine Zigarette wäre auch sehr nett.«

Ich reiche ihm das Tablett mit den Zigaretten, was sich als großer Fehler herausstellt. Denn schon hat er sich gesetzt. Genüsslich zieht er ein Stäbchen aus der Schachtel, und ich gebe ihm auch noch Feuer. Welch ein Albtraum!

»Gott sei Dank macht Kaffee ja keine Flecken«, sagt mein Gegenüber und zieht kräftig an der geschnorrten Zigarette. In Anbetracht seiner versifften Klamotten sehe ich das natürlich anders. Aber mein Gegenüber scheint ohnehin unter Realitätsverlust zu leiden. Ich warte auf ein *Du wirklich*. Warum kommt sein *Du wirklich* nicht?

Die ganze Zeit hat dieser Kerl jeden Satz mit einem *Du wirklich* beendet. Wieso bringt er es jetzt nicht?

Ich könnte ihm dann mein Bier ins Gesicht schütten. Komm schon! Es wird doch nicht so schwer sein. Er aber grinst nur. Dabei soll er sich beeilen mit seinem *Du*

wirklich, sonst ist mein Glas leer und ich werde ihn nie mehr los. Vielleicht sollte ich mir vorsorglich gleich noch ein Bier bestellen. Aber längst sitzt die fette Kröte wieder hinter ihrem Tresen und hat sich hinter der Zeitung versteckt.

Irgendwie hat er ja schon Format, sich einfach zu mir zu setzen, während seine Lebensgefährtin, seine Ex-Lebensgefährtin, die er als seine Schwester mit Schauspielambitionen ausgegeben hat, weinend auf die Toilette gerannt ist. Ja, ich kenne diese Typen, erst schnorren sie sich eine Zigarette, und dann erzählen sie einem ihre ganze Lebensgeschichte, deren Höhepunkt dann die Beziehungskrise bildet. Irgendwann wird die Frau hinzukommen, sich einmischen und versuchen einige Dinge klarzustellen, Begebenheiten, Bilder wieder zurechtzurücken. Verrückt, wie ich bin, werde ich mich einmischen, versuchen zu schlichten, zu vermitteln und prompt stehe ich mit einem Mal im Fadenkreuz beider, die uralte Geschichte.

Im Grunde haben ja beide nur auf ein Opfer gewartet. Endlich hat sich ein Trottel gefunden, auf den man einschlagen kann.

Hatte nicht auch der Analytiker gesagt, dass sie Aggressionen sofort herauslassen, nicht aufstauen lassen sollen?

Ja, jetzt können endlich beide das ausprobieren, was sie für teures Geld, weil sie es damals so wollte, beim zwölfwöchigen Beziehungstraining gelernt haben.

»Zahlen!« rufe ich zaghaft, aber die Zeitung ist immer noch aufgeschlagen. Die lackierten Fingernägel, die so überhaupt nicht zu den weißen Wurstfingern passen, krallen sich fest ins Papier.

»Zahlen!« rufe ich, jetzt schon etwas lauter.

Ich werde ein-, zweimal um den Block laufen. Vielleicht noch in der Wohnung vorbeischaun, ob die Kaffeemaschine durchgeschmort ist. In einer Stunde bin ich wieder zurück.

Spätestens in einer Stunde werden beide, wenn sie kein Opfer mehr haben, längst verschwunden sein.

Leise ist von der Damentoilette her der Handföhn zu hören. Ich muss mich beeilen. Ich komme nicht aus meinem Stuhl heraus, klebe förmlich fest. Mir bleibt nur der starre Blick auf die Tür der Damentoilette. Jeden Moment kann sie sich öffnen, und ich komme nicht hoch.

»Kann ich noch eine?« fragt kleinlaut mein Gegenüber und zeigt auf die Zigarettenpackung.

Ich nicke nur und versuche mich aus meinem Stuhl zu befreien. Der kaffeebesudelte Don Juan nimmt direkt drei Zigaretten heraus. Warum nimmt er nicht gleich die ganze Packung?

Instinktiv lässt er die Glimmstängel in seiner nassen Hemdtasche verschwinden. Keine gute Idee, denke ich.

»Eigentlich wollte ich längst damit aufgehört haben«, so mein Gegenüber. Warum sagt er nicht, *Du wirklich?*

Dann hätte ich wenigstens einen Grund, käme ich endlich aus diesem verdammten Stuhl.

In dem Moment, als sich die Tür der Damentoilette langsam öffnet, und ich das Gefühl habe, jetzt aufstehen zu können, verabschiedet sich der Schnorrer ohne ein Wort.

»Ich weiß, ich bin ein Schwein!« Mit diesen Worten geht er auf die Lebensgefährtin, auf seine Ex-Lebensgefährtin zu, die er eben noch als seine Schwester mit Schauspielambitionen ausgewiesen hat.

»Du wirklich, ich bin ein Schwein! Komm, sag' es, sag' es, ich will es hören. Ich bin ein Schwein!«

Wie ein Kind, das seinen Vater, weil das Familiengericht es so entschieden hat, nur einmal im Monat sehen darf, läuft sie mit offenen Armen auf ihn zu, fällt ihm um den Hals und beginnt zu weinen.

»Ist ja gut, Kleines, ja, ja, lass alles raus!«

Er schnippt mit den Fingern, und schon lässt die Bedienung, diese fette Kröte, ihre Zeitung fallen.

»Einmal Champagner, wenn ich bitten darf, und für den Herrn da«, - er muss wohl mich meinen - »noch ein Bier!«

Was ist das bloß für ein Café?

Dieser Schnorrer schnippt einfach nur mit den Fingern, und schon springt die Bedienung.

Einen Stuhl könnte ich schmeißen, mir die Pulsadern aufschneiden, aus dem Fenster springen, die Bedienung würde es ignorieren, wie eine fette verwarzte Kröte würde sie weiter hinter ihrer Zeitung verharren. In Anbetracht des zu erwartenden frisch gezapften kühlen Bieres, hat es wohl keinen Sinn mehr aufzustehen.

»Jetzt einen großen nackten weißen Frauenarsch, und der Abend ist gerettet!«

Die Nachtschwärmer sind munter geworden und melden sich zurück, realisieren aber immer noch nicht, wollen es nicht wahrhaben, dass der Tag längst angebrochen ist.

»Ein Frauenarsch mit Pfirsichhaut, aber dalli!«, brüllt einer dazwischen. »Arschficker!«, ein anderer.

Da niemand reagiert, versucht er es mal mit *Arschlöcher*. Während also der eine, lang gezogen sein *Arschlö – cher* zum Besten gibt, bringt ein anderer im Maschinengewehr-rhythmus nur das Wort *Ficken* heraus. Andauernd nur ein schnelles *Ficken, Ficken, Ficken*, untermalt durch ein lang gezogenes *Arschlö – cher*.

Die Nachtschwärmer haben die Kontrolle über sich verloren. Die Kontrolle und den Blick für die Realität.

Längst ist es Tag, und die Bedienung die einzige, die für ein paar Mark zur Verfügung stehen würde und in ihrer Drallheit den Vorstellungen der illustren Nachtschwärmer entspricht, ist sonnenstudiogebräunt, und dies mit Bestimmtheit nahtlos.

Zuhause werden die Ehefrauen, in ihren zum Verwechseln gleich aussehenden Reihenhäusern am Rande der Stadt, auf ihre mittelmäßigen Männer warten.

Ficken, Ficken, Ficken, das Thema scheint die Nachtschwärmer nicht mehr loszulassen. In ein paar Stunden werden die Ehefrauen im großen Einkaufszentrum lustlos mit ihren Einkaufswagen Kreise ziehen. An der Gemüsetheke oder am Stand der Sonderangebote, vielleicht aber

auch bei den Probierhäppchen, die wahlweise von der Antje aus Holland oder von einem rosa Schwein gereicht werden, führen sie ihre Gespräche, ohne dabei die Abgängigkeit ihrer Männer zu erwähnen. Die Lebensversicherung ist abgeschlossen. Das Haus fast abbezahlt. Und das Kind, falls es mal kommt, falls es endlich einmal gezeugt wird, was längst ja passiert wäre, wenn er abends nicht immer so müde wäre, ist längst im Kindergarten angemeldet.

»Wir stehen auf der Liste«, sagt die eine Ehefrau, wobei die Betonung auf *wir* liegt, zur anderen im schmalen Gang des Supermarkts. Das sind der Kindergarten, der Tennisclub und der gerade eröffnete Golfklub.

»Stress erzeugt müdes Sperma«, erwidert die andere, bevor man sich an der Kasse anstellt, um anschließend wortlos auseinanderzugehen.

Die Nachtschwärmer sind einen Schritt weitergekommen, entschlossen rufen sie nach der Bedienung, die immer noch hinter ihrer Zeitung hockt, und verlangen nach der Rechnung.

»Aber preußisch zackig, wenn ich bitten darf!«

Einen Klub will man noch aufsuchen. Leise Zustimmung von allen Seiten. Nur der monotone *Ficken, Ficken* Schreier teilt sich lautstark mit, wobei der lang gezogene *Arschlöcher* Rufer verstummt ist.

Der mit dem Handy, der die ganze Zeit unentwegt Nummern drückt, ohne jemanden zu erreichen, zahlt die Rechnung mit irgendeiner bunten Plastikkarte. Am liebsten hätte er der feisten Bedienung hinter dem Tresen die Karte in den Ausschnitt gesteckt. Aber wer steckt schon Kreditkarten in den Ausschnitt von Aushilfskellnerinnen, deren ständiges Kaugummigefletsche sowieso jede Annäherung unmöglich macht?

Ein Taxi wird bestellt. »Jetzt fahr 'n wir in den Puff trara. Die Frauen dort sind wunderbar!«

Die Nachtschwärmer wollen es an diesem Vormittag wirklich wissen. Beflügelt durch den Alkohol und ihre

geilen Fantasien, denken sie nicht an ihr müdes Sperma, erst recht nicht an die Fotografie in ihren Brieftaschen, die die holde Gattin zeigt. Bevor sie sich aber ihrer Geilheit entledigen können, müssen sie notgedrungen ihre Brieftaschen öffnen. Die Frauen wissen das. Vor allem bei den morgendlichen Freiern lassen sie wissen, dass man auch Kreditkarten akzeptiert. Ein Rutsch, ein Ratsch, schon ist die Karte über den Plastikschlitten gezogen. Die Überholspur auf der Datenautobahn wird genommen, und ehe die Nachtschwärmer, die die Realität nicht wahrhaben wollen, wenigstens für eine kurze Zeit ihre mittelmäßigen Reihenhäuser, ihre durchschnittlichen Ehefrauen, die sowieso nur bei zugezogenen Gardinen und in völliger Dunkelheit den Akt über sich ergehen lassen, vergessen können, ihre Hosen heruntergelassen haben, ist alles schon auf der Hausbank diskret vom Konto abgebucht. Zwei Minuten später ist alles erledigt, trifft man sich im Kontakthof wieder, um sich abzuklatschen.

Was für ein Tag! Was für ein Morgen!

»Ein schöner Tag, lala, lala, ein schöner Tag!«

Der Text hätte mir einfallen müssen. Ich hätte ausgesorgt und müsste nicht hier sitzen.

Stattdessen mutieren die Nachtschwärmer beim Verlassen des Privatkлубs, - der einzige, der auf Wartelisten verzichtet -, zu Spießern.

Mein Haus! Mein Auto! Meine Frau! Nur, wo ist das verdammte Handy?

Das junge Paar ist immer noch da. Sie hat den Platz gewechselt, sitzt jetzt neben ihm und hält ihn wie einen Teddybären eng umschlungen. Mit einer Hand hält er das Glas und schlürft den Champagner. Natürlich hat er dabei einen Finger gespreizt. Anderes hätte ich von ihm auch nicht erwartet. Bei mir die Zigaretten schnorren und mit der Betrogenen, die jetzt zahm wie ein Kätzchen nehmen ihm sitzt, in gespreizter Fingerhaltung Champagner trinken. Wenn jemand dem Liebsten kalten Kaffee ins Gesicht schüttet, kann man als unbeteiligter Zuschauer

eigentlich mehr erwarten. Mädchen, nimm die Pulle aus dem Kübel und zieh' sie ihm über den Schädel!

Champagnerflaschen haben einen besonders dicken Boden. Da hat er was von. Vielleicht wird er danach ein Bein nachziehen oder die Zunge wird ihm heraushängen.

Keine Angst Mädchen, ich habe alles genau gesehen. Ich bin dein Kronzeuge. Es war ein Unfall. Einfach eine blöde Sache. Ungeschickt, wie er nun mal ist, ...

Das kriegen wir schon hin, Mädchen. Wenn du es machst, lasse ich mir etwas einfallen. Für meine Einfälle bin ich bekannt. Mit meinen Ideen habe ich dickes Geld verdient.

Stattdessen aber öffnet die junge Frau diesem berechnenden Arschloch die glitschigen Knöpfe seines Hemdes. Was für ein erbärmliches Bild! Er schlürft den Champagner und sie krault ihm seine kaffeeverklebten Brusthaare. Jetzt prostet er mir auch noch zu. Und mir bleibt nichts anderes übrig, als das von ihm ausgegebene Bier zu erheben und ein freundliches Gesicht zu machen.

Ich hebe zwar das Glas, doch bevor auch nur der Hauch einer Eindeutigkeit entsteht, beuge ich mich weit vor, senke dabei den Kopf und trinke das Bier in einem Zug aus.

Wer weiß, wie alles gelaufen wäre, hätte ich den Ungarn nicht kennengelernt.

Irgendwann vor mehr als zehn Jahren ist er zufällig neben mir in einer Kneipe gestanden. Ich, ein Studierender ohne Ziel und Anspruch. Auf Bierdeckeln Gedichte geschrieben und am Wochenende in feuchten Kellern Musik gemacht, mit der Hoffnung, irgendwann doch noch ganz groß herauszukommen.

Eine Nacht hatte der Ungar nur benötigt, und ich hatte ein Ziel. Wenn man um die zwanzig ist, erzählt man ja noch alles. Da gibt es noch nichts, wofür man sich schämen muss. Da gibt es kein Scheitern, das man verstecken, unterschlagen muss. Da ist noch die Hoffnung auf ein Morgen, da sind noch Bilder, neue Bilder im Kopf.

Mit zwanzig kann man noch erzählen, da ist Faszination Ehrensache. Mit zwanzig überzeugt man jeden, die scheinbare Leichtigkeit ist Programm.

Der Ungar, ein erfahrener schlauer Fuchs, hat sofort gewusst, auf wen er sich da einlässt.

Mit zwanzig Jahren in den Honigtopf gefallen, glücklich darüber, dass die Oberfläche trägt. Mich im süßen Saft gewälzt, rosige, zuckersüße Zukunft.

Der Ungar hat mich anfangs so geschickt bei der Hand genommen, dass ich das Gefühl gehabt habe, ihn in der Hand zu haben. Ich habe ihn in die einschlägigen Musik Keller geführt und ihm meine Lieder vorgespielt. Stundenlang, kein Lied habe ich ausgelassen, bis zur Heiserkeit ihm alles offenbart.

»Sehr gut, sehr gut«, hat er gesagt, mich aber dennoch auf ein *Später* vertröstet. Sein *Später* habe ich ausgebaut, sein *Später* ist Leitfaden, Hoffnung auf ein Morgen gewesen.

Mit zwanzig Jahren dann die ersten Scheckkarten. Wofür eine Wohnung, wo es doch Hotels gibt?

Das Zahngoldlächeln des Ungarn hat mich stets über-

zeugt.

Mit zwanzig Jahren soviel Geld verdient, dass ich es nicht geschafft habe, es sofort wieder auszugeben. Ich habe es wirklich versucht, mich der Kohle zu entledigen. In den Bars die Getränke flaschenweise geordert, obwohl mir meist nach zwei, drei Gläsern schlecht gewesen ist.

Wenn man kein Geld hat, verdoppeln sich die Wünsche, hat man in wenigen Minuten eine gigantische Einkaufsliste. Reicht das Geld aber gerade mal aus, ist es schnell weg. Einen Hunderter in der Tasche, in zwei Kneipen gewesen, dreimal um die Ecke gegangen, einmal mit dem Taxi gefahren und nichts bleibt übrig. Wenn die Brieftasche aber voller Hunderter ist, so dick, dass man sie nicht schließen kann, gibt man kaum noch etwas aus.

Die Schulterklopper, die immer an einen geglaubt, die es immer schon gewusst haben, geben einen aus und mit dem Auto wird man auch so mitgenommen. Ist die Kohle erst mal da, fällt einem nach einer gewissen Zeit einfach nichts mehr ein. Das dicke Geld trägt auf, zerfranst die hintere Hosentasche oder lässt die Innentasche des Sakkos durchhängen. Dicke Brieftaschen sind unbequem. Sie tragen auf.

Wahrscheinlich wollte ich mich nicht verändern, habe mir eingebildet, ohne Geld in der Tasche, der alte zu sein. Ruckzuck, und du bist Millionär, ein schrecklicher Gedanke, damals zumindest.

Der Andere sitzt mit Jacke und Straßenschuhen in seiner Küche. Für einen Moment weiß er nicht, wo er sich befindet. Auch die Schuhe kommen ihm fremd vor, so als ob seine Beine einem anderen gehören würden. Eine ganze Weile schon starrt er auf die Pappdose mit Metallverschluss und Totenkopf auf dem Etikett sowie den beiden Warnschildern, die auf die Streuung von Rattengift hinweisen und die er damals im Auftrag der Schwester hat anfertigen müssen.

Draußen hat ein leichter Regen eingesetzt. Bis zum späten Nachmittag werden erneut eine Menge Nüsse

herunterfallen, deren grünbraune Schalen leicht aufgeplatzt sein werden. Ein Glas Wein noch trinken, vielleicht eine Zigarette rauchen, bevor er sich an die Arbeit machen wird. Da er sich einen Plan zurechtgelegt hat, dürfte das, was er vorhat, leicht von der Hand gehen.

Der Andere denkt, dass sein Plan perfekt ist. Allein die Idee, das Rattengift in kochender Milch aufzulösen, um es dann mithilfe einer Spritze in die Nüsse zu injizieren, findet er genial. Die beiden Warnschilder wird er so am Baum anbringen, dass die Taschenlampenkegel der Nachbarn sie nicht treffen werden.

Ein bedauernswerter Unfall, ein Zwischenfall, wie er allorts vorkommt. Ein tragisches Unglück, das sogar eine Nachricht wert sein könnte. In der Tageszeitung auf der letzten Seite, da wo die Agenturmeldungen aus aller Welt stehen.

Den oder die Artikel wird der Andere ausschneiden und in die jeweiligen Kartons legen, die er für jede Wohneinheit angelegt hat. Ein Dossier, eine Akte, die sich jetzt noch lose in den Kartons befindet, kann er mit Bestimmtheit in ein paar Tagen schließen. Die Schwester wird mal wieder ein Theater machen. Sie hat es nicht gerne, wenn ihr die Mieter wegsterben. Aber allein dafür lohnt es sich schon.

Das verkniffene Eulengesicht, mit den vielen Falten um den Mund, das hysterische Geschrei, als ob man damit die Toten wieder auferstehen lassen könnte. Es hat ihm immer gut getan, wenn er die Schwester in so einen Zustand versetzen konnte.

Die Wohnungen müssen renoviert werden. Er wird sich natürlich der Schwester anbieten und ihr einen brüderlichen Preis machen. Allein braucht man länger und da ist ein doppelter Preis ganz normal.

Auf den Teppich werden sich die Nachbarn erbrechen, sich, bevor es zu Ende geht, die Finger gegenseitig in den Hals stecken. Natürlich ein hoffnungsloses Unterfangen. Dieses Gift wirkt präzise. Wenn sie erst ein Unwohlsein

bemerken, wird es längst zu spät sein. Ist das Gift erst einmal im Körper, gibt es keine Rettung mehr. Natürlich kann es sein, dass die Zeit noch ausreicht, um ein paar Wehlaute von sich zu stoßen. Unter den Fingernägeln der Nachbarn wird die Spurensicherung der Polizei Teppichfilz, zumindest aber Tapetenreste und Kalk finden. So einfach geht man nicht aus dem Leben. Festhalten bis zum Schluss und wenn es nur der verzweifelte Versuch an der glatten Wand ist.

Vor Erregung bekommt der Andere einen Lachkrampf, der in einem furchterlichen Schluckauf endet. Es ist an der Zeit, die Nüsse mithilfe der Spritze zu füllen. Viel zulange steht die kochende Milch schon auf dem Herd. Die Milchtüte und den Kochtopf wird er am Abend auf einem Spaziergang zehn Blocks weiter in verschiedenen Mülltonnen entsorgen.

»Trinken sie Milch?« werden die ermittelnden Beamten ihn fragen, wenn ihnen der Befund der Obduktion vorliegt.

Natürlich müssen sie allen Spuren nachgehen, das ist ganz normal. Auch ihn werden sie verdächtigen, so wie jeden anderen im Haus auch. Das ist nun mal ihre Aufgabe. Er wird den Beamten höflich, aber reserviert Rede und Antwort stehen.

»Natürlich«, wird er sagen, auch dass er drei Köder ausgelegt hat, drei, obwohl es nur zwei gewesen sind.

»In Form einer Nuss?

Wie kommen Sie denn darauf?«

In der Schale einer Nuss?

Keine schlechte Idee, aber leider bin ich nicht auf so was gekommen.

»Nein, drei normale Rattenköder habe ich ausgelegt, gemäß den Bestimmungen, Herr Kommissar, ich weiß, Inspektor gib't's ja keinen. Was? Nur noch zwei Köder haben sie gefunden! Wo bloß der dritte geblieben ist? Was für ein Leben! Was für eine Tragödie!«

Selbstverständlich hat es nie einen dritten Köder ge-

geben. So blöd sind die Nachbarn nicht und der Andere schon gar nicht.

Die heiße weiße Flüssigkeit in die Spritze aufziehen, geht ihm leicht von der Hand. Aber immer dann, wenn er vorsichtig und langsam die dünne Nadel in eine Nuss einführen will, kommt ihm sein Schluckauf dazwischen. Er rutscht ab und muss wieder von Neuem beginnen. Zweimal bricht ihm sogar die Nadel. Auf keinen Fall dürfen Tropfen auf den Boden fallen. Die Methoden der Spurensicherung sind heute so perfekt, da reicht ein Molekül aus, um für immer hinter Gittern zu verschwinden.

Heiße Milch mit Honig, ist das nicht das mütterliche Patentrezept gegen Schluckauf, denkt der Andere, nimmt einen zweiten Topf, füllt ihn mit der restlichen Milch und überbrückt die Zeit zum Aufkochen mit dem Studieren der Tageszeitung. In absehbarer Zeit werden alle seine Mitbewohner auf der letzten Seite zu finden sein. Er wird die jeweiligen Artikel ausschneiden, sie auf ein Blatt Papier kleben, das er dann als letzte Seite in sein Dossier heften wird.

Es ist ein schönes Gefühl, wenn man eine Akte für immer schließen kann, denkt der Andere, bevor er wieder von seinem Schluckauf heimgesucht wird.

Der Andere hat oft als Kind den Vater im Amt besucht. Oft hat er unten in der Suchkartei, in einem der beiden Kellergewölbe beim Vater auf dem Schoß gesessen, wo er sich seine Sätze wie ein schönes Gefühl, wenn man eine Akte schließen kann, anhören musste. Die beiden großen Gewölbe boten ihm Abenteuer, ließen ihm Zeit für seine Träume. Oft ging er zwischen den großen langen Aktenregalen auf Entdeckungsreise. Einmal fand er zwischen zwei Aktendeckeln einen seltsam aussehenden Luftballon, der warm und durchsichtig war und in dessen Innerem sich eine milchige Flüssigkeit befand. Er wusste damals noch nicht, dass es sich bei seinem Fundstück um ein gebrauchtes Kondom handelte, als er es stolz seinem Vater übergab. Dieser machte Schluss mit der schummrigen

Gemütlichkeit im Suchkeller. Aus eigener Tasche hatte er stärkere Glühbirnen bezahlt, weil sich seine Vorgesetzten geweigert hatten, solch eine Investition zu tätigen.

Dennoch durfte der Andere den Vater nicht mehr in seinen Gewölben besuchen.

Es zischt. Der Geruch von verbrannter Milch macht sich breit.

Für einen kurzen Moment nur hat der Andere die Küche verlassen. Schnell nimmt er die überkochende Milch vom Herd und stellt die Töpfe auf den Tisch. Mit dem Küchenhandtuch wischt er sich über die Stirn und betrachtet die braune, immer noch übel riechende Kruste auf der Herdplatte. Der Andere atmet tief durch. Kein unangenehmes Rucken geht mehr durch seinen Körper. Irgendwo im Wohnzimmer, in einer Schachtel muss ich noch Zigarren haben, denkt er. Eine gute, teure Zigarre, die mein geliebter Schwager bei seinem letzten Besuch hat liegen lassen.

Es dauert nicht lange, da bläst der Andere große Ringe in die Luft. Man muss das Leben genießen, denkt er. Bei einer guten Zigarre geht die Arbeit umso leichter von der Hand. Als er aber in die Küche zurückgekehrt, zwei gleiche Töpfe, deren Inhalt man nicht unterscheiden kann, auf dem Tisch stehen sieht, kommt sein Schluckauf zurück. Er verflucht seine Nachbarn, schüttet beide Flüssigkeiten zusammen und versucht, trotz seiner momentanen Behinderung, das Gift in die Spritze aufzuziehen.

Im Grunde brauche ich keine Zeitung. Gäbe es die letzte Seite nicht, da wo die Agenturmeldungen aus aller Welt stehen. Ich würde mir sonst nicht die Mühe machen, aufzustehen, um mir die aktuelle Tageszeitung vom Garderobenständer zu holen. Zum Glück bekommt das Café, das eigentlich ein Bistro ist, jeden Tag drei verschiedene Tageszeitungen, sodass die Bedienung, die ihrige ruhig behalten kann. Soll sie sich weiter hinter ihrer Zeitung verstecken, in Anbetracht desselben Inhalts ist es sowieso

egal, welche Zeitung ich mir nehme.

Um mit der Wirklichkeit Kontakt aufzunehmen, brauche ich nur den Stuhl näher an das Fenster zu rücken. Von da habe ich einen guten Blick auf den kleinen Platz, der am Ende der Straße liegt.

Früher nahmen ausnahmslos Rentner mit ihren Hunden den kleinen Platz in Beschlag. Irgendwann dann kamen über Nacht neue Besucher. Zahnlose, Gekrümmte, die ihren Horizont längst auf dem Boden gefunden zu haben schienen, bevölkerten von nun an mit Plastiktüten und rostigen Einkaufswagen den Platz. Als die Hunde noch ihr Geschäft an den kleinen, eher mickrigen Lindenbäumen erledigten, hatte es niemanden gestört. Erst bei den neuen Gästen, die ihren Tag mit dem zischenden Öffnen einer Bierdose begannen, protestierten die Geschäftsleute und verteilten Flugblätter und Unterschriftenlisten, die die Räumung des Platzes forderten. Zwei Wochen lang kam dreimal am Tag ein geräumiger Polizeibus, der die Menschen mitsamt ihrer Habe einlud und an den Stadtrand verfrachtete.

»Ins Grüne«, wie der Nachbar von oben, der mit der lächerlichen grünen Kniebundhose, dem Postboten mitteilte.

Eine Zeit lang blieb so der Platz leer. Unkraut wurde gerodet, die Bäumchen gestutzt. Es fehlte nur noch das Schild mit der Aufschrift *Betreten verboten*. Dann tauchten wieder Menschen auf dem Platz auf. Dunkelhäutige Männer mit glänzendem schwarzem Haar zogen ihre Runden von Bank zu Bank, auf denen ihre verschleierte Frauen saßen, die ihre spielenden Kinder auf der im Mittelpunkt gelegenen kleinen Rasenfläche beobachteten. Diesmal brauchten die ehrenwerten Geschäftsleute nicht eingreifen. Die Glatzköpfe tauchten von ganz allein auf und erledigten alles im Sinne der stillschweigenden Mehrheit. Die Polizei kam erst, als zwei Parkbänke brannten und ein Schaufenster zu Bruch gegangen war.

»Wo gehobelt wird, da fallen auch Späne«, kommen-

tierte mein Nachbar von oben, der mit der lächerlichen grünen Kniebundhose, die Geschehnisse und lud zur Feier des Tages den Postboten, der mir zuvor grinsend ein Einschreiben vom Finanzamt zum Quittieren vorgelegt hatte, zu einem Obstwasser ein.

Ich darf den Bezirk nicht verlassen!

Drei Straßen weiter eine Wohnung und er könnte für mich nichts mehr tun, sagt mein Sachbearbeiter vom Finanzamt Mitte.

»Da kommt ein schönes Süm্মchen zusammen«, sagt er und geht die Zahlentabellen erneut durch. Hinter jedem Posten macht er akkurat mit seinem Bleistift ein Häkchen.

»Da muss eine alte Frau lange für Stricken«, sagt mein Beamter, der kaum älter ist als ich. Gut, dass ich kein Künstler geworden bin, wird er jetzt denken. Mag ruhig die ganze Welt den deutschen Beamten belächeln. Ich werde nie auf zugigen Fluren auf dem Arbeits- oder Sozialamt darauf warten, dass meine Nummer aufgerufen wird. Ich habe meine Schäfchen im Trockenen. Meine Dienstzeit, meine Beförderungen, mein Gehalt, alles ist tariflich geregelt. Ich muss mir abends oder am Wochenende keinen Kopf mehr machen. Alle Welt studiert, glaubt studieren zu müssen. Da werden Legionen von Ärzten, Juristen, Betriebswirten, Naturwissenschaftlern, Pädagogen, nicht zu vergessen auch Künstlern ausgebildet, um letztendlich doch auf der Strecke zu bleiben. Zum Ego-manen hat die Gesellschaft meinen und die danach folgenden Jahrgänge erzogen, ihnen aber verschwiegen, dass so ein Egotrip auch seinen Preis hat. Ich stelle mich doch nicht hinten an, wird sich der Finanzbeamte gesagt haben. Natürlich hat auch er Wall Street und all die anderen Filme gesehen. Aber, im Gegensatz zu den anderen staunenden Kinobesuchern, liest er auch die Zeitung, erfasst die Statistiken und Prognosen und entscheidet sich nach dem Abitur für eine Ausbildung in der Verwaltung. Bin ich denn blöd, wird sich der Beamte gesagt, fleißig gearbeitet und gelernt haben.

Und jetzt sitzt er da, wo er immer schon sitzen wollte und weiß, dass er bald mit dem Paternoster wieder eine Etage nach oben fahren wird. Nein, er ist nicht dumm. Er hat früh erkannt, um was es wirklich geht im Leben. Nur bloß den Mund halten, muss ja nicht jeder wissen, wie es geht. Er setzt auf jeden Fall weiter auf die Statistiken und Prognosen.

»Die Kleinen erwischt man und die Großen lässt man laufen, so ist das nun mal«, murmelt mein Gegenüber.

Der Ungar wollte doch alles regeln.

»Abschreiben das Ganze!«

Abschreibung heißt das Zauberwort.

»Das Ganze schreiben wir einfach ab!«

Im Grunde hat er ja recht behalten. Alles, mein ganzer Verdienst, mein ganzes, zumindest auf dem Papier vorhandenen Vermögens, kann ich abschreiben. Nichts ist mehr da. Nur hatte ich mir unter Abschreibung etwas vollkommen anderes vorgestellt.

Ich habe mich von den Goldzähnen des Ungarn blenden lassen.

Der Finanzbeamte schreibt eine sechsstellige Zahl auf einen weißen neutralen Zettel und schiebt ihn zu mir herüber. Ich will ihn nicht sehen, geschweige denn haben.

»Immobilien, Lebensversicherungen, Aktien, Obligationen, Pfandbriefe, sonstige Beteiligungen?«, fragt mein Gegenüber. »Ich meine es gut mit Ihnen. Eigentlich müsste ich den ganzen Vorgang weiterleiten. Ich zum Beispiel«, fährt er fort, »habe eine zusätzliche Altersversorgung abgeschlossen, obwohl ich Beamter bin. Aber in der heutigen Zeit kann man nicht vorsichtig genug sein. Meine Eigentumswohnung werde ich in gut sechs Jahren abbezahlt haben. Dazu noch ein paar staatliche Pfandbriefe. Auf meine Hausbank kann ich mich wirklich verlassen.«

»Madeira«, sage ich, um nicht ganz nackt dazustehen.

»Da habe ich mal was unterschrieben und eingezahlt.«

Ferienwohnungen auf Madeira oder war es Mallorca? Mein Gott, komme ich mir scheiße vor. Mein Gegenüber

hat gut lachen. Ich bin ihm nicht böse, dass er da an seiner Stelle sitzt. Nicht jeder Erdenbürger kann, darf Finanzbeamter werden. Wo kommen wir denn da hin. Ohne so Chaoten wie mich, die alle Unterlagen ihres bisherigen Lebens in einer Schublade verstauen, hätte so ein Finanzbeamter überhaupt keine Herausforderung.

Ich schiebe dem Finanzbeamten einen dicken Umschlag zu, feierlich und langsam, wie der Croupier im Spielkasino die Gewinne an die Spieler.

Der Finanzbeamte steht auf und schließt die Bürotür zum Nachbarraum. Seine Handlung lässt den Schluss zu, dass er etwas anderes in dem Umschlag vermutet, als wirklich drin ist.

»Seien Sie froh, dass Sie an mich geraten sind. Mit mir kann man über alles reden. Wie viel ist es denn?«, fragt er so leise, dass ich ihn bitte, seinen Satz zu wiederholen.

»Wie viel?«

»Alles drin«, sage ich, »mehr Unterlagen habe ich nicht gefunden.«

Ich verschweige ihm, dass ich am Morgen, ohnehin zu spät dran, einfach die Schublade, in der sich meine sogenannten Papiere befinden, in den Umschlag entleert habe.

»Ach so ist das«, sagt mein Beamter und reißt enttäuscht den Umschlag auf und schüttet den Inhalt auf den Tisch. Ich entdecke ein Päckchen Kondome, das ich mit geschickten Fingern aus dem Haufen Papier ziehe und einstecke.

«Hier, das können Sie wieder mitnehmen!«

Er reicht mir ein ausgefranstes, mit Fettflecken versehenes Papier: meine Geburtsurkunde, die ich verschämt in die Rocktasche stecke.

»Wie hieß denn Ihr letzter Arbeitgeber?«

»Nicht Arbeitgeber, Manager!«

»Gut, wenn es Ihnen hilft, dann eben Manager.«

»Horvath, glaube ich. Heißen nicht alle Ungarn Horvath?«

Sorgfältig prüft er Zettel für Zettel, Dokument um Dokument aus meiner Schublade. Vom Ungarn fehlt jede Spur.

»Lohnsteuerkarten haben Sie natürlich auch nicht?«

»Freiberuflich, Sie verstehen?«

»Madeira, sagten Sie, Bauherrenmodell?«

»Vielleicht auch Mallorca. Ich bin selbst nie da gewesen. Sie wissen ja, wie das ist, wenn man zu tun hat. Auf jeden Fall Spanien und mit M am Anfang.«

»So, so, und was sind Ihre momentanen Einnahmen?«

»Nun, momentan habe ich eigentlich nur Ausgaben.«

»Also Schulden!«

»Nun ...«

»Vielleicht lässt sich da ja was machen. Schulden sind in der Regel immer gut.«

»Ich würde jetzt lieber gehen.«

»Hören Sie, ich möchte Ihnen helfen. Eigentlich gehört es nämlich nicht zu meinen Aufgaben, Ihnen zu helfen, dafür gibt es Steuerberater. Aber Sie sind mir sympathisch.«

»Steuerberater, gar nicht teuer, rät er.«

Passt nicht, reimt sich nicht. Selbst die einfachsten Reime gelingen nicht mehr, habe alles verlernt. Ich kann es nicht mehr.

»Kann ich gehen?«

»Und das Lied für diesen Schokoladenriegel ist wirklich von ihnen?«

»Ja«, sage ich und versuche den Wust an Unterlagen in den aufgerissenen Umschlag zu pressen.

»Reichen Ihnen zwei Wochen? Ich könnte Ihre Akte wieder zurück in den Stapel legen. Sie sehen ja selbst, was hier los ist. Kommen Sie einfach in zwei Wochen um dieselbe Zeit wieder, dann sehen wir weiter.«

Wozu, denke ich, wozu sollen zwei Wochen ausreichen?

Will er etwa, dass ich das Land verlasse?

Sollen mir etwa die zwei Wochen als Vorsprung dienen?

Nur, wo soll ich hin ohne Geld?

»Vielleicht finden Sie ja noch Unterlagen. Was ich brauche, sind Belege. Suchen Sie sich eine seriöse Hausbank. Ich kann Ihnen da meine auf das wärmste empfehlen. Vor allem vergessen Sie nicht die Adresse von Ihrem letzten Arbeitgeber, verzeihen Sie, natürlich Manager, und wir sind ein großes Stück weiter. Sie verstehen, netto oder brutto, das ist hier die Frage. Lalalala, lalalala, hoffentlich, lalalala, lalalala! Sie wissen schon die Versicherung. Ist das auch von Ihnen?«

Nein, denke ich, du bist über den Tod hinaus abgesichert, zufriedener Trottel.

Wenn *lalalala, lalalala, hoffentlich, lalalala, lalalala* von mir wäre, müsste ich jetzt nicht hier sitzen, sondern wäre im warmen Süden in meinem Haus auf Madeira oder Mallorca. Ist jetzt auch schon egal. So Leute wie der, von dem *lalalala, lalalala, hoffentlich, lalalala, lalalala* stammt, würdest du ja nie zu Gesicht bekommen.

»Hier riecht's nach kleinem Geld«, hätte der Ungar gesagt und sich noch nicht einmal gesetzt.

»Mit Dünnkackern kannst du kein Geld verdienen. Nur wer gute dampfende fette Haufen machen kann, ist gut für ein dickes Geschäft.«

»Vor allem suchen Sie sich eine Bank Ihres Vertrauens«, unterbricht der Finanzbeamte meine Gedanken. Wie stellt er sich das vor?

Eine seriöse Hausbank, hat der eine Ahnung?

Keine hundert Meter darf ich mich einem Bankinstitut, geschweige denn einem Geldautomaten nähern, die würden die Hunde auf mich hetzen und im äußersten Fall sogar auf mich schießen. Dünnes Geld, überall riecht es danach. Wie Durchfallorgien im Backstagebereich vor einem Konzert, in einer noch größeren Halle. Süßlich sauer oder streng und scharf, je nachdem, was man zuvor eingeschmissen hat.

Auf dem großen Flur des Finanzamts zwischen den Sektionsbüros Mitte und Süd komme ich ins Rutschen und fliege der Länge nach hin. Italienische Lederschuhe sind

für deutsche Amtsstuben einfach nicht gemacht.

Mein aufgerissener Umschlag mit meinen Unterlagen entleert sich, und mein gelber Impfpass landet im Pater-noster und fährt nach oben.

Die Nachtschwärmer sind weg, das junge Pärchen ist noch da und die Bedienung, eine mir völlig unbekannte Person, behauptet, ich sei gerade erst hereingekommen, hätte aber am Morgen das Lokal vor Stunden verlassen, ohne meine Rechnung beglichen zu haben. Die Morgenschicht hätte dies notiert und ihr besonders ans Herz gelegt, bei mir zu kassieren. Einfach lächerlich das Ganze!

Ich habe mich nicht von der Stelle gerührt. Kann schon sein, dass ich manchmal abwesend bin, zumindest auf andere abwesend wirke, weil ich irgendwelchen Gedanken nachhänge. Zumindest aber war mein Körper da, hat das Café, das eigentlich ein Bistro ist, nicht verlassen.

Gut, an den Personalwechsel kann ich mich nicht erinnern. Aber, was heißt das schon?

Ist es etwa meine Aufgabe, alles auf das genaueste hin zu beobachten?

Soll ich mich etwa nur, weil ich mir vorgenommen habe, den ganzen Tag und die ganze Nacht hier an diesem Tisch sitzen zu bleiben, ein Zeitprotokoll anlegen, in dem ich niederlege, wer wann kommt und wann geht?

Die Stadt bietet viele Lokale dieser Art. Wenn ich will, wechsle ich einfach.

Aber von einer Aushilfskellnerin, die mir völlig unbekannt ist und die ich heute das erste Mal sehe, lasse ich mich nicht provozieren und schon gar nicht von meinem Vorhaben abbringen. Warum ich eben am Eingang gestanden bin?

Na, ich wollte mir die Tageszeitung vom Ständer nehmen. Das ist alles. Soll ich mich jetzt von so einer arroganten Schnepfe aus dem Konzept bringen lassen?

Nein, wirklich nicht! Ich habe hier viele Bedienungen kommen und gehen gesehen. Ich bin geblieben. Das ist der Unterschied! Stehvermögen, Ausdauer, Lernbereit-

schaft, in der heutigen Zeit ein Fremdwort. In der Gastronomie versucht sich doch eine jede. Abitur, Studienplatz und ab in die Lokalität. Ohne jegliche Vorkenntnisse werden die Mädchen auf die Menschheit losgelassen. Da werden volle Tablettts fallen gelassen, falsche Tasten auf der Registrierkasse gedrückt, was zur Folge hat, dass die Bons wie Klopapierschlängen ausgeworfen werden, werden sich an der Espressomaschine Verbrühungen geholt und die Strumpfhose bekommt vor Aufregung eine Laufmasche. Kein Wunder, dass ich hier fast der einzige Gast bin. Draußen pulsiert das Leben und hier drinnen ist es so gut wie leer. Das kommt doch nicht von ungefähr.

»Alles Lüge«, sagt der Aschenbecher auf dem Tisch, »nichts entspricht der Wahrheit.«

Hat's Maul, denke ich und drücke meine Zigarette mit zwei festen Stößen in ihm aus.

»Sie wollen doch nicht schon wieder gehen?«

Der Schnorrer am Nebentisch hat für einen Moment von seiner Ex-Lebensgefährtin, die wohl wieder seine Lebensgefährtin zu werden scheint, ihr glänzender Hals lässt dies jedenfalls vermuten, abgesehen.

»Bedienung, für den Herrn noch ein Bier!«

Der Zapfhahn rülpt und spuckt Schaum aus.

Ich werde wohl bleiben müssen, komme ohnehin nicht aus meinem Stuhl heraus. Die Armlehnen scheinen enger geworden, pressen gegen meinen Brustkorb. Ich bin abgerutscht, versuche mich aufzurichten, nach oben zu kommen, aber vergebens, die Armlehnen halten mich zurück. Hilflos fühle ich mich wie in einer Zwangsjacke.

Dem Zigarettenschnorrer am Nebentisch erwidere ich sein Grinsen, seine Lebensgefährtin präsentiert mir nur ihren glänzenden, leicht rötlichen Hals.

Acht Jahre, fordert der Staatsanwalt und fährt in seinem Plädoyer weiter fort:

»Die Steuerhinterziehung ist eines der gemeinsten, niederträchtigsten, hinterhältigsten Verbrechen überhaupt. Gegenüber solchen Subjekten, meine Damen und Herren,

wie Sie es hier sehen können, muss entschiedener und in aller Härte vorgegangen werden. Es gilt, diese Parasiten ein für alle mal auszurotten. Und wenn dies Gesetze, meine Damen und Herren, aus irgendwelchen so genannten humanen Gründen, nicht tun können, dann, meine Damen und Herren, dann sind Sie, ja Sie, Sie alle an der Reihe. Dann sind Sie gefragt. Die Volksgemeinschaft, und nur die Volksgemeinschaft, hat die Kraft, sich von innen heraus selbst zu reinigen.«

»Lynchen, lynchen!«, ruft jemand aus dem Zuschauerraum.

»Ja, genau!«

»Sofort und hier!«

»Baumeln, ich will ihn baumeln sehen«, schreit eine hysterische Frauenstimme.

»Stimmt es, dass der männliche Erhängte dabei eine übernatürlich große Erektion bekommt?«, fragt die Nachbarin.

»Baumeln, wir wollen ihn baumeln sehen«, schreit jetzt ein ganzer Frauenchor.

Teilnahmslos sitze ich auf der Anklagebank. Der Staatsanwalt lässt sich von der grölenden Menge feiern.

Vergebens halte ich nach meinem Verteidiger Ausschau. Hatten wir nicht vor Prozessbeginn auf dem Flur noch eine Zigarette miteinander geraucht?

Fordernd hatte er doch seine Hände ausgestreckt, sogar Feuer musste ich ihm geben. Es ist ja auch schwer, mit Handschellen sich eine Zigarette aus dem Silberetui zu nehmen und sich eine anzuzünden. Aber warum musste er das auch tun?

Geld verschieben ins Ausland, Klientengelder veruntreuen und all so Sachen. Na ja, er hat eben auch nicht den Hals vollgekriegt. Wenn man erst das fette Geld riecht, ist es vorbei mit einem. Vor meinen Augen haben sie ihn festgenommen und abgeführt. Als ob ich nicht schon genug Ärger hätte.

Der Richter gähnt nur und betrachtet seine lackierten

Fingernägel, zuckt dabei mit den Schultern, bevor er sich wieder in die Zeitung vertieft.

Die grölende Menge hat den Staatsanwalt mit den großen schwarzen Augenbrauen auf die Schulter genommen und trägt ihn durch den Saal. Ich soll hängen, und zwar hier und jetzt.

Auf der Zeugenbank einsam und allein Charly, der sich steif stellt und seine Augen geschlossen hält. Unbeweglich schon den ganzen Prozess über, nur weil die Gerichtsdienner ihm beim Betreten des Verhandlungssaals die Bettpfanne mitsamt dem Deckel abgenommen haben. Nein, nein, von Charly habe ich nichts zu erwarten. Er wird so lange unbeweglich wie eine Puppe sitzen bleiben, bis man ihn schließlich hinaustragen muss.

Eine Frauenstimme ruft: »Kommst du endlich.«

Jemand, vielleicht einer der Gerichtsdienner, der Mitleid mit mir empfindet, hat mir ein halbes Bier hingestellt.

Mein Verteidiger muss während der Verhandlung, bevor man ihn in der Pause verhaftet und abgeführt hat, einen Kaffee getrunken haben. Auf dem Tisch nämlich steht ein Zuckerstreuer mit langer spitzer Nase, der mich blöde angrinst.

Die grölende Menge hat die Absperrung durchbrochen, die Gerichtsdienner den gähnenden Richter durch eine Nebentür hinausgeführt. Jemand boxt mich, fasst an meine Schultern, schüttelt mich.

»Entschuldigen Sie, aber ich wollte mich nur noch für die Zigaretten bedanken.«

»Keine Ursache, aber das Honorar werde ich Ihnen schuldig bleiben müssen. Unter uns, wie haben sie es geschafft, dass Sie wieder auf freiem Fuß sind?«

»Was für ein Honorar?«

»Kommst du jetzt endlich«, wiederholt die Frauenstimme ihre Aufforderung.

Die grölende Menge mitsamt dem Staatsanwalt ist verschwunden.

»Ja, sofort, meine Liebe, ich will mich nur noch

bedanken. Geht's Ihnen wieder besser?«, fragt der Schnorrer.

Seine Frau, Lebensgefährtin, Ex-Lebensgefährtin oder Schwester mit Schauspielambitionen ist schon durch die Tür und klopft mit dem Schlüssel gegen die Scheibe.

»Also dann, nichts für ungut!« Instinktiv halte ich ihm die Zigarettschachtel hin.

»Als man mich fragte«, so Charly, der mit einem Achselzucken seine leere Bettpfanne mit in das Besuchszimmer genommen hat, »ob ich Feindbilder hätte, habe ich den Fehler begangen, die Wahrheit zu sagen und mit einem Nein geantwortet. Anschließend bin ich verlegt worden, und die Dosis wurde erhöht.«

»Du bist ja nicht da gewesen«, sagt Charly, »bist ja durch die Welt gereist, hast gedacht, du wärest wichtig. Die Leute bräuchten so einen wie dich, nur weil sie dich gut bezahlt haben. Von der großen Bühne hast du geträumt, von vollen Sälen, stimmt's? Bis zu den Luxushotels bist du ja noch vorgedrungen. Aber dann? Was ist aus dem großen Künstler geworden? Was spricht man so in Hotelbar-kreisen? Tusch, meine Herrschaften, Tusch!«

Dabei schlägt Charly mit dem Deckel auf seine Bettpfanne. Aber niemand im Besuchszimmer nimmt Anstoß daran.

»Du bist nicht da gewesen. Außer Heini hat mich niemand besucht. Heini, das Arschloch, verstehst du, ist da gewesen. Heini, der untalentierteste, der unmusikalischste von uns allen, hat sich um mich gekümmert. Heini ist ja nicht in der Lage gewesen, wirklich Musik zu machen, ein Instrument zu spielen. Er hat sich bemüht, sein Instrument bedient, mehr nicht. Heini, der mich immer mit seiner Art Musik zu machen, gequält hat. Diese Einfältigkeit, dieser Dilettantismus! Was für eine Erlösung, als das endlich vorbei war. Einen Tusch, Herr Kapellmeister, einen Tusch.«

Wieder schlägt Charly mit dem Deckel auf seine Bettpfanne.

»Der Taxifahrer Heini, was lag da näher. Ich habe mir mein Feindbild nicht suchen müssen«, sagt Charly. »Er war jeden Tag auf Besuch da. Jetzt hasse ich Autos, alle Autofahrer, die Autofahrgesellschaft, folglich Deutschland, Europa, und wenn du willst, sogar die ganze Welt. Als ich

mein Feindbild artikuliert hatte, hat man mich endlich ernst genommen. Ich bin verlegt worden. Seitdem hält sich auch die Dosis in Grenzen.«

»Da staunst du, was«, sagt Charly, »aber wenn man sich an die Spielregeln hält, lässt es sich hier aushalten.«

Ich würde Charly jetzt gern in den Arm nehmen. Aber es gelingt mir nicht. Längst verlernt, wie das geht, wie man sich traut, einen Freund in den Arm zu nehmen, ohne das Gefühl zu haben, doch nur eine Floskel. Früher, wenn Charly mich in den Arm genommen hat, ist mir das nie unangenehm gewesen. Bei Charly hat das zur Begrüßung immer dazugehört. Den Körperkontakt hat er regelrecht gebraucht, so wie Heini immer das Auf-die-Schulter-Schlagen gebraucht hat, dass einem die Luft weggeblieben ist und beide Lungenflügel so stark geschmerzt haben, dass man glaubte, jeden Moment Blut spucken zu müssen.

»Man verlangt von mir, ehrlich und offen zu sein«, sagt Charly, »was aber vollkommen unmöglich ist. Wenn ich mich öffne, brechen nach anfänglichen zögerlichen Wort-hülsen sämtliche Dämme in mir, dass es Sätze nur so herauskatapultiert. Alle Sätze, die ich einmal gehört oder gesagt habe, müssen dann heraus. Gegen die Wand des Zuhörers werden sie geworfen, gnadenlos. Aber die Wände der professionellen Zuhörer sind gut präpariert, da bleibt nichts hängen, da wird nichts beschädigt, kein Kratzer, nichts.«

»Die Wände der Zuhörer sind so glatt«, sagt Charly, »wie die geputzten weißen Kacheln der Anstaltstoilette. Die Sätze rutschen ab und müssen den beschwerlichen Heimweg antreten, wobei immer wieder welche auf der Strecke bleiben.«

»Wenn ich ehrlich bin«, sagt Charly, »schweige ich, denn ich habe nichts zu sagen in Anbetracht des Zuhörers, dessen Wände immer gegen mich gerichtet sind. Gegenüber stündlich gereinigten weißen Anstaltstoilettenkacheln, die bis zur Decke reichen, ist man ohnehin machtlos.«

Charly macht den Eindruck, als ob er Lust verspürt, aus

seinem Kot wieder ein Männchen zu modellieren, um es dann gegen das aus Panzerglas gefertigte Kontrollfenster zu werfen.

Ich bin Charlys Besuch, anstandshalber. Was soll ich machen?

Ihn befreien, ihn aus der Anstalt herausschießen?

Stattdessen habe ich Blumen mitgebracht, die ein Pfleger lustlos in eine leere Fruchtsaftflasche gesteckt hat. Die Blicke des Pflegers sprechen ihre eigene Sprache. Bloß keinen Augenkontakt. Ein Wort zu viel und ich stecke selber drin, wahrscheinlich für immer.

Charly kokettiert mit der Hilflosigkeit seines Besuches. Was kann ich Charly schon sagen, wenn mir ein wildfremder Mensch andauernd über die Schulter schaut?

Ich spüre die Blicke elektronischer Augen.

»Hallo, hallo, wir rufen die Bodenstation! Hallo, hallo, ist dort Houston?«

»Hallo, hallo, hier Houston, Bodenstation! Wir haben euch wieder.«

Die Männer in ihren weißen Hemden, deren Ärmel längst hochgekrempelt sind und deren Krawatten locker um den Hals baumeln, sind von ihren Monitoren aufgesprungen und starren auf die große Wand, wo ein Punkt in einer Ellipse hell aufblinkt. Die Männer fallen sich in die Arme und klatschen sich ab. Ein Rauschen und ein Knacken in der Leitung.

»Hier Houston, hier Houston!«

»Der Präsident möchte ich euch sprechen.«

»Ja, Mr. Präsident«, klingt es schüchtern aus der Kapsel.

»Hallo Jungs, hier spricht der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika. Ich bin stolz auf euch. Die ganze Nation nimmt Anteil. Die ganze Welt schaut auf uns. Und wir können sagen, dass mit Gottes Hilfe ...«

Wieder ein Rauschen und Knacken in der Leitung. Der Präsident verabschiedet sich. Er muss zum Golf.

»Ich muss scheißen«, sagt einer der Astronauten, was in der Schwerelosigkeit gar nicht so einfach ist, aber das hört

niemand mehr, interessiert auch niemanden in der Bodenstation und das Staubsaugerklo, das alles ansaugt, ist noch nicht erfunden.

»Wir rufen Houston, Houston, wo seid ihr?«

Zum Glück, runter kommen sie immer.

Charly hält seine Bettpfanne hoch und lässt sie auf den Anstaltsboden fallen.

»Ich flüchte nicht«, sagt Charly und drückt mir die Adresse eines Mädchens in die Hand, dem ich schreiben soll, da seine rechte Hand, wie er sagt, zu sehr zittert.

»Sie wird, wenn ich ihr schreibe, es nicht lesen können.«

In Charlys Augen bilden sich kleine Seen.

»Meine Schrift ist nicht wiederzuerkennen, sie ist mir genauso fremd wie mein Spiegelbild. Auf der Suche bin ich nach Heimat«, sagt Charly, »ja Heimat, ein Scheißwort, ich weiß. Eins der wenigen, das man nicht übersetzen kann. Im Grunde aber auch nur eins dieser Wörter, die vor Missverständnissen und Fälschungen nicht sicher zu sein scheinen.«

Für einen kurzen Moment schweigt er und starrt ins Leere.

»Mich interessiert das da draußen nicht mehr«, fährt Charly fort,

»Autoschlagen, Zerstörung, Abgase, zertrümmerte Kinderschädel, nächtliche Discobesucher, die man wie Muschelfleisch aus ihrem Auto pulen muss. Tod und Zerstörung, wo du auch hinschaust.«

Er nimmt das gerade fertiggestellte Kotmännchen aus seiner am Boden liegenden Bettpfanne und schmeißt es gegen das Beobachtungsfenster.

»Diese Heimat lasse ich mir nicht einreden. Sie haben nach einem Feindbild verlangt, ich habe ihnen eines präsentiert.« In Richtung elektronisches Auge streckt er seine belegte pelzige Zunge heraus.

»Hallo Houston, Houston, wo seid ihr?«

»Meine Heimat«, sagt Charly, »sind Wiesen, Sommerwiesen. Liebe machen in Sommerwiesen. Auf dem Rücken

liegen, Wolken vorbeiziehen lassen, der Geruch von salziger Haut vermischt mit dem der Wildblumen. Das Innere kann dir keiner rauben, auch wenn manchmal in den Bildern schwingende Sensen auf mich zukommen.«

»Die Zunge hingegen«, sagt Charly, »können sie dir taub machen, überhaupt kein Problem. Pelzige Zungen sind hier der Regelfall. Aber die Nase, den Geruch der Erinnerung, den schaffen sie nicht. Natürlich versuchen sie es immer wieder. Sie legen sich ganz schön ins Zeug, um dich deiner Sinne zu berauben. Das scheint bei ihnen ein innerer Druck zu sein. Im Grunde sind das auch Junkies, eben nur auf der anderen Seite des Kontrollfensters. Ich habe Angst, dass sie mich irgendwann knacken werden. Sie sind nun mal in der Überzahl. Die arbeiten im Schichtdienst mit tariflichem Urlaub und Supervisionen.«

»Schreib ihr bitte«, sagt Charly, »schreib ihr, dass es mir gut geht.«

Auf dem langen Flur der Landesanstalt hole ich den Zettel heraus. Die Adresse des Mädchens in Kinderschrift.

Aus dem Mädchen ist längst eine Frau geworden. Vielleicht mit drei Kindern, einem Reihnhaus, einem Hund einer Katze und einem Mann, der wenig Zeit hat. Angepasst, Mundwinkel nach unten, strähniges fettiges Haar, farblos der Rest. Einem wildfremden Menschen soll ich schreiben, nein, das kann ich nicht. Was will Charly mit drei Kindern und einem halben Reihnhaus?

Einer, der in der Geschlossenen des Landeskrankenhauses sitzt, hat doch keine Zukunft. Was bleibt ihm anderes übrig, als sich in die Vergangenheit zu stürzen, die wie kleine billige Werbespots an ihm vorbeizieht, wenn er erst einmal gefallen ist.

Wenn ich schon schreiben muss, dann in der Rolle des mir unbekannten Mädchens:

Lieber Charly, mir geht es gut. Danke für Deinen langen Brief Auch ich muss noch oft an Dich denken, besonders im Sommer. Ich träume von Wiesen, von Sommerviesen. Rieche die salzige Haut, vermischt mit Wildblumen. Liege neben Dir, und gemeinsam lassen

wir die Wolken an uns vorbeiziehen. Ps. Schreibe mir nicht mehr. Mein Mann hat Deine Briefe gefunden. Er ist sehr eifersüchtig. Er sucht nach Gründen, um mich zu schlagen. Er hasst mich. Aber eine Familie muss ja zusammenbleiben, das verstehst Du doch. Außerdem werden mein Mann, die drei Kinder, die ich alle nach Dir benannt habe, und ich nach Australien auswandern. Nur die Katze und der Hund werden zurückbleiben. Willst Du sie haben? Soll ich sie Dir schicken?

Als ich das Besuchszimmer der Landesklinik, nachdem ich den Zettel mit der Kinderschrift auf der Toilette ohne Skrupel den Klärwerken überlassen habe, wieder betrete, hat Charly einen dicken Versandhauskatalog in den Händen, in dem er blättert.

»Jetzt kreuzigen sie sogar schon Stofftiere«, sagt Charly traurig.

Ich mache ein fragendes Gesicht.

»Die Autofahrer natürlich!«

Charly hält mir den dicken Versandhauskatalog unter die Nase.

»Hier, das ist die Wirklichkeit. Ich soll mich doch mit der Wirklichkeit beschäftigen.«

»Da«, sagt Charly, »da! Stofftiere mit Saugnäpfen, die an der Autoscheibe zu befestigen sind. Am liebsten hätten sie Nägel genommen, große schwere Zimmermannsnägel. Wenn das nicht pervers ist. Marder müsste man züchten. In jeder Großstadt eine Marderzucht.«

Charly legt die Hände an den Mund, bildet mit ihnen einen Trichter und imitiert ein Megafon.

»Und abends Freigang, Freigang, Freigang für alle Marder!«

»Wawa warum schreist du so?« brüllt jemand zurück, der die ganze Zeit im Besuchszimmer von Kontrollfenster zu Kontrollfenster hin und her geht.

»Ihre Technik ist veraltet«, sagt Charly zu mir und zeigt auf das elektronische Auge.

Die Anlage ist noch aus den achtziger Jahren. Die Mikrofone, alles Ausschussware und die, die etwas taugen

würden, dürfen sie aus rechtlichen Gründen nicht benutzen, die sind nur für den Export bestimmt. Zum Glück stimmt die Houston-Nummer. Nur der amerikanische Präsident ist eine Katastrophe. Er schwäbelt, dass es nicht zum Aushalten ist.

Unauffällig, so weit das in einer psychiatrischen Klinik überhaupt möglich ist, schaue ich mich um, auf der Suche nach den versteckten Mikrofonen. Vielleicht in der Blumenvase oder hinter dem Apothekerkalenderbild.

»Ich ertrage deine Stimme nicht, deine Stimme, nein, deine Stimme ertrage ich nicht!«

Dabei stößt jemand seinen Kopf regelmäßig gegen die Wand.

»Gutes Rhythmusgefühl«, sagt Charly, langsam setzt sich mein Rave durch.

»Gibst du mir einen Schluck, bitte, nur einen Schluck!« Charly bettelt wie ein junger Hund.

In einer Apfelsaftflasche habe ich Whisky in die Anstalt geschmuggelt. Bei meinem letzten Besuch hat mich Charly darum gebeten, zur Behebung seiner Erektion.

»Es ist nicht schön, andauernd eine Erektion zu haben«, sagt Charly und berichtet mir auf das genaueste, wie die Nachtschwester, wenn es ihnen langweilig war, zu ihm kamen, sich ohne ein Wort auf ihn setzten, die Augen verdrehten, mit den Zähnen fletschten und dem Speichel freien Lauf ließen. Nach zehn Minuten war der Spuk vorbei und er wieder allein mit seiner Erektion. Manchmal kamen sie drei bis viermal in der Nacht, auch Personal aus anderen Abteilungen.

»Einmal sogar die Freundin einer Nachtschwester«, sagt Charly. »Wenn ich nur ihre Rücken sehe, ist es nicht so schlimm, dann denke ich an Autobahnkreuze oder so. Manchmal fahre ich mit den Fingern über die Abdrücke, die die BHs hinterlassen haben, umkreise Leberflecken, Karzinome oder Pickel, ist auch nett. Kommt halt drauf an, wie ich in Stimmung bin. Zehn Minuten können unheimlich lange sein und irgendwie muss ich ja die Zeit

herumkriegen. Es muss an den Medikamenten liegen, vielleicht mischen sie auch etwas ins Essen. Aber was ist, wenn ich mich weigere? Haarausfall? Die Krätze? Eine Salmonellenvergiftung? Oder eine kleine Spritze, gefüllt mit Luft, das ist auch sehr schön. Man muss auf der Hut sein, Tag und Nacht.«

»Auf meiner Station, in meiner Abteilung trinken alle Männer, vorzugsweise Rasierwasser. Aber ich bin nicht draufgekommen, verstehst du? Verstehst du, alle sind sie draufgekommen, nur ich nicht. Her mit dem Apfelsaft!«

Charly nimmt einen großen Schluck.

»Jeden Tag eine Flasche und spätestens in zwei Wochen werde ich verlegt oder entlassen. Die Alkoholiker hier besitzen ein besonderes Privileg. Vor allem die unheilbaren. Die werden einfach auf die Straße gesetzt. Ist das nicht wunderbar. Kommst du morgen wieder?«

Ich hätte Charly nie besuchen dürfen. Er ist nicht mehr der Charly, den ich einmal gekannt und bewundert habe. Und ich bin nicht der, der mit Charly und Heini Musik gemacht hat. Zwei vollkommen fremde Menschen beschwören alte Rituale und Zeiten, tun so als ob und stehlen sich gegenseitig ihre Zeit.

Jeden Tag eine Flasche Whisky, versteckt in einer Apfelsaftflasche, wie stellt sich Charly das vor?

Der Ungar würde ein Geschäft daraus machen. Er würde alle Medikamente, die Charly einnehmen muss, in einem Mörser pulverisieren, eine Pille daraus drehen lassen, und schon hätte er einen Fuß im Potenzmittelgeschäft.

Der Ungar mit den tausend Füßen. Steht auch eine Tür auch nur einen kleinen Spalt offen, der Ungar hat sofort einen Fuß drin und weicht nicht von der Stelle. Der Ungar würde wahrscheinlich den ganzen Laden hier kaufen. Ein bisschen krank im Kopf sind wir doch alle. Es kommt nur darauf an, auf der richtigen Seite vom Kontrollfenster zu sein.

»Schreibst du ihr? Schreib ihr bitte, dass es mir gut geht.

Schreib nichts von Landeslinik, Sanatorium klingt viel besser.«

»Na klar«, sage ich und mache dabei eine hilflose Handbewegung, »kannst dich auf mich verlassen.«

Die Tür ohne Klinke wird von außen aufgeschlossen. Die Besuchszeit ist vorbei. Die Gestik des stämmigen Pflegers sollte man nicht ignorieren. Noch spricht er von Besuchszeit, sind seine Gesten höflich. Soll ich ihn herausfordern, ihn einfach ignorieren und noch etwas bleiben?

Was ist, wenn er mich dann ignoriert und den Schlüssel einfach wegschmeißt?

Die Flure werden freundlicher. Ich atme wieder. Irgendwo dahinten muss der Ausgang liegen. Bloß jetzt keinen Fehler machen. Ich spüre die elektronischen Augen in meinem Rücken. Von mir werdet ihr kein *Houston, Houston, bitte melden* hören.

Anfangs habe ich mich noch dazu durchgerungen, bis zum Mittag nur Mineralwasser zu trinken. Obwohl ich der Bedienung bei jeder neuen Bestellung ausdrücklich aufgetragen habe, das Wasser ohne Zitrone und Eis zu servieren, habe ich es natürlich mit Zitrone, deren Scheiben mindestens zwei Tage alt gewesen sind und in anderen Lokalen längst als alternativer Kloststein in den Urinierbecken eingesetzt worden wäre, und mit mehreren Eiswürfeln serviert bekommen.

In kürzester Zeit löst sich das Fruchtfleisch von der Schale und irrt in meinem Wasserglas umher. Auch in den Eiswürfeln scheint sich eine feste Materie zu befinden. Alles teilt sich nun in unendlich viele kleine Fasern und schwärmt in allen Richtungen aus, wie Kaulquappen oder Samenfäden unter dem Mikroskop betrachtet.

Wenn mittags nicht soviel zu tun wäre, längst säße die Besitzerin des Cafés, das eigentlich ein Bistro ist, an meinem Tisch.

Früher, in den ersten Monaten, hat die Besitzerin ja auch die Nachtschicht gemacht.

Jetzt geht es mit schnellen Schritten auf den Mittag zu, und ich habe schon mehrere Biere im Bauch, die ich wegtragen muss. Es ist gar nicht so einfach in einem Cafe, das eigentlich ein Bistro ist, aufzustehen, vor allem, wo ich jetzt der einzige Gast bin.

Vielleicht denkt die Bedienung, die mir völlig unbekannt ist und die ich noch nie gesehen habe, na wie schön, endlich kein Arsch mehr da, räume ich alles ab und leg mich in der Küche was aufs Ohr. Da kommt sie an meinen Tisch getrippelt, sieht die vollen Zigarettenspackungen und sagt sich, na wunderbar, wieder so ein Trottel, der alles liegen lässt. Von mir aus können sie ruhig noch mehr liegen lassen. Warum nicht mal eine volle Brieftasche oder eine Kontovollmacht?

Zur Prävention stehe ich auf, bewege meine Arme langsam im Rhythmus hin und her. Wie ein Besucher auf einem Rockkonzert, dann, wenn die langsamen Nummern kommen und alle ihre Feuerzeuge hervorholen, sie solange hin und herschwenken, bis sich die ersten Brandblasen gebildet haben oder die Föhnfrisur des Nachbarn in Flammen aufgegangen ist.

Durch Zufall werde ich im leeren Café von der Bedienung entdeckt. Auch nur, weil sie den Champagner mit-samt dem Kübel abräumen will, in der Hoffnung für sich noch ein Gläschen zu ergattern.

»Ein Bier bitte«, sage ich mit trockener Stimme, obwohl ich heute Morgen schon eine ganze Menge getrunken habe. Sie nickt gleichgültig. Genauso gut hätte ich auch Arsen bestellen können.

So begeben sich in die Nasszellen des Cafés, höre, wie automatisch die Tür hinter mir zuschlägt, noch bevor ich eins der Hängebecken erreicht habe. Routinemäßig drücke ich als erstes die Spülung.

»Tuschschschschschschschsch! !«

»Bringen sie mit ihrem Strahl die grünen, penetrant und künstlich nach Waldduft riechenden Klostesteine in eine Reihe!«

»Top, die Wette gilt!«

Das große schütterte Lockenköpfchen mit dem fränkischen Akzent und den Tunktenlamotten peitscht die Menge an. Der Saal tobt.

»Noch zwei Minuten«, ruft er. Über Lautsprecher ein *Piep, Piep, Piep* das nicht enden will.

Zwei Minuten, so viel habe ich auch wieder nicht getrunken.

Der blonde Fernsehkaspar reicht mir Gummibärchen. Ein kleiner dicker Mann schlurft durchs Bild und spricht im rheinischen Dialekt seinen Satz: »Du darfst zwar alles essen, aber nicht alles wissen.«

Zwei dieser ekelerregend riechenden Klosteine liegen durch meinen Strahl, durch meine Körperkraft, schon in einer Reihe.

Das Publikum stöhnt verwundert und ergriffen sein *Ob* aus.

»Noch eine Minute«, sagt der blonde Fernsehkaspar und treibt mit seinem breiten Lächeln die Menge an.

Wer kann schon Wasser lassen, wenn der ganze Saal, zigtausend Menschen im Rhythmus klatschen?

Wenn ich verliere, müssen Roger Moore und Sean Connery zusammen einen James Bond Film drehen.

»Noch ein Gummibärchen?«, der fränkische Gaukler lässt nicht locker.

Ob die Klosteine, die ich unter Schmerzen in eine Reihe gebracht habe, von derselben Firma hergestellt werden, wie die Gummibärchen, wofür dieser Fernsehkaspar unaufhörlich Werbung macht?

Die Fanfare ertönt. Das Logo erscheint übergroß auf dem Bildschirm. Ich habe die Wette gewonnen. Dadurch können Roger Moore und Sean Connery in ihrer Schweinsledergarnitur noch einmal tief durchatmen.

Ich habe die Wette gewonnen, also kann ich getrost die Spülung drücken, was zur Folge hat, dass die drei grünen, ekelhaft nach Waldduft riechenden Klosteine wieder durcheinander gewürfelt werden.

Auf der Stelle ist der blonde fränkische Fernsehkasper verschwunden und mit ihm die Wettpaten, der kleine dicke Mann aus dem Rheinland und das gesamte großartige Publikum. Das Waschbecken ist erreicht, und ehe ich den Knauf aufdrehen kann, damit Wasser aus dem Hahn läuft, ertönt die Fanfare: *Tatatata, tatatata, tatatata!*

Schnell das Wasser über die Hände und das Gesicht, bevor dieser Medizinprofessor aus dem Schwarzwald auftaucht und mir alles versaut.

Ich schaue in den getönten Spiegel der Nasszelle, der einem den Eindruck vermittelt, immer braun zu sein, der jede Art von Leberschäden sichtbar macht.

Sommerabenddämmerung, Spätsommerabenddämmerung, denke ich, aber ist das auch mein Gesicht?

Habe ich mich nicht erst kürzlich rasiert?

Wo ist die Zeit?

Was macht der Tunnel da im Spiegel, der mich an Windungen von einem Schneckenhaus erinnert?

Langsam wird der Andere unruhig. Es geht auf Mitternacht zu. So spät sind seine Mitbewohner aus der obersten Etage noch nie nach Hause gekommen. Die präparierten Nüsse mit dem Rattengift und der Milch gegen den Schluckauf haben sie nicht angerührt, das hat der Andere überprüft, als er sich sicher ist, dass niemand mehr im Haus sein kann. Mit dem Zweitschlüssel hat er die Wohnung betreten und im Wohnzimmer die Schüssel mit den Nüssen entdeckt. Jetzt sitzt er am Fenster, die Jalousie halb geöffnet, und starrt in die Dunkelheit. Eine Stunde will er noch warten. Alle zwanzig Minuten sich eine Zigarette anzünden, die er sorgfältig vor sich in eine Reihe auf die Fensterbank gelegt hat. Im Haus ist Ruhe eingekehrt. Nur in kurzen Abständen zündet der Ölbrenner der Heizung, wie eine Rakete kurz vor dem Start. Der Mann lehnt sich weit zurück, schließt die Augen und denkt neidvoll an den Kosmonauten, der sich schon über ein Jahr im All aufhält.

Wenn mittags nicht soviel zu tun wäre, längst säße die Besitzerin des Cafés, das eigentlich ein Bistro ist, an meinem Tisch.

Früher, in den ersten Monaten nach der Eröffnung der Lokalität, hat die Besitzerin ja auch die Nachtschicht gemacht und somit den Grundstock für den Erfolg des Cafés gelegt. Den Umsatz hat sie gesteigert und die Anzahl ihrer Liebhaber. Auf der Herrentoilette und hinter vorgehaltener Hand hat man sie als läufige Hündin bezeichnet. Ich schenke diesen infamen Gerüchten, diesen Neidern keinerlei Bedeutung. Zu mir hat sie sich immer gern gesetzt, ohne mir dabei ein eindeutiges Angebot zu machen.

Mittags hat die Besitzerin keine Zeit. Andauernd geht das Telefon. Bestellungen werden entgegengenommen. Die Reservierungen für den Abend und das Wochenende werden ins große Buch eingetragen und der Warenbestand anhand des Registrierkassenausdrucks überprüft.

Die Wirtin überlässt nichts dem Zufall. Vor allem der morgendlichen Bedienung misstraut sie. Dennoch treffen sich zuweilen unsere Blicke wie durch Zufall. Ich lächle kurz zurück, wenn ich mir sicher bin, dass sie meine Blicke registriert hat. Dann wende ich mich blitzschnell ab und tue so, als ob ich beschäftigt wäre.

Ihr Mann ist ein Trottel, ein Kleingeist mit irrwitzigen, nie zu realisierenden, spießig anmutenden Plänen. Das Publikum, das ihm vorschwebt, ist längst ausgestorben.

Schräg gegenüber an einem runden Tisch, einem sogenannten Singletisch, der von seinem Durchmesser so schmal ist, dass gerade einmal ein Teller, ein Glas und eine kleine Flasche Mineralwasser darauf Platz finden, sitzt eine Frau mit Hut und isst mit Messer und Gabel Spaghetti. Sie schneidet die Pasta in kleine Stücke, wie man es sonst nur bei Rentnern und Müttern mit kleinen Kindern beobachten kann. Ihr gegenüber auf dem Stuhl stehen zwei große

Plastiktüten, die sie beim Essen nicht aus den Augen lässt. In regelmäßigen Abständen aber, man kann schon fast sagen im Takt, schaut die Frau aus dem Fenster. Wahrscheinlich steht drüben in einer der Haltebuchten ihr Wagen, vielleicht aber auch im Halteverbot, und sie hat Angst, abgeschleppt zu werden.

Ein paar Bürohilfen holen Essen in giftgrünen Styroporkisten ab. In der Ecke am großen Tisch, an dem vor ein paar Stunden noch die Nachtschwärmer gegessen haben, hat jetzt eine Clique von Jugendlichen Platz genommen.

Zwei Tische von mir entfernt, also in Hörweite, erzählt eine junge Frau ihrer Freundin von ihrer letzten Beziehung.

»Ich kam von der Arbeit«, sagt die junge Frau, »oder ging gerade dort hin. So genau weiß ich es nicht mehr. Auf jeden Fall war da diese weiße Wand, du weißt schon, das große Versicherungsgebäude, das ein amerikanischer Architekt entworfen hat, und davor ging ein Mann in einem schwarzen Anzug auf und ab. Die Sonne stand so, dass der Mann auf die weiße Wand keine Schatten warf. Von Weitem, - ich war ja auf der anderen Straßenseite -, sah der Mann wie sein eigener Schatten aus.«

An einem anderen Tisch wird gelacht und die Pause für eine neue Bestellung genutzt.

Im Gegensatz zum Morgen wimmelt es jetzt nur vor Bedienungen, die fleißig und freundlich arbeiten.

»Ich weiß nicht, wie lange ich so dagestanden bin und ihn beobachtet habe«, fährt die junge Frau fort, »auf jeden Fall hat er mich bemerkt und ist stehen geblieben. Obwohl ich eigentlich viel zu weit weg von ihm war, um sein Gesicht zu erkennen, spürte ich, dass er mich anlacht. Ich bin dann einfach weitergegangen. Ein paar Meter ist er mir auf der anderen Straßenseite gefolgt, immer parallel. Dann hat er seine Schritte beschleunigt und ist in der Unterführung zur V-Bahn verschwunden. Keine drei Minuten später, kam er mir auf meiner Seite entgegen. Als ich ihn erkannte, bin ich stehen geblieben und habe gewartet.«

»Es war ein schönes halbes Jahr«, sagt die Frau und zündet sich eine Zigarette an. »Irgendwann dann stand ich in seiner Wohnung, in einem seiner großen leeren Räume. Weiße Wände ohne Bilder, Fenster ohne Gardinen und nur die nötigsten Möbel. Ich bin durch die leere Wohnung gegangen, aber da waren keine Erinnerungen, bis auf die schwarzen Anzüge war nichts von ihm da. Die schwarzen Anzüge wirkten mit einem Mal so groß. Hier muss ein Riese wohnen, habe ich noch bei mir gedacht, ja ein Riese, ohne Vergangenheit und Zukunft. Deshalb auch die leeren Räume, damit er sich ausstrecken kann, wenn er müde ist. Ich habe noch eine Zigarette geraucht und sie dann an der kahlen Wand ausgedrückt. Ich hatte das Gefühl, irgendetwas hinterlassen zu müssen und wenn es nur eine Spur ist. Dann habe ich die Haustürschlüssel in den leeren Kühlschrank gelegt und bin gegangen. Obwohl ich meine Gewohnheiten nicht geändert habe und jeden Tag an der weißen Wand vorbeikomme, habe ich ihn nicht mehr wieder gesehen.«

Eine Gruppe junger angehender Apothekerinnen hat sich vor mir an den Fenstertisch gesetzt. Ihre weißen langen wehenden Kittel leuchten in der Mittagssonne, die endgültig die Regenwolken vertrieben hat.

Mittagssonne. Draußen am Ende der Straße, an dem kleinen Platz, stehen ein paar Yuppies und versuchen sich im chinesischen Schattenboxen.

Die Sanierung des Viertels ist so gut wie abgeschlossen. Jahrelang hat man alles hier herunterkommen lassen, bis die Mieten und der Kaufpreis der Häuser in den Keller gegangen sind. Jetzt leuchten die Fassaden in der Mittagssonne, ist das Viertel in Banker- und Versicherungshand. Neben den neu errichteten Callcentern der Banken, haben sich hier Rechtsanwälte, Steuerberater, Agenturen, aus deren Namensschildern nicht hervorgeht, wen oder was sie eigentlich vertreten, - dasselbe gilt für die Firmen mit den exotischen Namen, die in ihrem Untertitel nur ein Import-Export führen -, niedergelassen. Mit den Krawattenherren,

bunten Hosenträgerbubis und den Designerkleiderfrauen sind gleichzeitig Sonnen- und Sportstudios sowie Apotheken unten in die Ladenlokale gekommen. Irgendwie muss es da einen Zusammenhang geben.

Vielleicht sollte ich Charly einmal danach fragen. Charly wird man jetzt in der Landesklinik das Essen servieren. Als Vorspeise ein paar Tabletten, die er kauen muss, bitter schmecken und die seine Zunge pelzig gemacht haben, - von der ständigen Erektion ganz zu schweigen. Als Nachspeise werden ihm lange Filmentabletten gereicht, die er ohne ein Glas Wasser nicht herunterbekommt und wenn er Pech hat, sozusagen als Zugabe, eine Krankenschwester, die sich rücklings stöhnend und zähne fletschend auf ihn setzt.

Irgendwann hat mich Charly gebeten, im Speisesaal der Anstalt den Menüwochenplan auszutauschen, an dessen Stelle ich ein von ihm verfasstes Manifest hängen soll, auf dem folgendes gestanden hat:

KLEINES MANIFESTESSEN

Freitag 1. Tag

In dem Moment, wo eine Regierung irgendeines Landes sich gegen die Industrie stellt, wird es zur Revolution kommen.

Samstag 2. Tag

Wer sich aber nicht rechtzeitig gegen die Industrie durchsetzt, wird zwangsläufig in die Katastrophe stürzen, und zwar weltweit.

Sonntag 3. Tag

Alle klugen Köpfe, alle Genies waren und sind Optimisten.

Montag 4.Tag

Und das ist das Fatale.

Dienstag 5.Tag
Das Streben nach höheren Werten lässt alles
entschuldigen.

Mittwoch 6. Tag
Der Optimist schläft gut.

Donnerstag 7. Tag
Aber wer tot ist, ist tot.

Freitag 8.Tag
Im Allgemeinen ist bekannt, dass das Rind ein
Pflanzenfresser ist, dennoch wird es uns eines Tages
auffressen.

Samstag 9.Tag
Der Optimist sagt, so wenig ist das gar nicht, hortet und
beruhigt sich, indem er sagt, es wird schon reichen.

Sonntag 10. Tag
Der Pessimist aber sagt, es ist zu wenig, zu wenig für
alle, er schränkt sich ein und teilt.

GUTEN APPETIT

Das so genannte *KLEINE MANIFESTESSEN* hat
zehn Tage unbemerkt im Speisesaal gehangen, bevor es
gegen den neuen zehn Tage Menüplan ausgetauscht
worden ist.

Jetzt ist es also passiert! Alle Tische sind besetzt.
Mittägliche Rushhour! Die Gefahr, dass sich jemand zu
mir setzt, ist groß. Dabei kann ich schon wieder eins der
Biere zu Entsorgung wegbringen. Aber was passiert, wenn
ich meinen Platz unbeaufsichtigt lasse?

In der heutigen Zeit ein viel zu hohes Risiko. Die
tagtäglichen Existenz- und Verteilungskämpfe werden in

die Mittagspause mitgenommen.

Ich habe keine Lust mit halbwüchsigen Krawattenmännern, Hosenträgerbubis und Designerkleiderfrauen eine Diskussion oder gar eine Rangelei, um meinen Tisch anzufangen. Je geringer ihre Position in der Firma, je ungewisser ihre Zukunft oder gar ein Aufstieg, desto größer ist ihre Verteidigungsbereitschaft gegenüber des gerade eroberten Tisches.

Ich eigne mich nicht als Opferlamm für eine Handvoll pubertierender Pseudo-Yuppies, die sich in ihre infantilen Köpfe gesetzt haben, Karriere zu machen.

Es hilft nichts. In der mittäglichen Rushhour muss ich mir ein Auf-die-Toilette-Gehen einfach verkneifen.

Schlimmer noch, als von seinem Tisch vertrieben zu werden, ist es, anderen fremden Menschen beim Essen zusehen zu müssen. Im Grunde ist es egal, wie sie die Nahrung aufnehmen, ob im Stehen oder Sitzen, ob mit spitzem Mund oder breit und schmatzend. Man wohnt einer Intimität bei, der man nicht beiwohnen möchte. Also muss ich etwas tun, mich beschäftigen oder zumindest vorgeben, als würde ich mich intensiv mit etwas beschäftigen.

Niemand setzt sich dann an meinen Tisch, würde mich fragen, mit Ausnahme der Gruppe der Ignoranten und Blinden, ob hier noch frei ist. Die Ignoranten und Blinden, die sich ohne zu fragen, zu einem an den Tisch setzen, nehmen diesen von der ersten Sekunde an voll in Beschlag. Da werden Gläser, Aschenbecher einfach weggeräumt, wird sofort ein lautstarkes Gespräch angefangen, als würde es einen selbst überhaupt nicht geben. Seltsamerweise ist es auch diese Gruppe, die, die Gerichte gleichzeitig bestellen.

Keine viertel Stunde später, weiß die Bedienung nicht mehr wohin mit den Tellern und Platten, obwohl man selbst schon den Aschenbecher und ein Getränk in den Händen hält.

Zu allem Unglück sind diese Ignoranten und Blinden in

der Regel auch noch der Gruppe der militanten Nicht-raucher zuzurechnen. Sofort wird der Tisch zur nichtraucherfreien Zone erklärt und über einen selber wird der Bann gesprochen.

Ich könnte auf die Tischplatte starren und beispielsweise die Wasserflecken zählen. Vielleicht aber reicht es schon, den Brief, der den Stempel des Amtsgerichts trägt und ungeöffnet in der Innentasche meiner Jacke zwischen Futter und Futter steckt, herauszuholen und ihn gegen den Zuckersteuer zu stellen.

Unauffällig und ganz langsam schiebe ich mit einem Fuß den gegenüberliegenden Stuhl zur Seite und zünde zwei Zigaretten an. Eine davon lege ich in den Aschenbecher, den ich weit von mir stelle.

»Ein Bier und ein Espresso«, rufe ich der Bedienung nach, die sich sofort umdreht und auf meinen Tisch zugeschossen kommt, um die Bestellung aufzunehmen. Bis zum Klubtelefon, das zwischen den beiden Toilettentüren hängt, ist es nicht weit. Von da habe ich meinen Tisch stets im Blick, kann notfalls den Hörer einfach fallen lassen und zu meinem Stuhl eilen.

Drei Zigaretten qualmen jetzt in meinem Aschenbecher. Die Stühle so weit nach draußen geschoben, als würden meinen imaginären Tischnachbarn gleich wiederkommen. Die zwei Getränke, das Bier und der Espresso strategisch gut verteilt. Zum ersten Mal bin ich froh, dass die fixe Mittagsbedienung meine leeren Gläser auf meinem Tisch vergessen hat.

Vom Klubtelefon sieht meine gestellte Szenerie echt aus. Beruhigt werfe ich Geld in den Schlitz des Fernsprechers und bin froh darüber, dass die Toilettentüren nach innen aufgehen. Wären sie nämlich nach außen zu öffnen, berge hier das Telefonieren, wenn zur gleichen Zeit die Türen aufgehen, ein nicht zu kalkulierendes Risiko.

Komisch, dass mir nach dem Genuss von ein paar Bier am Vormittag wieder Heinis Telefonnummer eingefallen ist.

Eine Frauenstimme meldet sich am anderen Ende der Leitung, was mich dazu veranlasst, sofort wieder aufzulegen. Heini scheint über den Verlust von Hanni hinweggekommen zu sein. Hanni war Heinis große Liebe. Sicherlich wird Heini noch schlafen. Er beginnt seine Taxitour nie vor siebzehn Uhr. Seine neue Freundin werde ich geweckt haben, nichts weiter. Hanni hat sich, laut Heinis Version, ohne einen Abschiedsbrief zu hinterlassen, auf die Schienen der Kreisbahn gestellt. Die Wahrheit ist aber eine andere. Hanni hat sich damals einer Volksmusikgruppe angeschlossen und singt jetzt unter dem Namen Nanni. Heini habe ich seitdem nicht mehr mit einer Frau gesehen. Beide sind ohnehin ein seltsames Paar gewesen. Hanni, die Zwanzigjährige, die Zierliche, die die Ausstrahlung einer Porzellanpuppe gehabt hat, und auf der anderen Seite Heini, der Bär. Ich habe beide nie Zärtlichkeiten austauschen sehen, geschweige denn aufkommende Leidenschaft bei ihnen entdecken können. Ab und zu hat sie ihm einen schüchternen Kuss auf seine fettige Stirn gegeben, was ihn dazu veranlasst hat, wie ein Schwein glücklich zu grunzen und danach minutenlang blöde zu grinsen.

Drei Monate nach ihrem Weggang habe ich Heini dann wieder gesehen. Er hatte sich den Kopf kahl scheren lassen und trug eine Sonnenbrille. In dieser Zeit hatte ich gerade meine ersten Geschäfte getätigt, ohne die Gruppe, meine Band, die sich in einer Krise befand, zu informieren.

In unserem Probekeller schwieg Heini hinter seinem Schlagzeug, grinste nur blöde und hielt keinen einzigen Takt. Charly tauschte seine schwarzen Lederklamotten gegen rote Baumwollkleider und schwärmte mit einem Mal von Indien, obwohl hellhäutig und sonnenempfindlich. Um seinen Hals pendelte ein alter bärtiger Mann hin und her. Ich ließ mir nichts anmerken, gab Runden von Bier aus, die ich allein trinken musste.

Heini hatte sich eine besondere Art des Selbstmitleids ausgesucht. Wir durften beispielsweise den Namen Hanni in seiner Gegenwart auf keinen Fall in den Mund nehmen,

was äußerst schwierig war, da die anderen Bandmitglieder ständig wechselten und von Hannis und Heini's Schicksal nichts wussten. Auch durften wir mit unserem VW-Bus keine Schienen mehr kreuzen, wodurch wir riesige Umwege in Kauf nehmen mussten, um zu unseren Auftritten zu kommen. Nur wenn Hannis alias Hannis Stimme zusammen mit ihren Lederhosenbuam im Radio zu hören waren, drehte er nicht ab, sondern bestand sogar darauf, den Titel bis zum Schluss hören zu wollen.

Um Heini eine Freude zu machen, habe ich ihm damals ein Lied geschrieben. Leider kam im Refrain der Name Hanni vor, und so blieb der Song ungehört. Die Musik ist dann für einen Tierversicherungsspot verwendet worden. Der Text, wie all die anderen Sachen, ist dann im offenen Container verschwunden.

Vielleicht ist es ja die falsche Nummer gewesen, die ich eben gewählt habe. Charly wüsste die Nummer, aber der ist um diese Zeit nicht zu erreichen. Mittags auf der Station geht niemand ans Telefon. Lustlos wird Charly an seinem Hagebuttentee schlürfen und im Erbsenpüree mit dem Löffel Kreise ziehen. Denn Gabel und Messer sind auf der Station auf strengste untersagt. Vielleicht überkommen ihn jetzt schon die ersten Schweißausbrüche beim Gedanken an die bevorstehende, nicht enden wollende Nacht und das unersättliche weibliche Pflegepersonal.

Da ich ihn ja lange Zeit nicht mehr besucht habe, wird der in den Apfelsaftflaschen getarnte Whiskyvorrat längst zur Neige gegangen sein.

Am Tisch vor mir sitzt jetzt eine attraktive Brünnette und zelebriert ihr Mittagessen, das aus einem Käseschinkentost und drei Salatblättern besteht, die auf einem achteckigen schwarzen Teller wie ein Dreisternemenü serviert worden sind.

Schon viermal hat sie mir einen, mit einem Lächeln verbundenen Blick zugeworfen. Wäre da nicht der Hund unter ihrem Tisch, der zweimal auf meinem Weg vom Klub-

telefon zurück zum Tisch versucht hat, nach mir zu schnappen und mich dadurch gezwungen hat, über Umwege an meinen Tisch zu gelangen, ich hätte mich vielleicht zu ihr gesetzt oder sie an meinen Tisch gebeten, - natürlich erst nach ihrem Verzehr des Käseschinkentoasts.

Immer wieder unterbricht die Brünette das Essen, nimmt den schleimigen, quietschenden Gummiball in die Hand und lässt ihn im Radius der Hundeleine fallen. Nicht einmal die Hände wischt sie sich ab, um wieder ihr Mittagessen mit Messer und Gabel zu zelebrieren. In gebrochenem Deutsch fragt sie die Bedienung nach irgendeiner Straße, die ich nicht kenne, und bestellt, mich dabei anlächelnd, erneut ein Glas Weißwein. Da lasse ich mich doch nicht lumpen und hebe mein fast leeres Bierglas, als Zeichen einer Bestellung für die Bedienung.

An den Mundwinkeln der Brünetten hat sich Speichel gebildet. Am liebsten würde ich ihr jetzt die Zunge herausstrecken, aber dann hetzt sie mit Bestimmtheit den Hund auf mich. Schnell würde ich reagieren und den Brief, der den Stempel des Amtsgerichts trägt und ungeöffnet in der Innentasche meiner Jacke zwischen Futter und Futter steckt, herausnehmen und dem Hund entgegen werfen. Soll er sich doch die Zähne daran ausbeißen.

Unauffällig wie ein Revolverheld aus dem Wilden Westen öffne ich den Knopf meines Jacketts und fahre langsam mit der Hand nach oben. Dabei halte ich meinen Blick konstant.

»Tu's doch«, sagt der Zuckerstreuer. An meinem Glas klebt alter Bierschaum. »Tu's doch endlich!«

»Feigling, gottverdammter Feigling«, mischt sich der volle Aschenbecher ein, rülpst noch, bevor er von der emsigen Bedienung gegen einen neuen, leeren ausgetauscht wird.

»Man muss Abschied nehmen können«, bemerkt zynisch der Zuckerstreuer.

»Bier kommt gleich«, schon hat die Bedienung mir wieder den Rücken zugekehrt.

»Kannst mich schon benutzen, bin nicht aus Zucker«, sagt der neue Aschenbecher, »wir hatten letzte Woche schon einmal das Vergnügen.«

»Asche in Verbindung mit Zucker brennt«, immer muss der Zuckerstreuer das letzte Wort haben.

Ich zünde mir eine Zigarette an und warte auf mein Bier.

Irgendwann sagt der Ungar zu mir, dass es doch ein völliger Blödsinn wäre, auf die Dauer eine dreihundert Kilometer lange Zugreise auf sich zu nehmen, nur um ihn zu treffen. Außerdem sei die Stadt, in der ich jetzt lebe, für mich der künstlerische Untergang.

»Provinz«, sagt der Ungar, »gottverdammte Provinz, eine Gruft dieses Kaff.«

»Das Leben schreit nach Veränderung. Die Gewohnheit ist nichts anderes als ein offenes Grab. Du bekommst ein Apartment. Die Instrumente und das alles kommen zu mir. Ich richte dir draußen bei mir ein Studio ein«, dabei lächelt er wie gewohnt siegessicher.

Immer wieder neue Argumente sind mir eingefallen, um einen Umzug hinauszuzögern.

»Weil du ein Feigling bist«, sagt jetzt der Zuckerstreuer, den ich daraufhin an die äußerste Kante des Tisches stelle, in der Hoffnung, dass die fixe Bedienung beim nächsten routinemäßigen Rundgang, wenn sie die Aschenbecher austauscht, ihn streift, und er, wehrlos, wie er ist, am Boden in tausend Stücke zerschellt.

Das hast du nun davon, mein lieber kleiner vorlauter Freund. Mehr als deine lange vorwitzige Blechnase wird von dir nicht übrig bleiben. Das war's denn wohl!

»Ein Bier, bitte!«

Ich hebe die Hand und gebe der Bedienung, die mich in all der Hektik vergessen zu haben scheint, ein Zeichen.

Der Bierhahn rülpst, was den Zuckerstreuer dazu veranlasst, mich so anzuschauen, dass es mir weich ums Herz werden könnte. Könnte, mein lieber kleiner vorwitziger

Freund, könnte!

»Machen wir Nägel mit Knöpfen«, sagt der Ungar.

»Nägel mit Köpfen«, verbessere ich.

»Ist doch egal, vom Reden bekommt man keine Kinder.«

Wieder dieses siegessichere Goldzähnegrinsen.

»Ich sehe schon«, sagt der Ungar, »die typisch deutsche sentimentale Krankheit. Dem kann ich Abhilfe verschaffen.«

»Abhilfe schaffen!«

»Ist doch egal. Du kommst heute Abend zu mir. Den Rest überlässt du mir. Ein Künstler wie du hat sich nicht um alles zu kümmern. Nutze deine Zeit. Ich kenne eine gute Entrümpelungsfirma. Wir machen eine Haushaltsauflösung, wie bei einem Sterbefall.«

Wenn er will, spricht er tadelloses Deutsch, denke ich.

»Da kommt ein Container vor deine Tür, und alles, was die nicht brauchen können, kommt da hinein. Vorbei ist es mit der Vergangenheit, die bleischwer an dir klebt und dich nur herunterzieht. Es lebe die Zukunft. Eine Flasche Whisky für mich und meinen Freund und ein Eimer Eis. Auf das Leben!«

Heimlich bin ich dann ohne Wissen des Ungarn zu meiner Wohnung gefahren, habe mit ansehen müssen, wie man meine Habseligkeiten in den offenen Container geschmissen hat. Verstohlen, in einer Toreinfahrt, habe ich ein paar schnelle Zigaretten geraucht, mit dem Vorsatz, im Schutz der Nacht in den offenen und für jeden zugänglichen Container zu steigen, um von meinen Erinnerungsstücken, meinen Habseligkeiten zu retten, was noch zu retten ist. Ich weiß noch, dass ich, als mir langweilig geworden ist und mir die Zigaretten in der zugigen Toreinfahrt ausgegangen sind, um die Zeit zu überbrücken und meinen Abschiedsschmerz zu lindern, in eine Kneipe gegangen bin. Am späten Mittag des folgenden Tages bin ich bei der Bedienung aufgewacht. Anstatt eines Ab-

schiedsbriefes habe ich mich auf den Teppich übergeben und bin mit leichten Sehstörungen und wackligen Knien zu meiner alten Wohnung gegangen. Der offene Container aber, mit meinen Habseligkeiten, meinen Erinnerungsstücken, war verschwunden.

In letzter Sekunde rette ich den Zuckerstreuer vor der prallen Hüfte der Bedienung und so folglich vor seinem Ende. Aus Dankbarkeit reibt er mit seiner langen vorwitzigen Blechnase an meiner Handinnenfläche.

»Soll ich dir eine Geschichte erzählen?«, fragt der Zuckerstreuer.

»Ich kenne hier alle Geschichten«, antwortet der Aschenbecher voller Stolz. »Auch die von dem Mann, der die Chance seines Lebens bekommt und sich ziert, nur weil er eine kranke Mutter hat?«

»Märchenstunde«, gähnt der Aschenbecher.

»Nix da, nix da«, sagt der Zuckerstreuer mit seinem hellen Stimmchen, »die Geschichte ist wahr. Ich könnte dir Einzelheiten erzählen.«

»Ich kenne die Geschichte. Der Mann sagt zu, und die Mutter stirbt, einsam und allein. That's life.«

»Du hörst nicht richtig zu. Bis zum Rand lässt du dich vollstopfen, aber zum Zuhören fehlt dir jedes Talent.«

»Eunuch«, zischt der Aschenbecher. Instinktiv strecke ich meine Zunge heraus. Die beiden Streithähne verstummen.

Die Frau mit dem Hund ist verschwunden. Nur eine kleine Lache unter dem Tisch erinnert noch an beide.

Bestimmt habe ich eben eine falsche Nummer gewählt. Dass Heini jetzt eine Freundin hat, mit der er auch zusammenwohnt, kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen.

»Lass mich runter«, schreit der Zuckerstreuer so laut, dass mehrere Gäste sich umdrehen und zu meinem Tisch schauen.

»Zapple nicht so, mein kleiner Freund!«

Der wird immer leichter, da sich sein weißer Inhalt in

den sauberen Aschenbecher ergießt. Ich habe ihm das Leben gerettet, ob das der Zuckerstreuer weiß.

Ihr könnt euch wieder umdrehen, ich tue ihm schon nichts!

Unauffällig versuche ich den Aschenbecher, der zufrieden grunzt, über die lange vorwitzige Blechnase meines kleinen vorlauten Freundes zu halten. Ich könnte ihn natürlich auch aufschrauben, aber ich möchte ihm nicht wehtun. Sollen ruhig alle hier im Cafe, das eigentlich ein Bistro ist, gaffen, nein, wehtun werde ich meinem kleinen Freund nicht.

»Pass auf, du Idiot, du verschüttet ja alles«, klingt es im Duett. Irgendwie sind sie ja alle gleich, diese kleinen Freunde. Den einen füttert man den ganzen Tag mit unzähligen Zigaretten, entzündet sogar ein Feuer in ihm, dem anderen rettet man das Leben, und das ist dann der Dank. Ich könnte, wenn ich wollte, dem Zuckerstreuer unauffällig einen Kuss auf seine lange vorwitzige Blechnase geben.

»Untersteh dich«, brüllt der Zuckerstreuer. Er hat es nicht anders gewollt. Ohne Skrupel stelle ich ihn zurück an die äußerste Kante des Tisches.

»Das wird Ärger geben«, resümiert der Aschenbecher. Schon ist die Bedienung da, wischt mit einem nassen Lappen über den verschütteten Zucker und hinterlässt eine schmierige, entsetzlich klebende Tischplatte.

»Ist mir schlecht«, stöhnt jetzt der Aschenbecher, von dem ich eigentlich nur ein *gibt's mir, gibt's mir* oder ein asthmatisches Hüsteln gewohnt bin.

In dem Moment, als ich dem traurigen Zuckerstreuer nachschaue, wie die Bedienung ihn zu seinen Kameraden auf den Tisch neben dem Büfett stellt, fällt es mir ein: Die Frauenstimme eben am Klubtelefon, als ich Heini anrufen wollte, ist Maren gewesen. Warum bin ich nicht gleich darauf gekommen?

Maren, die letzte Frau aus meinem alten, im Container verschwundenen Leben. Ich habe anstatt Heinis Nummer

die ihre gewählt. Maren wohnt also immer noch bei ihrem Mann. So viele Jahre sind seitdem ins Land gegangen und nichts hat sich geändert. Damals wollte sie sich wegen mir scheiden lassen.

Nächtelang haben wir diskutiert, wie sie es ihm am besten beibringen sollte. Natürlich wäre das mit der Scheidung überhaupt kein Thema gewesen, hätte ich nicht in einem Anfall von Rührseligkeit am Rande des Schwachsinns gesagt, dass ich das Versteckspiel leid wäre. Dabei sind es ehrlich gesagt, gerade diese Heimlichkeiten gewesen, die den Reiz unserer Beziehung, unseres Zusammenseins ausgemacht haben. Zweimal die Woche haben wir uns an immer wieder neuen Orten und Hotels treffen müssen.

Maren, die praktische Ärztin mit allen Kassen und ich der erfolglose Musiker mit dem Sinn und Gespür für finanzielle Sicherheit. Ein kleines Vermögen hat sie sich unsere Beziehung kosten lassen. Ihr allein verdanke ich meine erste Wohnung. Sie kaufte mich regelrecht frei aus dieser verkorksten Wohngemeinschaft und löste mein so geliebtes Fender-Road-Piano als Pfand aus. Immer wieder bin ich mit ihr nächtelang an dem großen Schaufenster des Pfandleihers vorbeigegangen, die Nase an der Scheibe platt gedrückt, in der Hoffnung, mein so geliebtes elektronisches Klavier zu sehen, bis sie es mir dann zurückgekauft hat. Maren sprach nie über Geld. Sie hatte es einfach und gab es gerne für mich aus.

»Ich habe *uns* was gekauft«, hat sie immer gesagt, wenn sie mir etwas mitgebracht hatte.

Nach einem Auftritt im hiesigen Jazzkeller stand sie plötzlich neben mir und schaute mich durch dicke Brillengläser, die ihre Augen riesengroß erscheinen ließen, an, drückte mir ein Bier in die Hand und prostete mir mit ihrem Glas so zu, dass mir ihr goldener Ehering sofort auffallen musste. Dann zog sie mich in die hinterste Ecke des Jazzkellers und küsste mich mit einer Leidenschaft, dass ich mein Bierglas fallen ließ. Maren lachte laut und

flüsterte mir ins Ohr, als ich gerade dabei war, die Scherben aufzuheben, dass sie mich haben will, jetzt und hier. Im Gang, wo sich das Leergut bis unter die Decke stapelte und es nach Schimmelpilzen und abgestandenem Bier roch, haben wir uns das erste Mal geliebt. Dabei scheperten die leeren Flaschen im Rhythmus und von der Decke tropfte unentwegt Wasser auf den Boden. Ein helles *Plap, Plap, Plap* daran kann ich mich genau erinnern.

Viele Jahre später, im Tonstudio des Ungarn, habe ich mithilfe des Music-Samplers vergebens versucht, dieses helle *Plap, Plap, Plap* synthetisch herzustellen.

Unzählige Hotelbetten sind durch uns und unter uns zu Bruch gegangen, dazu mindestens ein Waschbecken, ein Seifenhalter aus Keramik und die Kunststofftür einer Duschkabine.

Als dann eines Tages viermal der besorgte Portier unsere Zweisamkeit störte, kam Maren auf die Idee mit der Wohnung. Für Maren schien es keine unlösbaren Probleme zu geben. Nach jedem Liebesspiel musste ich mich auf den Bauch legen, damit sie, wieder im Besitz ihrer Brille und dadurch ihrer eigenen Kontrolle, meinen Po betrachten und mit ihren klar lackierten Fingernägeln über meinen hellen Flaum fahren konnte.

»Du hast den schönsten Po der Welt«, flüsterte sie, zog mit ihrem rosa Lippenstift den Mund nach und hinterließ auf meinem Hinterteil einen Stempel wie das Gütesiegel bei der Fleischbeschau. Jedes meiner Körperteile bekam bei ihr eine neue Funktion. Immer wieder neue Entdeckungsreisen unternahm sie. Wenn Maren mich ohne ihre Brille ansah, hatte ich das Gefühl, sie schaut durch mich hindurch.

»Ich bin blind wie ein Fisch«, sagte lachend Maren und ließ ihrer Zunge freien Lauf. Nicht selten kam es vor, dass ich sie von mir stoßen musste, aus Angst, ich würde mich sonst auflösen und zu ihren Füßen nur eine kleine Pfütze hinterlassen.

Wenn ich zu ihr *Nimmersatt* sagte, lachte sie, machte

weiter und nannte mich einen alten Genießer. Von ihrem Ehemann sprach sie anfangs wenig. Erst als wir auch andere Dinge unternahmen, wie der Besuch einer Ausstellung oder eines klassischen Konzertes, die ich in der Regel immer todlangweilig fand, mir aber nichts anmerken ließ, erzählte sie beim anschließenden obligatorischen Essen von Zuhause, von der Gemeinschaftspraxis mit ihrem Mann, seiner Verslossenheit und seinem Bedürfnis nach Ruhe.

»Ich war mit vierundzwanzig noch Jungfrau«, sagte Maren lachend und so laut, dass selbst der Kellner, mindestens sieben Tische von uns entfernt, stehen blieb und ihrer Stimme interessiert lauschte.

»Mein Medizinstudium ist mit Bestimmtheit eine Art Therapie gewesen, so verklemmt wie ich war. Mit vier Jahren habe ich meine erste Brille bekommen, und von Jahr zu Jahr wurden die Gläser dicker und stärker. In der Schule nannten mich alle nur das Fernglas, später sogar das Mikroskop. Na ja, auf den Feten wollte keiner der Jungs mit mir tanzen. Nach dem Abitur stellte sich für mich nur die Frage, Psychologie oder Medizin. Meinen Mann habe ich erst bei meiner ersten Assistentenstelle im Krankenhaus kennen gelernt. Zwei Jahre hat es gedauert, bis wir das erste Mal miteinander geschlafen haben, obwohl es kein Miteinander war, das kannst du mir glauben. Wie bei meiner Entjungferung ging dann alles ganz schnell. Alles klar überlegt und ganz ohne Sentimentalitäten. Wir sind zusammengezogen, haben beide unseren Doktor *summa cum laude* gemacht und mit dem Geld meiner Eltern die Praxis eröffnet.«

Ein geradliniger Lebenslauf, im Gegensatz zu meinem: Dreimal in der Schule sitzen geblieben. Mit achtzehn Jahren immer noch in der zehnten Klasse, dafür mit fünfzehn das erste Mädchen. Schulabbruch endlich mit neunzehn Jahren. Wechselnde Beziehungen, die längste davon zwei Monate. Mein Vater, ein kleiner Beamter, der kurz nach seiner Pensionierung verstarb und dessen finanziellen

Mittel auch schon zu Lebzeiten ohnehin begrenzt waren.

Ich schwieg mich also aus und genoss das Privileg des Zuhörers. Maren ließ mich Zeit und Raum vergessen. Mir hätten die Hotelzimmer vollkommen ausgereicht. Meine Vergangenheit, und ganz besonders die Erfahrung mit Frauen, kamen mir mit einem Mal lächerlich und klein vor. Im Grunde war ja auch ich der Verklemmte, zwar der, der immer wollte, aber auch ganz froh war, wenn es dem Ende, dem Höhepunkt entgegen ging.

Sie brachte mir in kleinen Schritten bei, wie es nach dem ersten Höhepunkt weitergehen sollte und dass es in der Liebe keinerlei Tabus zu geben hatte.

»Hast du eben schon einmal angerufen?«, fragt Maren.

»Ja«, flüstere ich ins Klubtelefon, ohne dabei meinen Tisch aus den Augen zu lassen.

»Wie geht es dir?«

»Ich weiß nicht.«

»Hast du getrunken?«

»Ich glaube schon.«

»Bist du allein?«

»Und du, was macht die Praxis?«

»Du meinst, ob ich noch verheiratet bin. Ja, das bin ich, wenigstens auf dem Papier. Mein Mann ist seit drei Jahren weg, ausgezogen über Nacht. Ohne Vorwarnung ist er mit der Sprechstundenhilfe durchgebrannt. Ist das nicht lächerlich? Ja, ja, mein Mann, von dem ich immer geglaubt habe, er würde sich umbringen, wenn ich ihn verließ, ist mit einer Minderjährigen abgehauen. Immerhin hat er es geschafft, dass ich mich zum ersten Mal in meinem Leben geschämt habe. Ich geh' nur noch selten aus, so weit ist es schon gekommen. Ich weiß nicht einmal, wo er steckt. Die Praxis habe ich schließen müssen, arbeite jetzt im Krankenhaus. Allein war die Praxis nicht mehr zu halten.«

Maren verstummt für einen Augenblick und durch die Muschel des Klubtelefons ist nur das leise Klicken eines Feuerzeugs zu hören.

»Ich dachte, deine Eltern hätten euch damals die Praxis

finanziert. Warum stellst du nicht jemanden ein?»

»Mein lieber Mann hat gespielt, und zwar im großen Maße, ohne Limit verstehst du? Natürlich in den Kreisen, der Idiot, wo man ohnehin nichts gewinnen kann. Geht es dir wenigstens gut? Ich glaube, ich habe etwas zugenommen. Der andauernde Schichtdienst, das unregelmäßige Essen. Vor einem halben Jahr habe ich mal eine Kontaktanzeige aufgegeben. Aber die Zuschriften waren enttäuschend. Lebst du mit jemand zusammen?»

»Ich kenne ja noch nicht einmal mich selber.«

»Ich lese jetzt viel. Ansonsten bin ich, wie gesagt, die meiste Zeit zu Hause. Den Jazzkeller haben sie dichtgemacht. Und das kleine Hotel, du weißt schon, das am Fluss, haben sie einfach abgerissen. Es war unser Lieblingshotel, nicht wahr?»

»Ich glaube schon.«

»Ist das alles, was du dazu zu sagen hast?»

»Was soll ich sagen?»

»Seit wann bist du wieder in der Stadt?»

»Ein Jahr oder so.«

»Du Schwein!«

»Soll ich auflegen?»

»Nein, nein, unterstehe dich. Wo bist du? Wo wohnst du? Ich komme!«

»Ich glaube, das ist keine gute Idee.«

»Und warum rufst du mich nach so langer Zeit an?»

»Eigentlich habe ich mich bloß verwählt. Ich wollte Heini sprechen. Du weißt schon Heini, der Freund von Hanni, die jetzt Nanni heißt und mit den Lederhosenbuam durch die Lande zieht und Volksmusik macht. Heini, der dritte im Bunde, neben Charly und mir.«

»Kannst du denn nicht vorbeikommen? Mein linkes Auge muss operiert werden. Ich habe Angst.«

»Ärzte haben immer Angst vor ihresgleichen. Das ist normal.«

»Vielleicht treffen wir uns mal auf einen Kaffee.«

»Vielleicht, aber eher nicht.«

»Dir geht es beschissen, stimmt's?«

»Ich habe mich nur geirrt, das ist alles.«

»Das soll vorkommen.«

»Wie lange haben wir uns jetzt nicht gesehen?«

»Sechs Jahre«, haucht Maren in den Hörer. »Ich habe schon ein seltsames Talent. Bei mir hauen die Männer immer ohne Grund, ohne Vorwarnung ab, machen sich einfach aus dem Staub.«

»Aber so stimmt das doch nicht.«

»Hattest du einen Grund? Wenn das linke Auge nicht besser wird, kann ich meinen Beruf an den Nagel hängen. Schulden zu haben, ist unerträglich, weißt du das? In meinem ganzen Leben hatte ich niemals Schulden, da war Ordnung, und jetzt das. Wenn ich blind werde, bringe ich mich um. Hattest du wirklich einen Grund?«

»Nein«, sage ich und lege auf.

Da liegt der Hörer auf der Gabel des Klubtelefons.

Da sind alle Tische bis auf den meinen besetzt. Alle reden durcheinander, ergeben zusammen einen Klangkörper, der nur durch die lauten hektischen Rufe der Bedienungen durchbrochen wird.

Eben noch mit Maren telefoniert, zeugt jetzt nichts mehr davon, dass ich es auch wirklich getan habe. Vielleicht ist alles nur Einbildung gewesen. Wer Stimmen hört, muss zwangsläufig nicht unbedingt real telefonieren.

Zweimal an Weihnachten und einmal an meinem Geburtstag habe ich Maren irgendwann in den frühen Morgenstunden angerufen und so lange durchläuten lassen, bis mich ihre verschlafene Stimme am anderen Ende der Leitung mit einem Ruck aus dem Trüben gefischt hat, wie einen alten Schuh, aus dessen offenen Nähten Wasser spritzt.

»Hallo, wer ist denn da? Hallo, wenn du es bist, sag doch was. Hallo, ich weiß genau, dass du das bist. Bitte sag was. Hallo, hallo ...«

Dann habe ich aufgelegt.

Was also hat es für einen Sinn, Maren nochmals

anzurufen?

Wahrscheinlich würde sie es fertigbringen, mich aus allem herauszuholen. Für das Finanzamt würde ihr Steuerberater alles erledigen. Mit den Banken und Kreditinstituten würde sie selber reden wollen.

»Es ist alles geregelt«, würde sie mir innerhalb einer Woche lächelnd sagen und mit mir ins Warme fliegen. Ich würde sie begehren wie nie zuvor. Überall würden wir uns lieben, überall unsere Spuren hinterlassen. Sie würde über meinen Po fahren und feststellen, dass er sich nicht verändert hat.

Irgendwann nachts am Strand, in einer sternklaren Nacht, da, wo sich das Wasser seit Tausenden von Jahren am Fels bricht und man am Horizont die kleinen Positionslampen der Schiffe sehen kann, wird sie mir ins Ohr flüstern und mir ihre Pläne offerieren:

»Wir brauchen ein Atelier, ja, ein eigenes Studio mit allen elektronischen Raffinessen. In der Nacht würde ich nackt zu deinen Füßen sitzen, und du würdest für mich ein Liebeslied auf der Gitarre spielen.«

Nahtlos braun würden wir das neue Studio einweihen. Unzählige bunte Kontrolllampen, Leuchtdioden und Anzeigetafeln würden leuchten. Der blassblaue Schein der Computermonitore würde uns die Illusion geben, immer noch am Strand zu liegen. Eines Tages würde dann aber doch ein Container vor der Tür stehen, in den Arbeiter Marens Traum ehrfurchtslos schmeißen würden. Ich hätte wieder unzählige, nicht zuvor gelesene Verträge unterschrieben und befände mich auf dem Weg in eine andere Stadt, in ein anderes Leben.

»Würde, würde«, flüstert der Zuckerstreuer, den die emsige Bedienung, gerade als ich telefonierte und ihr für einen Moment den Rücken zugekehrt habe, wieder auf meinen Tisch postiert hat.

»Du mit deinem würde, würde«, fährt er fort, »damit kommst du nicht weiter. Da ist der Andere wesentlich konsequenter als du.«

»Wer bitte?«

»Du weißt genau, wen ich meine. Der Andere eben. Der ist konsequent und hat Format!«

Der Andere hat, nachdem er sich vorsichtig mehrere Male von der einen auf die andere Seite gedreht hat, die Nachttischlampe eingeschaltet. Beim Aufrichten knarrt der Bettenrost. Ein Geräusch, das er unbedingt vermeiden will. Im Schlafzimmer über ihm ist Ruhe eingekehrt. Die Ruhe vor dem Sturm, denkt der Andere. Zweimal hat die Deckenlampe so stark gewackelt, dass Putz auf seine Oberdecke gefallen ist. Unter vier Mal werden sie heute über mir wohl keine Ruhe geben, denkt der Andere. Gleich wird sie wieder schreien und er, wohl aus Dankbarkeit, sie mit allerlei obszönen Worten belegen. Das Finale bestreiten dann beide wieder synchron und lassen es in einem zufriedenen Grunzen ausklingen. Hat er bei der Stellung die Oberhand, werden die Rollen getauscht. Er stöhnt in tiefen Tonlagen. Sie belegt ihn mit allerlei vornehmlich männlichen Tiernamen.

Als das junge Paar im letzten Sommer über ihm im Haus einzieht, hat er schon ein ungutes Gefühl. Bevor beide ein Möbelstück nach oben tragen, lecken sie sich erst einmal minutenlang ab, bis ihre Hälse in der Sonne glänzen. Die Frau trägt einen weißen Overall, und wenn sie sich bückt, hätte man normalerweise die Umrisse ihres Slips erkennen müssen. Der Andere aber, der von seiner Terrasse aus durch seinen selbst gebauten Zaun alles beobachtet und mit seiner Polaroidkamera alles festhält, kann keine Umrisse, geschweige denn einen Slip lokalisieren. Bückt sich die Frau in seine Richtung, sieht er durch den Sucher seiner Kamera baumelnde Brüste und den Anfang einer Tätowierung, der er in Richtung Bauchnabel folgt. Das Farbfoto, das in einem extra angelegten Schuhkarton liegt und auf dem die ganze Tätowierung abgebildet ist, belegt es eindeutig. Die Frau trägt weder einen Slip noch hat sie Schamhaare.

Zwei Tage später bringt ein bekanntes Möbelhaus das Messingbett, und der Ärger beginnt. Obwohl das Bett neu ist, quietscht es von Anfang an.

Nein, nein, denkt der Andere, für dieses Pärchen muss ich mir etwas ganz Besonderes überlegen. Vor allem darf er diesmal nichts dem Zufall überlassen. Nicht so amateurhaft wie bei den Mitbewohnern aus dem obersten Stock. Die ganze Nacht hat er damals auf sie gewartet. Die sich selbst auferlegte Ration an Zigaretten hat er längst durchbrochen. Gegen Mittag ruft seine Schwester an und teilt ihm mit, dass die Bewohner aus der obersten Etage bei einem schweren Autounfall ums Leben gekommen seien, was ihn dazu veranlasst, sich hemmungslos zu betrinken. Am anderen Morgen kann der Andere dann, unter starken Kopfschmerzen und Sodbrennen zwar, auf der letzten Seite seiner Tageszeitung den Unfallhergang nachlesen. Der Wagen ist noch aus ungeklärten Gründen unter einen Sattelschlepper geraten, der das Autodach mitsamt den beiden Köpfen der Mitbewohner abrasiert hat. Noch am selben Tag schneidet der Andere den Artikel aus, klebt ihn auf ein leeres Blatt Papier und kann, mit einem Gefühl von Hochachtung und Stolz, - immerhin sind seine Nachbarn aus der obersten Etage auf die letzte Seite der Tageszeitung gekommen -, die Akte, das Dossier für immer schließen.

Zisch, woom und platsch!

Schon wieder haben die Belagerer die gespannten Seile eines ihrer Katapulte durchtrennt und meine Erinnerungsfetzen über die Burgmauer geschleudert.

Zisch, woom und platsch, hat es gemacht und schon liegt dieses ganze ekelhafte Zeug vor meinen Füßen. Wenn ich jetzt über die Brüstung der Burgmauer schaute, was für ein Bild würde mich dann erwarten?

Lady Maren im Burgfräuleinkostüm, im prächtigen Harnisch eines Ritters der Ungar, eine dicke Havanna rauchend, obwohl Kuba noch auf keiner Weltkarte zu finden ist, mit verständnisvoller Miene der Beamte des

Finanzamtes Mitte im grünen, geliehenen Kostüm von Robin Hood. Und auf meiner Seite?

Vielleicht Heini und Charly, die gerade siedendes Fett in Saumägen füllen und darauf warten, dass die Belagerer endlich die Leitern an die Burgmauern lehnen.

Zisch, woom und platsch. Schon wieder ein Einschlag.

Sir Francis Drake oder der Rote Korsar würden was von *volle Breitseite* rufen und ihre Mannschaft auffordern, das sinkende Schiff zu verlassen.

Zisch, woom und platsch. Noch steht die Festung.

Obwohl ich damals vollkommen betrunken gewesen bin, kann ich mich an die Fahrt zum Ungarn, nachdem ich schmerzlich habe feststellen müssen, dass man den offenen Container mit meinen Erinnerungsstücken, meinen Habseligkeiten schon abgeholt hatte, gut erinnern.

Zisch, woom und platsch. Die Belagerer wollen es aber wissen und gehen aufs Ganze.

Es war der 24. November. Drei Tage zuvor hatte mir Maren versichert, bis Heiligabend frei zu sein. Über Weihnachten würden sie ohnehin, wie jedes Jahr, die Praxis für zwei Wochen schließen. Das wäre die beste Gelegenheit, mit ihrem Mann endlich klare Verhältnisse zu schaffen.

Die Bahnfahrt zum Ungarn verlief ruhig. Kein Wort wurde im Abteil gewechselt. Neben mir saß eine junge Frau und las in einem Buch mit dem Titel: Ein Leben nach dem Inzest. Sie rauchte schlecht gedrehte Zigaretten und unterstrich mit einem Textmarker Sätze.

Mein männliches Gegenüber hatte drei Schachteln ohne Filter Zigaretten vor sich liegen. Seine Bahnlektüre ein Landserheft: *Luftkrieg über England*. Er studierte fast zwei Stunden lang die Pseudobiografie irgendeines Ritterkreuzträgers mit Eichenlaub, dessen Schwarz-Weiß-Fotografie auf der Rückseite abgebildet war.

Der dritte Fahrgast, ein alter Mann, der am Fenster saß, blätterte in einem teuren Terminplaner und suchte nach Eintragungen. Bei jedem entgegenkommenden Zug zuckte er zusammen.

Zisch und platsch.

Heini und Charly haben zurückgeschlagen und die siedendheiß gefüllten Saumägen über die Burgmauer geschmissen.

Zisch und platsch.

Hopp und blomm.

Jetzt versuchen sie sich in einer Art Tennis.

Heini wirft unentwegt selbst gebastelte Scheißemännchen hoch und Charly gibt sie volley mithilfe seiner Bettpfanne, die er als Schläger benutzt, über die Burgmauer.

Hopp und blomm.

Spiel, Satz und Sieg.

Die Belagerer haben ihre Munition verschleudert. Der üble Geruch der Vergangenheit scheint auch sie abzuschrecken. Der Wind hat sich gedreht.

Robin Hood steht voll in der Scheiße. Da nützt die dicke Havanna des Ritters auch nicht viel. Lady Maren wird sich mit einem Barden in ihr Zelt zurückgezogen haben, um endlich ihr Augenlicht zu verlieren.

»Lenk nicht ab«, flüstert der Zuckerstreuer, »denk an den Anderen.«

Er redet so leise mit mir, dass ich mich konzentrieren muss. Der Stimmentepich, der das Café, das eigentlich ein Bistro ist, überlappt, ist aus meinen Gehörgängen verschwunden. Selbst die lauten hektischen Bestellungen der Bedienung höre ich nicht mehr.

Das habe ich nun davon, denkt der Andere, als er in der Wohnung im obersten Stock die Wände mit einer Malerrolle weiß streicht. Ich muss arbeiten, nur weil meine liebe Schwester schon einen Nachmieter gefunden hat.

Auf der Beerdigung seiner Mitbewohner, die bei einem schweren Autounfall ums Leben gekommen sind, hat ihm seine Schwester, gerade, als er darüber nachdenkt, ob die abasierten Köpfe auch in den jeweils richtigen Särgen liegen, aufgetragen, unverzüglich mit dem Ausräumen und

dem Renovieren der Wohnung anzufangen.

Immer wenn der Andere die Malerrolle in die Farbe taucht, stellt er sich vor, dass an der Verlängerung des Kunststoffgriffes der Kopf seiner Schwester aufgespießt sei. Tief taucht er ihren Kopf in den Farbeimer, um dann ihre Nase am Farbgritter fest hin und her zu reiben, bis keine Farbe mehr tropfen kann. Beim nächsten Mal muss ich es besser planen, denkt der Andere und rollt den mit Farbe getränkten Kopf der Schwester an der Wand aus.

Man muss sie alle aus dem Haus tragen, Sarg für Sarg, an einem trockenen Nachmittag, am besten am Wochenende, wenn alle zu Hause sind. Eine Traube von Menschen muss sich am Eingang bilden. Das muss in die Schlagzeilen. Negative Schlagzeilen muss es machen, so, dass niemand mehr einzieht und seine Schwester ihn nicht mehr nötigen kann, fremde Wohnungen zu renovieren. Ein weiteres Mal taucht der Andere den Kopf seiner Schwester in den Farbeimer.

Irgendetwas mit Strom, denkt er, Strom und Wasser sind immer gut. Dafür spricht auch die Statistik für tödliche Haushaltsunfälle. Für die Badewanne wird mir schon was einfallen, denkt der Andere, nimmt den Kopf der Schwester und taucht ihn tief in die weiße Farbe, so lange bis keine Luftblasen mehr zu sehen sind.

»Was essen wir denn heute?«

Die Besitzerin des Cafés, das eigentlich ein Bistro ist, hat sich zu mir an den Tisch gesetzt und liest mir die Tageskarte vor.

»Da hätten wir einmal unser hausgemachtes Gulasch, mit oder ohne Fettuccine. Oder wie wäre es mit einem großen knackigen Fitnesssalat mit Hühnerbrust und Joghurtdressing? Frische Scampi mit Knoblauch kann ich auch empfehlen. Der Vol-au-Vent mit Pilzen und Wildschwein ist heute besonders gelungen. Ich hätte aber auch noch eine Portion Nudelaufbau von gestern da! Was ist los?«

Zärtlich fährt ihre Hand über die meine.

Langsam finde ich zurück in die Wirklichkeit. Doch ehe ich antworten, reagieren kann, ist die Besitzerin aufgesprungen und kommt keine Minute später bewaffnet mit einem Eimer Wasser und einem Schwamm an meinen Tisch zurück.

»Das ist wirklich eine Sauerei«, sagt sie und fährt mit dem nassen Schwamm über die Tischplatte. »Ist ja widerlich, wie das klebt. Entschuldige bitte. Zu trinken hast du ja auch nichts mehr. Also wirklich! Ein Wasser ohne Zitrone«, ruft sie der Bedienung zu.

»Da hat man dir aber übel mitgespielt. Und sonst?«

»Nun ja«, stammle ich, »werde euch wohl bald verlassen müssen.«

»Doch nicht wegen der Sache hier?«

»Nein, nein, wo denkst du hin. Habe nur gleich einen Termin. Und dann kann es schon sein, dass wir uns längere Zeit nicht sehen werden.«

»Wie ich dich beneide. Ich würde auch ganz gerne mal raus hier. Kannst du mich nicht mitnehmen?«, dabei lacht sie laut und zeigt ihr tadelloses Gebiss.

»Früher haben wir dreimal im Jahr Urlaub gemacht, aber heute ist das nicht mehr drin. Du siehst ja selber, was hier

los ist, und gutes Personal ist heutzutage Mangelware.«

Kann ich mir bei fast Fünfmillionen Arbeitslosen überhaupt nicht vorstellen, denke ich. Aber bei den paar Mark, die hier gezahlt werden und einem Besitzer, der seine Finger nicht bei sich behalten kann, braucht man sich ja nicht wundern.

Mit verlogenenem Lächeln stellt mir die Bedienung mein Glas Wasser ohne Zitrone hin, dafür aber mit doppelt soviel Eis.

»Und du willst wirklich nichts essen?« dabei fährt mir die Besitzerin unter dem Tisch, mit einer Hand über das Bein und lässt die immer wärmer werdende Hand auf meinem Knie liegen. In kleinen Intervallen streichelt sie über meine Kniekuppe, dass nach wenigen Sekunden in der Mitte meiner Hose kein Platz mehr zu sein scheint.

»Wenn du mir versprichst, meinen Tisch freizuhalten, bin ich in einer Stunde wieder da«, sage ich.

»Schade«, sagt die Besitzerin, »in einer Stunde bin ich nicht mehr hier. Das mit dem Tisch geht schon klar, aber wir sollten uns mal wieder gelegentlich richtig unterhalten. Ich habe da ein paar neue Ideen, da wirst du staunen.«

Ob sie sich endlich scheiden lassen will, denke ich.

»Entschuldige bitte, aber ich muss. Schreib' alles auf, wie immer«, dabei versuche ich, ihrem Blick auszuweichen. Jetzt nur nicht stottern, keinen Fehler machen, geradlinig die enge Gasse zwischen den Tischen nehmen, vielleicht etwas lässig so mit offenem Jackett.

»Also dann«, höre ich mich noch sagen und stehe schon vor der Tür. Alles ist noch einmal gut gegangen. Kein Stottern, kein Stolpern, kein Anecken, auch bin ich geschickt der Bedienung ausgewichen.

Kalter Wind schlägt mir entgegen. Im kleinen Park sitzen mehrere Penner auf einer Bank. Gegen Ende der Mittagspause haben sie die Chinesische-Schattenboxenden-Möchtegern-Yuppies endgültig verdrängt.

Mit ihren Sprüchen zur Lage der Nation und ihrer eigenen Wirtschaftspsychologie und Philosophie ist ihnen

das bisher immer noch gelungen.

»Ist nichts Gelbes in der Hose, ist das Bier noch in der Dose.«

»Es liest der Thai, es freut Laotse, in Deutschland haben' se jetzt fünf Millionen Arbeitslose.«

Eine Zeit lang habe ich mich am Ende der Mittagspause auf der anderen Straßenseite, vor dem Schaufenster des Handyladens herumgedrückt, um das alltägliche Schauspiel im kleinen Park besser mitzubekommen. Auf jeden Fall sind die zahnlosen Bier- und Weintrinker besser informiert, als diese Hosenträgerbubis. Sie hören den ganzen Tag Radio, da können die Möchtegern-Yuppies nicht mithalten.

»Dialektik«, tönt es durch den kleinen Park.

»Der passionierte Rotweintrinker fragt mit Verdruss beim Anblick des leichtmetallinen Drehverschluss, was ist besser, saufen oder gleich der Goldene Schuss?«

»Ob Aktie, Pfandbrief, Termingeschäft, oder andre Kapitale, mir ist's egal, ich sauf in jeder Lage.«

Einer von ihnen öffnet eine Dose Bier. Sie scheinen die Hoffnung noch nicht aufgegeben zu haben.

Beim Überqueren der Straße winke ich ihnen zu und komme mir im selben Moment dabei lächerlich vor. Jetzt einfach auf der Straße stehen bleiben, die Augen schließen und darauf warten, was kommt.

Vor dem Haus stehen ein Kranken- und ein Notarzwagen. Ein Kind, das sich von der Mutter, die einen Kinderwagen schiebt, befreit hat, zeigt mit den Fingern auf Autos und brüllt:

»Tatütata, tatütata, tatütata.«

Ein paar Passanten gehen vorbei und würdigen die Situation keines Blickes. Die Mutter hat ihren Sohn wieder eingefangen. Als Belohnung haut sie ihm eine runter und stellt ihn zwischen sich und den Kinderwagen.

Ein paar Rentner drücken ihre viel zu dicken Nasen an die Milchglasfenster des Krankenzugwagens.

Als ich auf den Eingang des Hauses zugehe, steigen sie

langsam wieder von den Trittbrettern herunter und machen ein unschuldiges Gesicht.

Im Hausflur wird geflüstert.

Ich schaue nicht auf. Zum Glück wohne ich Parterre. So gehe ich schnurstracks auf meinen Eingang zu und schließe auf. Die Tür fällt zurück ins Schloss und ich befinde mich wieder in einer anderen Welt.

Der Andere betrachtet nachdenklich das Foto, das ihn zusammen mit der Mutter zeigt. Die letzte Aufnahme vor ihrem Tod.

Sein ganzes Leben hatte er damals umstellen und dadurch vieles aufgeben müssen. Das letzte Jahr war dann nur noch die Hölle. Eine Krankenschwester eines privaten Pflegedienstes, die durch ihre Gleichgültigkeit und ihr Nichtstun bestach, war tagsüber in der Wohnung, telefonierte, manikürte sich die Nägel, sah ansonsten Fernsehen und schaute, wenn ihr danach war, nach der schwerkranken Mutter. Wenn er am Abend die Wohnung betrat, saß die Schwester Kaugummi fletschend vor dem Fernseher und begrüßte ihn mit den Worten:

»Keine Angst, sie lebt noch.«

Sie gab ihren Fingernägeln den letzten Schliff und verließ ohne ein weiteres Wort das Haus.

»Eine schreckliche Person«, jammerte die Mutter, wenn er das Zimmer betrat.

Als erstes öffnete er immer das Fenster, um den beißenden strengen Geruch aus dem kleinen Raum zu bekommen.

Wie jeden Abend ging dann der Andere ins Bad und ließ warmes Wasser in die Wanne einlaufen. Dabei betrachtete er sich im Spiegel und fragte sich, wie lange er diese Belastung noch aushalten würde. Dann verschwand zum Glück sein quälendes Spiegelbild durch den aufsteigenden Wasserdampf. Von Tag zu Tag kostete es ihn immer mehr Überwindung, die bettlägerige Mutter zu waschen.

Er ging zurück in das Schlafzimmer, zog dem kleinen Körper, der nur noch aus Haut und Knochen bestand, das Nachthemd aus, betrachtete die fahle, fast durchsichtige Haut auf dem Weg zum Bad und legte die Mutter in die halb volle Wanne. Um den beißenden Geruch ein wenig zu kaschieren, mischte er dem Wasser ein Melissenschaumbad unter. Von seiner Schwester hatte er keine Hilfe zu erwarten, die kümmerte sich ausnahmslos um ihre Karriere. Ein kleines Vermögen hatte er in Zeitungsanzeigen gesteckt, aber außer ein paar obszönen Anrufen und diesem ominösen Privatpflegedienst, hatte sich niemand gemeldet. Das Beste für alle wäre ein Pflegeheim gewesen.

Immerhin bezog die Mutter eine Pension und zwei Renten, also war Geld genug vorhanden. Sein Vorschlag, die Wohnung gegen einen Heimplatz einzutauschen, wurde von der schwerkranken Mutter mit Unmut, der sich durch einen Anfall äußerte, belohnt. Seine Schwester aber, die sich um nichts kümmerte, wurde in den höchsten Tönen gelobt.

Es gab Tage, da saß der Andere am Beckenrand der Badewanne und starrte auf die spärlichen Haare der Mutter und seinen Elektrorasierer, der ganz in der Nähe auf einer Ablage seinen Platz hatte. Ein kleiner Ruck und die Frage, ob Pflegeheim oder nicht, hätte sich erledigt.

Anfangs hatte der Andere die vollgekotete Bettwäsche einfach weggeschmissen, so hatte er sich davor geekelt. Die Gummiunterlage, die er dann für viel Geld angeschafft und von der er sich eine Erleichterung versprochen hatte, bescherte ihm im Grunde mehr Arbeit als zuvor. Immer häufiger bekam die schwerkranke Mutter an Rücken und Gesäß wund Stellen, die sich in kürzester Zeit entzündeten und große eitrige Löcher hinterließen, die er zu verarzten hatte. Dass die Mutter ohne Weiteres aufstehen konnte, dessen war er sich sicher.

Jeden Morgen legte er ihre Lesebrille, ein paar Illustrierte und ihr Zahnglas auf den Nachttisch. Am Abend dann, wenn er das Bett frisch bezog und die Mutter in der Wan-

ne saß, fand er auf dem Nachttisch nur noch die Illustrierten und ein leeres Zahnglas vor. Manchmal hörte er aus dem Bad die Mutter leise ein *heiß* und ein *kalt* vor sich hinmurmeln, während er damit beschäftigt war, nach der Brille und dem Gebiss zu suchen.

Eines Tages, - er war etwas früher als gewöhnlich in die Wohnung gekommen -, erwischte er die schlampige Pflegekraft mit einem Kerl in seinem Bett. Er kündigte dem privaten Pflegedienst und machte seiner Schwester unmissverständlich klar, dass entweder sie am Tag auf die schwerkranke Mutter aufzupassen oder für einen Ersatz zu sorgen hätte. Die Schwester erklärte sich zu seiner Überraschung sofort bereit einzuspringen und stand wie vereinbart am nächsten Morgen vor der Tür. Die nächsten Tage waren für den Anderen eine Erholung. Wenn er abends in die Wohnung kam, war alles erledigt. Seine Schwester hatte aufgeräumt und gekocht.

Selbst die schwerkranke Mutter empfing ihn frisch gebadet im Schlafzimmer überaus freundlich. Die erste Woche war noch nicht vorüber, da erhielt er den Anruf. Das Herz, sagte knapp die Schwester. In der Badewanne, vor einer Stunde! Als er in das Haus kam, hatte man die Mutter schon abgeholt.

»Bestimmt war es besser so«, sagte die Schwester, umarmte ihn und begann sogar zu weinen.

Der Andere war der Schwester recht dankbar, dass sie sich anbot, alles Notwendige zu erledigen. Auf der Beerdigungsfeier im Haus seines Schwagers am Rande der Stadt, klärte ihn seine Schwester über die finanziellen Verhältnisse der verstorbenen Mutter auf.

»Für die Beerdigung und das alles hat es ja zum Glück gereicht. Willst du vielleicht noch einen Kaffee?« fragte die Schwester, bevor er etwas erwidern konnte.

Das kann doch nicht alles gewesen sein, dachte er, da waren doch die Pension des Vaters und die beiden zusätzlichen Renten, die Sterbeversicherung nicht zu vergessen. In den letzten Jahren hatte die Mutter so gut wie kein Geld

ausgegeben. Schnell multiplizierte der Andere grob die Zahlen in seinem Kopf. Aber egal wie er es drehte und wendete, es kam immer eine sechsstellige Summe dabei heraus.

»Du solltest öfters zu uns kommen«, sagte die Schwester und stellte ihm einen frischen Kaffee hin.

Sein Schwager schüttete ihm einen alten Cognac ein und öffnete die Kiste mit den teuren Zigarren.

»Was wäre der Mensch ohne Familie«, sagte der Schwager.

Erst als die Schwester ein halbes Jahr später das Haus übernahm und ihm anbot, dort die Wohnung der toten Mutter kostenlos zu beziehen, wenn er ab und zu bereit wäre, nach dem Rechten zu sehen, wurde er misstrauisch. Durch einen Zufall entdeckte er im Haus des Schwagers am Rande der Stadt im Bücherregal drei Bände, die ihn stutzig machten. *Die berühmtesten Mordfälle in der Kriminalgeschichte*, so der Titel der drei Bände, nahm er mit nach Haus. Wann immer er Zeit hatte, studierte er die einzelnen Fälle, bis er eines Tages auf ein Verbrechen stieß, das vor einigen Jahren in Mittelengland verübt worden war und für Aufsehen gesorgt hatte. Dieser Fall wies exakte Parallelen zum Tod der Mutter auf.

Stimulanzen wie Weckamine und Amphetamine lösen im ersten Stadium erhöhte Wachheit, Wohlbehagen, Rededürfnis und erhöhte Leistungsfähigkeit aus. Folgen sind: Unruhe, Angst, Zittern, Herzklopfen und kalte Hände. Durch richtige Dosierung kommt es in nur wenigen Tagen zu einer Überlastung des Herzens. Rückstände der meisten Präparate wie Ritalin und Captagon können nur durch eine genaue Obduktion festgestellt werden. Der Gedanke, dass seine Schwester die Mutter kaltblütig umgebracht hatte, ließ den Anderen nicht mehr los.

Die kalte Dusche tut mir gut. Ich habe zwar meinen Vorsatz, im Café, das eigentlich ein Bistro ist, bis zum Schluss sitzen zu bleiben, gebrochen, aber was solls. Die

Bedienungen werden mich nicht vermissen, denen wird es, wie ich sie kenne, überhaupt nicht auffallen, dass ich für eine Stunde weg gewesen bin.

Als ich im Spiegel feststelle, dass ich mich nicht rasiert habe, wahrscheinlich seit Tagen, und den Handfön einschalte, gibt es einen Knall, eine Stichflamme, dann stehe ich im Dunkeln.

Was soll denn das jetzt?

Vor Schreck habe ich den Fön fallen gelassen und spüre ein leichtes Kribbeln im linken Arm.

Nach anfänglichen Orientierungsschwierigkeiten, - mein Bad besitzt nämlich kein Fenster, sondern nur eine Kölner Lüftung -, bewege ich mich vorsichtig in die Richtung, wo ich die Tür zum rettenden hellen Flur vermute, rutsche auf dem glitschigen Boden aus und falle auf mein Gesicht.

Die Nase scheint taub. Erst als ich Eisen im Mund schmecke, stechen gleichzeitig Hunderte von kleinen Nadeln unbarmherzig zu. Da sich die Nadeln auf die Nase konzentriert haben, weiß ich nicht, ob ich noch anderweitig verletzt bin.

Ist mir auch vollkommen egal. Ich will hier raus! Meine Nase hat jetzt die Größe einer Kartoffel.

Ein Aufstehen scheint nicht möglich. Bei jeder noch so kleinen Bewegung rutsche ich ab. Also versuche ich, wie ein gestrandeter Fisch vorwärts zu kommen. Ich spüre einen undefinierbaren kalten Schleim auf meiner nackten Haut. Irgendetwas stimmt mit dem Boden nicht.

Nach einiger Zeit stoße ich mit dem Kopf gegen die Tür, hinter der sich der rettende, mit Teppichboden ausgelegte, helle Flur befindet.

Aber wie komme ich jetzt bloß hoch?

Ich versuche in eine Art Sitzlage zu kommen, um so mit einer Hand nach dem rettenden Türgriff zu tasten.

Da ist nichts. Ich komme nicht dran.

Beim Versuch, mich hinzuknien und verzweifelt Halt an der glatten Tür zu finden, knallt meine Nase zum zweiten Mal mit voller Wucht auf den kalten schleimigen Stein,

wodurch sich die Hunderte von Nadeln vervielfachen.

Nach mehreren vergeblichen Versuchen, irgendwie die rettende Klinke zu erreichen, gebe ich auf und robbe stattdessen in die entgegengesetzte Richtung.

Die Knolle in meinem Gesicht wächst und wächst. Wenn ich das Waschbecken erreiche, bin ich aus allem raus.

Dort muss irgendwo mein Handtuch liegen!

Nachdem ich mir zweimal den Kopf, einmal an der Toilettenschüssel, einmal am Waschbecken gestoßen habe, halte ich zitternd das rettende Badehandtuch in den Händen und weine vor Freude.

Vorsichtig ziehe ich mich am Waschbecken hoch, das bedrohlich unter meinem Gewicht nachgibt. Wenn es jetzt aus der Verankerung reißt, ist alles aus. In einer extremen Schräglage kommt das Waschbecken zum Stillstand, und ich kann mich aufstützen. Was für ein erhabenes Gefühl: Ich stehe.

Beim Versuch, das Handtuch unter meine Füße zu bekommen, tropft der Kürbis in meinem Gesicht.

Warmes Blut läuft über meinen zitternden Körper. Wie ein Cha-Cha-Cha-Tänzer bewege ich mich mit dem Handtuch unter meinen Füßen in Richtung Tür.

Ich spüre den kalten Türgriff. Endlich bin ich gerettet!

Beim Herunterdrücken bekomme ich Rückenlage und falle auf den harten Stein. In den Händen fest umklammert die rettende Klinke.

Die Nadeln haben sich jetzt um ein Vielfaches vermehrt und sich nun auf den ganzen Körper verteilt. Wenigstens scheint mein Rückgrat einiges auszuhalten.

Auf keinen Fall darf ich jetzt hier liegen bleiben.

Diese Geschichten kennt man ja zu genüge. Ich wäre nicht der erste, der in seinem eigenen Bad verhungert ist. Ich muss hoch, koste es, was es wolle! Beim vorsichtigen Aufrichten stoße ich einen lauten Schrei aus. Die Schmerzen sind unerträglich.

Durch das Türklinkenloch dringt gebündelt Licht, soviel zumindest, dass ich mich besser orientieren kann. Selbst

die Toilettenschüssel ist schemenhaft zu erkennen. Wenn ich den Griff der Klobürste in die Klinkenöffnung stecke, vielleicht lässt sich ja so die Tür öffnen.

Also zurück auf dem Handtuch im Cha-Cha-Cha-Schritt.

Bewaffnet mit der Klobürste und einer Nagelfeile, starte ich einen erneuten Versuch, endlich aus diesem verdammten Bad zu kommen.

Das auf dem Handtuch Cha-Cha-Cha-Getanze und der Blutverlust meiner zum Kürbis mutierten Nase, haben Kraft gekostet.

Also erst einmal eine Pause machen, denke ich, lasse mich fallen, weil ich unter mir den Toilettendeckel vermute. Aber da ist nichts. Noch nicht einmal die rettende Plastikbrille. Dabei pinkle ich immer im Sitzen, ist also die Toilettenbrille immer unten. Diesmal aber nicht.

Der Plastikdeckel, die Toilettenbrille, beide gegen die Spüle geklappt. So falle ich tiefer. Als ich das kalte Porzellan der Muschel an meinem Gesäß spüre, hänge ich auch schon fest. Ich rudere mit den Armen, strample mit den Beinen, die aber den Boden nicht erreichen können.

So fühlt also ein Käfer in Rücklage.

Durch Zufall gerate ich an den sensiblen Hebel der Toilettenspülung. Ein reißender Fluss ergießt sich in der Porzellanmuschel, dass ich Angst um meine Weichteile haben muss.

Das kalte Wasser, das plötzlich meine hintere untere Körperhälfte umspült, bringt es wenigstens fertig, dass ich entkrampfe und reflexartig aus der Muschel schnelle, wie die Seife beim Duschen aus der Hand.

Wieder ein Aufklatschen auf den harten schleimigen Kachelboden meines Bades.

Aber das ist jetzt auch schon egal. Ich will nur raus!

Irgendwie robbe ich zum Ausgang, immer den Lichtkegel an der Tür, hinter dem der rettende helle Flur mit dem Teppich liegt, vor Augen.

Endlich habe ich mein Ziel erreicht.

Schräg angesetzt passt der Stiel der Klobürste in die Türklinkenöffnung. Jetzt nur noch vorsichtig die Bürste nach rechts drehen und die Tür ist auf.

Plastik splittert. Die Tür aber bleibt verschlossen.

Vielleicht schaffe ich es ja mit der Nagelfeile, die Metallstifte aus den Türzargen zu bekommen, vorsichtig, Millimeter für Millimeter.

Stolz und überglücklich halte ich den oberen Stift in meinen zittrigen Händen.

In dem Moment, wo ich kniend den unteren Stift aus der Zarge entferne und die Tür mir auf den Rücken knallt, läutet es in meiner Wohnung.

Der stechende Schmerz ist unerträglich. Jetzt bloß nicht schreien.

Bestimmt wird der Gerichtsvollzieher gehen, wenn ich mich ruhig verhalte. Ansonsten bin ich verloren.

»Hallo, ich weiß, dass Sie da sind! Ist etwas passiert?«

Ist das nicht die Stimme meines Nachbarn von oben, der mit der lächerlichen grünen Kniebundhose?

Wahrscheinlich ein ganz mieser Trick das Ganze.

»Hallo, so melden sie sich doch!«

Wahrscheinlich hat mein lieber Herr Nachbar von oben den Gerichtsvollzieher im Treppenhaus abgefangen, ihn über meinen neuesten Kontostand unterrichtet und seine Hilfe angeboten.

»Wenn Sie jetzt nicht antworten, fühle ich mich verpflichtet, die Polizei zu rufen!«

Unter Schmerzen befreie ich mich von der Tür, krieche auf den Flur und versuche, meiner Stimme den Ausdruck von Normalität zu verleihen.

»Ich bade gerade! Was ist denn?«

»Geht es ihnen gut?«

»Ja, verdammt!«

Mühsam versuche ich mich aufzurichten.

»Ich habe einen Knall gehört und Schrei!«

»Wie schön für Sie. Verschwinden Sie endlich! Lassen Sie mich in Ruhe!«

»Wissen Sie denn nicht, was passiert ist?«

»In dieser Stadt passiert nichts, was in anderen Städten nicht schon längst vorgefallen ist. Also lassen Sie mich in Ruhe!«

»Man hat die kleine Hure aus dem ersten Stock tot in der Badewanne gefunden. Sie wissen schon, die Kleine, die nie genug bekommen konnte, die mit ihren Perversitäten das ganze Haus, was sage ich, das ganze Viertel terrorisiert hat. Zwölf Mal Geschlechtsverkehr im Monat allein in der Badewanne. Ich muss es wissen, immerhin haben wir Tür an Tür gelebt. Vor zwei Stunden habe ich einen Knall gehört und dann den Schrei. So ähnlich wie eben bei Ihnen.«

»Wie Sie hören, lebe ich noch!«

»Die Nymphomanin von oben aber nicht. Als sie nach mehrfachem Klingeln die Tür nicht aufgemacht hat, habe ich sie aufgebrochen. Mit leicht offenem Mund hat sie in der Badewanne gelegen. Das Wasser leicht rosa gefärbt. Ihr war das Radio ins Wasser gefallen. Natürlich habe ich sofort die Polizei angerufen.«

»Anderes hätte ich von Ihnen auch nicht erwartet. Sie als ehemaliger Blockwart.«

»Eine Unverschämtheit, da will man helfen und dann so was«, höre ich meinen Nachbar von oben noch sagen, dann steigt er die Treppe wieder nach oben und ist in seiner Wohnung verschwunden.

Der Flur ist leer. Vom Gerichtsvollzieher keine Spur. Was ist bloß aus mir geworden?

Andere in meinem Alter zeugen ihr zweites Kind, beziehen mit ihren Familien ein Reihenhauses am Rande der Stadt oder kaufen sich ein Appartement in der City. Andere in meinem Alter bekommen in regelmäßigen Abständen eine Gehaltserhöhung, und was bekomme ich?

Im Zweifelsfall Hämorrhoiden! Kleine Scheißdinger, die ein Sitzen fast unmöglich machen. Als Draufgabe einen Stromschlag, einen Sturz auf die Nase und eine Tür ins Kreuz. Na wunderbar!

Der Tag beginnt mit zugeschnürter Kehle und einem

nicht enden wollendem Würgen. Der übersäuerte Magen wünscht mir einen guten Morgen, was zur Folge hat, dass ich mich gekrümmt auf dem Teppich hin und her wälze.

Unter der Dusche fällt es mir von Tag zu Tag schwerer, die Seife festzuhalten. Der Schmerz, der von meinen Achselhöhlen ausgeht, lässt mich in den Händen kraftlos werden.

Der Arzt kann nichts feststellen, meint aber, dass die Symptome durchaus normal für meine derzeitige Situation wären. Alles psychosomatisch, aber natürlich bin ich kein Experte. Er wünscht mir viel Glück und bemerkt beiläufig, dass ich gelegentlich meine ausstehenden Rechnungen bezahlen sollte. Bei dem Satz *am besten gestern* lacht er.

Mit der Sprechstundenhilfe vereinbare ich einen neuen Termin, den ich nicht einhalten werde.

Die örtliche gesetzliche Krankenkasse kann nichts für mich tun, so sind nun mal die Bestimmungen.

Einmal privat versichert, immer privat versichert! Nun, dass Sie Ihre Beiträge nicht mehr zahlen konnten, ist natürlich sehr bedauerlich.

»Bitte bleiben Sie gesund«, singt der Versicherungsfachmann und wünscht mir viel Glück für mein weiteres Leben. Sicher, ihm kann es ja auch egal sein, wie alt ich werde.

Einschreibebriefe nehme ich grundsätzlich nicht mehr an. Schon viermal habe ich meinen Namen am Klingelknopf und am Briefkasten entfernt. Aber irgendjemand im Haus, wahrscheinlich mein unsichtbarer Nachbar von nebenan oder der von oben, bringen immer wieder neue Schilder an. Bei der Post werden sich die an meine Person gerichteten Einschreibebriefe stapeln. Wahrscheinlich hat man schon ein Extrafach für mich eingerichtet.

Vielleicht sollte ich einfach alles zusammenpacken und mit vollgestopften Plastiktüten, in den nahe gelegenen kleinen Park ziehen.

Ich öffne den Kleiderschrank. Im Grunde alles nutzloses Zeug, nichts, was ich für ein Leben da draußen ge-

brauchen könnte. Die italienischen Schuhe ziehen sich bei Regen zusammen und verursachen höllische Schmerzen.

Außerdem besitzen diese Modelle keine Profilsohle. Keine meiner Hosen würde auch nur eine Nacht im Park überstehen. Und im Seidenhemd mit Weste lasse ich mich da unten nicht blicken.

Im Spiegel betrachte ich meinen zerschundenen Körper.

Das weiße Pflaster auf meiner Nase verleiht mir wenigstens eine gewisse Autorität. Vielleicht reicht es ja für die Trinker dort unten auf den Bänken, die am Nachmittag die Schattenboxenden-Möchtegern-Banker ablösen, dass ich nicht schon in der ersten Nacht bestohlen werde.

Wahllos greife ich in den Schrank, hole einen Anzug heraus und ziehe mich an.

Eine Stunde wollte ich nur wegbleiben. Im Café, das eigentlich ein Bistro ist, bin ich wenigstens sicher.

Nein, nein, so sieht kein Penner aus! Das Spiegelbild lügt nicht. Den dazugehörigen Panamahut noch aufgesetzt und meine Verkleidung ist perfekt.

Der weiße Anzug sitzt ausgezeichnet. Ich besitze in Kalifornien, genauer gesagt in Los Angeles, mit meinem Partner ein Büro, auf dessen Glastür *J. J. GITTES & PARTNER - VERTRAULICHE NACHFORSCHUNGEN* steht.

In weniger als einer Stunde wird eine attraktive Blondine in mein Büro kommen und für einigen Wirbel sorgen.

Beim Verlassen meines Büros wird mir ihr Anwalt einen Schriftsatz überreichen, der mich meine Lizenz als Detektiv kosten kann. Das Ganze ist ein verworrener Fall. Aber es gibt genügend Gründe, dranzubleiben. Man wird mich zusammenschlagen und mit einem Messer meine Nase aufschlitzen. So werde ich zu meinem weißen Pflaster kommen.

»Hey Gittes!«

»Hey Gittes«, antwortet mein Spiegelbild, »beeil dich mein Junge. Eine gewisse Mrs. Mulwray wartet auf dich!«

»Wer?«

»Jetzt mach schon, damit die Geschichte in Gang kommt. Evelyn wartet nicht gern!«

»Evelyn?«

»Ja, Evelyn! Evelyn und Gittes. Du verstehst?«

»Evelyn und Gittes«, flüstere ich.

»Ja, so einfach ist das«, sagt mein Spiegelbild, bevor ich den Schrank schließe.

Sorgfältig trenne ich mit einer Rasierklinge die Filter von meinen Zigaretten ab. Gittes raucht nur ohne Filter. Das versteht sich von selbst.

Bevor ich die Wohnung endgültig verlasse, mache ich alle Herdplatten und die Kaffeemaschine an. Aus der präparierten Apfelsaftflasche, die letzte, die für Charly bestimmt war, nehme ich einen kräftigen Schluck und verabschiede mich von meinem alten Leben. Mit meinen frisch geputzten italienischen Schuhen betrete ich die staubigen Straßen von Los Angeles.

In den letzten achtzehn Stunden hatte man den Privatdetektiv Gittes zweimal verprügelt. Auch wäre er fast ertrunken. Die Nase, die man ihm aufgeschnitten hatte, tat höllisch weh.

Gittes und diese Evelyn Mulwray fahren zusammen raus in ihre Villa. Mit einem Stofftaschentuch versucht er, die Blutungen an seiner Nase zu stoppen.

In der Wohnhalle der Villa, nachdem sie ihm einen Cocktail gemacht hat, ihm aber eigentlich ein doppelter Scotch lieber gewesen wäre, bittet Gittes diese höllisch gut aussehende Blondine um etwas Wasserstoffsuperoxid, damit er seine Wunde reinigen kann. Sie klebt ihm ein weißes Pflaster auf die Nase. Er beugt sich vor und küsst sie.

Gittes und Evelyn lieben sich. Etwas später rauchen beide eine Zigarette und reden Belangloses.

Er liegt auf dem Bauch. Sie betrachtet seinen Po.

»Du hast den schönsten Po der Welt«, flüstert Evelyn.

Gittes nimmt einen kräftigen Schluck und denkt über sein Problem nach.

In Gedanken an Chinatown betrete ich das Café, das eigentlich ein Bistro ist, und werde selbst von der neuen Bedienung wahrgenommen.

Der weiße Anzug, der Panamahut und die braunweißen Schuhe sind es nicht, die ihre Neugier wecken. Es ist das weiße Pflaster auf meiner Nase. Mich friert, ich bin viel zu dünn angezogen für diese Jahreszeit.

Studenten haben ein paar Tische zusammengestellt und diskutieren über die wohl soeben geschriebene Klausur.

In einer Ecke sitzt eine alte Frau und trinkt ein Viertel Rotwein. Ihre blonde Perücke ist leicht verrückt.

Der Zuckerstreuer scheint mich nicht wiederzuerkennen, jedenfalls spricht er kein Wort mit mir.

Der Aschenbecher, sauber und poliert, wartet auf meine Fütterung.

Die neue Bedienung kommt an meinen Tisch.

»Sie wünschen, mein Herr?«

»Sagen Sie einfach Gittes zu mir!«

»Wie Sie wünschen Herr Gittes. Was darf ich ihnen bringen?«

»Nicht Herr Gittes. Einfach nur Gittes! Okay?«

»Geht in Ordnung, Gittes.«

»Einen trockenen Weißwein und zuvor einen doppelten Scotch ohne Eis. Und bevor ich es vergesse, falls eine gewisse Evelyn Mulwray anruft, ich bin nicht da, okay!«

»Ganz wie Sie wünschen, Gittes.«

Ich lege den Panamahut zwischen Zuckerstreuer und Aschenbecher, fahre mir durchs Haar und zünde mir genüsslich eine Zigarette an.

»Hast du gehört«, flüstert der Zuckerstreuer, trotz dazwischen liegendem Hut dem Aschenbecher zu, »er nennt sich jetzt Gittes!«

»Was für ein Name, Gittes.«

»Ja, einfach lächerlich.«

»Gittes und Evelyn, was für ein Paar!«

Jetzt am Nachmittag laufen auch ohne Ton die beiden Fernseher, die an der Wand an Galgen hängen. Über die Schirme huschen die Bilder. Immer kürzer werden Einstellungen, Takes. Inflation, wo immer man hinsieht.

Aus den Lautsprecherboxen tönt die aktuelle Chart-Musik. Es wird gerappt, was das Zeug hält. Altbekannte Weisen, ob Klassik, Oldie oder Volksmusik, nichts ist diesen Rappern zu schade.

Die Plattenindustrie gräbt tief in ihren Archiven. Jedes Kellerloch wird durchwühlt, jeder Tonträger entstaubt, auf der Suche nach einem Schnäppchen. Hauptsache die Rechte sind abgegolten, niemand hat mehr Anspruch auf eine Bezahlung, dann steht einer Wiederauferstehung nichts mehr im Wege.

Man muss den Scouts der Plattenindustrie schon ein riesiges Kompliment machen, dass sie es immer wieder fertigbringen, Typen ausfindig zu machen, die dem Konsumenten das Flair amerikanischer Gettos vermitteln kön-

nen.

Die Pudelmütze noch aufgesetzt, ein paar falsche Goldketten um den Hals gelegt, dicke Ringe an den Händen und eine Sonnenbrille für Kriegsblinde auf der Nase und die Maskerade ist perfekt.

Ob der Ungar da auch seine Finger mit drin hat?

Ganz bestimmt sogar. Aber was geht mich das an. Ich bin draußen. Das ist der Fakt. Ich will diese Musik nicht mehr hören, also höre ich die Musik nicht mehr, verweigere ich mich der permanenten Berieselungsmaschinerie.

Im Café, das eigentlich ein Bistro ist, läuft den ganzen Tag Musik. Mal dezent im Hintergrund, mal laut und aufdringlich, jeweils dem Temperament und der Laune der Bedienung entsprechend. Es ist egal, was gespielt wird. Ich höre einfach nicht mehr hin.

Mein Ohr filtert die Musik einfach aus. Übrig bleiben, neben Tellereschepper und Gläserklirren, Stimmen, die ich nicht orten kann, und belanglose Gespräche, die von den angrenzenden Tischen bis zu mir vordringen.

Im Café, das eigentlich ein Bistro ist, haben sich die Menschen an den Nachmittagen immer viel zu sagen.

Auch ich habe eine ganze Menge zu sagen, aber wer hört mir schon zu. Wen interessiert es schon, dass ich keine Musik mehr hören kann?

Ich meine bewusst.

Jetzt, wo ich den zweiten Wein bestellt habe und den Scotch in einem Zug in mich hineingekippt habe, ist es an der Zeit, mir wieder Bilder mit lang anhaltenden Einstellungen vor Augen zu holen.

Irgendwie muss man ja der Inflation begegnen.

Vor dem am Bergsee gelegenen Sporthotel flattern hellblaue Fahnen mit der Aufschrift der Plattenfirma im Wind.

Auf der ganzen Fahrt von München bis hierher hat der Taxifahrer kein Wort mit mir gesprochen, mich aber ständig durch den Rückspiegel fixiert. Mein Gesicht scheint ihm bekannt, aber der dazugehörige Name fällt ihm nicht

ein.

Noch komme ich mir in dem weißen Anzug, der mir der Ungar gekauft hat, irgendwie lächerlich vor, nur der dazugehörige Panamahut gefällt mir, erinnert mich an einen bestimmten Urwald in Südamerika und an amerikanische Krimis.

Meine Haut hat durch intensive Bestrahlung des Solar-turbo und Einnahme von Karotintabletten eine dunkelbraune Farbe bekommen. Helle Strähnen im Haar und weißbraune Schuhe machen mein Kostüm perfekt. Ich bin für dieses Wochenende auf das beste vorbereitet. Blöd nur, dass die Handinnenflächen auch eine hellbraune Farbe angenommen haben, die eine starke Ähnlichkeit mit Babykacke nicht leugnen kann.

»Schreiben Sie zwanzig Mark mehr auf«, sage ich freundlich und reiche dem Fahrer meinen Taxigutschein, den mir die Plattenfirma zusammen mit den anderen Unterlagen per Post geschickt hat.

Die Sonne spiegelt sich im gut gepflegten Lack der Edellimousinen wieder, die auf dem eingezäunten hotel-eigenen Parkplatz stehen wie Lipizzaner in der Spanischen Hofreitschule.

»Kaiserwetter«, würde jetzt der Ungar sagen, der sicher schon an der Bar sitzen wird, um seine Fühler auszustrecken.

»Und eins und zwei, und eins und zwei, and go and go, and go and go«, schallt es vom idyllischen Seeufer her. Unterbrochen nur von quakenden Enten, die erschrocken aus dem Schilf fliegen und zur Mitte des Sees flüchten.

»Über ein Autogramm würde sich mein Jüngster sehr freuen«, sagt der Münchner Taxifahrer, »er ist ein regelrechter Fan von Ihnen. Unsereiner, Sie müssen schon entschuldigen, ist ja mehr für das Bodenständige. Eins, zwei drei, eins, zwei drei, lalala, lalala.«

Der Taxifahrer reicht mir eine Kladde, in der sich schon so mancher Künstler und so manches Sternchen verewigt haben, dabei haut er mir kumpelhaft leicht auf die

Schulter.

Nachts in Paris. In den hinteren Räumen eines Restaurants. Eben noch war Romy S. zu sehen, schon leicht aufgedunsen und mit einem gequälten Lächeln, so als wollte sie geheime Zeichen an die Zuschauer geben wollen. Der Film lässt einen Ausstieg nicht zu, das steht nicht in den Verträgen.

Wenigstens der Zuschauer soll wissen, dass sie raus will.

Holt mich von dieser unglückseligen Leinwand, schreit sie stumm mit ihrem gequälten Lächeln.

Vielleicht hat das ja ihr deutscher Kollege, der international den blonden Bösewicht mit den irren starren blauen Augen mimt, gesehen und verstanden. Auf jeden Fall warnt diese den Kellner, als er das Restaurant zusammen mit zwei jungen Frauen betritt, dass er ihn auf keinen Fall noch einmal anfassen soll. Nach dem mitternächtlichen Essen aber, - auch französische Kellner sind nur Menschen -, versucht er, mit adressierter Gewohnheit, den deutschen internationalen Star mit Sitz in Hollywood, der vorgibt, alle und jede einmal *flach gelegt* zu haben, in den nuttenhaft wirkenden Pelzmantel zu helfen. Klaus K. reagiert wie aufs Stichwort und nimmt den Kopf des erstaunten Kellners und schlägt ihn kräftig auf die Tischplatte, bis Blut spritzt. Anschließend liebt Klaus K. in einer Wohnung die bei den jungen Frauen. Wie er das macht, ist nur zu erahnen, da der Kameramann andere Interessen verfolgt. Er beschäftigt sich lieber mit der Struktur der Tapete und den Rissen in der Decke.

Später dann steht Klaus K. nackt am Fenster und weint. Ob er die Tat, den Übergriff auf den unschuldigen Kellner bereut?

Ist es gar die gerade aus gelebte Sexualität mit zwei Frauen, die ihn berührt?

Oder aber vielleicht das gequälte Lächeln der Romy S.?

Wir wissen es nicht.

Beim Blättern in der Kladde des Taxifahrers erkenne ich so manches aufgeschwemmte Gesicht wieder. Der Silikon-

busen von Frau Irgendwie, die falschen Zähne und Haare von Herrn Irgendwer.

Der Vorzeigekubaner mit deutschem Pass wird von Autogrammkarte zu Autogrammkarte dunkler und dunkler. Dafür werden die Brüste immer größer und größer und die T-Shirts enger und enger. Nur der immer blonde Bäckerbarde mit der Sonnenbrille scheint sich nicht zu verändern, wirkt wie seine eigene Wachsfigur. Am Ende des Katalogs des Horrors und Irrsinns finde ich, erholend für die Augen, leere Seiten.

Ich unterschreibe schwungvoll und lege das Autogrammbüchlein auf die heiße Motorhaube.

»Wenn Sie jetzt noch so freundlich wären, mein Gepäck hineinzutragen, wäre ich Ihnen unendlich dankbar.«

»Was, kein Foto?«

Ich muss nicht alle Fragen beantworten und schon gar nicht alle Wünsche erfüllen.

Mit dem dazugehörigen Abstand folge ich dem schwitzenden Taxifahrer in die Eingangshalle. Irgendwie hat er schon Ähnlichkeit mit dem Alois, dem berühmtesten aller Gepäckträger, der im Himmel nicht frohlocken will, sondern von oben herab immer voller Sehnsucht auf sein geliebtes Hofbräuhaus schaut, das Manna verschmäh und die Halbe bevorzugt. Was werden seine Wangen rot, die Augen groß, als Petrus ihm endlich den Auftrag gibt, auf die Erde zurückzukehren, zwecks der Überbringung einer göttlichen Botschaft für die Bayerische Staatskanzlei. Der Legende nach soll Alois, der Dienstmann, immer noch im Hofbräuhaus bei einer Maß sitzen und die Bayerische Staatskanzlei bis heute auf göttliche Eingebung warten.

Soviel zum Zeichentrickfilm, zum künstlerischen Vorfilm.

Im Office-Bereich tummeln sich Mitarbeiter der Plattenfirma, die alle einen hellblauen Jogginganzug mit dem Logo und der Aufschrift *Wir sind eine große Familie* tragen.

Wenn ich es nicht genau wüsste, würde ich das alles hier für einen Selbstfindungskurs einer Sekte halten.

Ich setze meinen Panamahut auf, fahre mit der Zunge über die Schneidezähne, denke über den Bau einer Oper im Urwald nach und träume von dem breiten Lächeln der Claudia Cardinale.

Der Münchner Taxifahrer macht eine tiefe Verbeugung. Beim Hochkommen fährt er mit seinem Stofftaschentuch mit Oldtimer-Motiv über seine nasse Stirn, wünscht mir noch einen schönen Aufenthalt und verschwindet kopfschüttelnd, so als ob er gerade einen Wurf hellblauer Kaninchen gesehen hätte.

Schweigend, nachdem ich meinen Schlüssel und einen Umschlag in Empfang genommen habe, fahre ich mit dem operettenhaft wirkenden Lederhosenpagen mit dem Lift nach oben.

Mein Zimmer, ein geräumiger Raum mit rustikalen Möbeln, einem Doppelbett und Balkon zum See hin, gefällt mir auf Anhieb. Alle Klischees stimmen. Der Innenarchitekt hat wirklich ganze Arbeit geleistet, da kann man nicht meckern.

Ich bitte den sächselnden Lederhosenpagen, der schon vor dem Mauerfall *rüber gemacht hat*, die Flasche Champagner, die eingebettet zwischen Obst und Pralines im Begrüßungskorb liegt, zu öffnen.

»Danke, Sie können gehen!«

Ohne ein Trinkgeld bekommen zu haben, verlässt er missmutig, irgendetwas auf Sächsisch fluchend, mein Zimmer.

Mit einem Glas Champagner und dem Umschlag betrete ich den Balkon.

Unter mir brüllt eine energische Sportlerstimme: »... und eins und zwei, und eins und zwei, and go, and go, yeah, und eins und zwei, und eins und zwei ...«

Auf der Terrasse, die bis an den See reicht, versuchen unförmige Körper im hellblauen Outfit die Bewegungen einer prallen, aber sehr sportlichen Vorturnerin nachzumachen.

»... und eins und zwei, and go, and go, und eins und

zwei, yeah ...«

Bäuche so groß wie Bierfässer, Brüste wie Bowlingkugeln versuchen den Stoff zu sprengen und schwingen bei jeder Bewegung hin und her.

Ich stelle mein Glas auf das Rattantischchen und öffne den Briefumschlag. Der Ungar möchte, dass ich nach unten komme, ins *Jagd-Stüberl*, dort würden interessante Leute auf mich warten.

Na ja, denke ich, immer noch besser, als wie ein hellblaues Kaninchen auf der Terrasse herumzuhüpfen.

Plötzlich hysterisches Frauengeschrei. Ich beuge mich über das Geländer des Balkons. Irgendein Schlagerfuzzy ist nackt in den See gesprungen und hat dadurch für die sofortige Auflösung der hellblauen Aerobic-Gruppe gesorgt.

Instinktiv werfe ich mein Champagnerglas in den dunklen Bergsee, worauf alle hellblauen Kaninchen zu mir nach oben schauen, um gleich darauf alles, was sie greifen können, in den See zu befördern.

It's party time!

Auch auf meinem Bett liegt ein in durchsichtigen Plastik geschweißtes hellblaues Kaninchenkostüm.

Nein, nein, dazu wird mich keiner bringen, schwöre ich mir, bevor ich das Hotelzimmer verlasse.

Den Panamahut lässig gegen die Schenkel klopfend, gehe ich durch das Hotel-Office, durchquere, ohne einen Blick zur Seite zu wenden, den Restaurantbereich, in den sich ein paar Ausflügler verirrt haben.

Die ganze unwirkliche Szenerie, besonders die hellblauen Kaninchen, die überall zu sein scheinen, haben bei ihnen einen befremdlichen, ja fast erschrockenen Eindruck hinterlassen. Nur die Kinder der Ausflügler scheinen unbekümmert und zeigen mit ihren klebrigen Milcheisfingern belustigt auf die unförmigen vorbeihoppelnden hellblauen Kaninchen.

Ich betrete das *Jagd-Stüberl*, ein mit Zedernholz verkleideter Raum mit unzähligen Geweihen an den Wänden, die in ihrer Gleichheit den Anschein machen, als seien sie

maschinell hergestellt.

»Darf ich vorstellen«, sagt der Ungar.

Die leicht ergrauten Herren klopfen mit ihren Bierkrügen, in Erinnerung alter Zeiten als Burschenschaftler, auf die massive dicke Tischplatte.

»Ein Bier und ein Obstler für unseren jungen Freund«, ruft einer der Bedienung zu und zieht mich auf seine Bank.

»Willkommen in unserer Familie!«

Wieder klopfen alle mit ihren Krügen auf den Tisch.

Der Geschäftsführer der Plattenfirma, der einzige im hellblauen Outfit, stellt mich der illustren Runde vor.

Diese älteren Herren in ihren operettenhaft aussehenden bunten Trachtenanzügen sind es also, die mitunter das tägliche Radioprogramm bestimmen, für neue Trends sorgen, Akzente setzen und Millionengewinne mit ihrem einfachen Firmenslogan *Wir sind eine große Familie* erzielen.

»Sie haben ja noch gar nichts! Gundel, wo bleibt denn das Bier und der Obstler?«

»Sie hätten gestern schon dabei sein sollen, da haben Sie was verpasst«, sagt ein anderer aus der Runde und kann sich plötzlich vor Lachen nicht mehr halten.

»Da haben sie nämlich den Ressortchef der Klassikabteilung in den See geschmissen. Tatatata! War das ein Spaß! Wer hätte auch schon ahnen können, dass das arme Schwein nicht schwimmen kann. Dabei heißt es doch so schön, Fett schwimmt oben. Tatatata!«

Ein Rauschgoldengel im Dirndl kommt ins *Stüberl* und bringt volle Bierkrüge. Die junge Bedienung beugt sich so weit über mich, dass ich ihr direkt in den Ausschnitt sehen muss.

Der Geschäftsführer der hellblauen Kaninchen boxt mich fest in die Seite.

»Na, da staunen Sie was? Da ist Holz vor der Hütt'n, wie man hier so schön sagt.«

Der Rauschgoldengel im Dirndl lächelt so breit und falsch, wie er eben kann, und verlässt das *Jagd-Stüberl* mit

wiegenden Hüften.

Mit einem Mal ist es still. Alle Augen sind auf mich gerichtet. Milchige Augen mit leicht bräunlicher Trübung starren mich an.

Der Ungar rettet mich, indem er seinen Krug hebt.

»Na denn Prost!«

»Prost!«

»Tatatata!«

Die Bierkrüge knallen zusammen.

»Wir sollten uns mal zusammensetzen«, sagt der braun-gebrannte Geschäftsführer, den ich mir auch ganz gut im Frankfurter Bahnhofsviertel vorstellen könnte.

Dann setzen sie ihre Unterhaltung weiter fort, so als ob es mich nie gegeben hätte. Anekdoten folgen, die mir allesamt bekannt vorkommen und die ich mit hundertprozentiger Sicherheit irgendwo schon einmal gehört oder gelesen habe.

Fritz Muliari, Gert Fröbe, Otto Schenk usw. können mit Bestimmtheit ihr Urheberrecht anmelden. Nicht zu vergessen Carl Zuckmayer mit seinem *Ich erinnere mich...*

Mit jedem Bier und Obstler wird die Unterhaltung zotiger.

»An der Form der Titten erkenne ich sofort, ob eine Frau ihre Tage hat oder nicht«, sagt einer der Greise.

Wen interessiert's, denke ich.

»Mitten im bayerischen Wald soll es hier ganz in der Nähe einen Puff geben, in dem nur Frauen über sechzig ihrem Beruf nachgehen.«

»Der teuerste Puff, den ich kenne«, sagt einer, worauf ein anderer sich vor Lachen nicht mehr halten kann und sein Bier, das er eigentlich herunterschlucken will, über den ganzen Tisch ergießt und ein *altfranzösisch, altfranzösisch* hinausprustet.

»Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden.«

Ein letztes Mal stoße ich mit der illustren Runde an.

Auf der Sonnenterrasse flackern die Kerzen in den Windlichtern. Es ist bedeutend kühler geworden.

In weiter Ferne ein orangefarbenes Flackern. Da muss München liegen.

Die Luft riecht nach verbrannten Holzscheiten. Stimmengewirr dringt nach draußen.

Die wenigen erleuchteten Hotelzimmerfenster spiegeln sich im schwarzen Bergsee wieder. Libellen tanzen auf dem Wasser. Mückenschwärme umlagern die Windlichter.

»Hier bist du also«, sagt der Ungar, der plötzlich neben mir steht, »du hast mal wieder alles geegigt.«

»Vergeigt«, verbessere ich ihn.

»Sitzt mit den wichtigsten Leuten an einem Tisch und kriegt den Mund nicht auf. Sei wenigstens heute Abend etwas lockerer. Amüsier' dich, betreib' Konversation, fall' auf, besauf dich!«

Ich weiß nicht, welche Stoffwechselkrankheit der Auslöser dafür ist, dass ich doch aufstehe und dem Ungar wie ein dressierter Hund hinterher trotte.

Lassie bellt und läuft, was für einen dressierten Hund schwierig ist, um die Ecke zwischen zwei Pappmascheefelsen. Es ist die große Zeit der Studios.

Es gibt keinen Western ohne Pappmaschee. Und jeder Darsteller kommt wenigstens einmal um die Ecke und muss zwischen Pappmascheefelsen hindurchgehen.

Lassie bellt, was das Zeug hält, klagt an, dass es in Hollywood für alles und jeden eine Gewerkschaft gibt, nur nicht für dressierte Collies. Sie verspürt einen irrsinnigen Druck auf der Blase. Aber welcher Hund erledigt schon sein Geschäft an Plastikbäumen oder -felsen?

Vielleicht aber spürt Lassie, diese schlaue Hündin, auch die Gefahr, die von dem radioaktiven verseuchten Sand, den man billig aus der Wüste, da, wo die Versuche mit Atombomben gemacht werden, in die Studios gebracht hat.

John Wayne konnte nicht bellen. Sein verkniiffener Blick hätte eigentlich jedem Urologen verraten müssen, dass er ein Problem hat.

Lassie bellt, und ich trotte dem Ungar in den großen

Saal hinterher.

Das kalte Büfett ist eröffnet.

Der pubertäre Spaßmacher, bekannt aus Funk und Fernsehen, hat eine Polonaise angezettelt, deren Spitze der Vorstandsvorsitzende, gefolgt von seiner Gattin, bildet.

Am kalten Büfett angekommen, löst sich die Ordnung schnell auf. Hände greifen gierig und hastig nach den Tellern.

»Besteck und Servietten gibt es am Ende«, ruft eine Stimme, die im Geschepper des Geschirrs schnell untergeht. Eine altersfleckige Hand mit einer Rolex am Gelenk versucht, unter den hautengen Lederrock einer Mitarbeiterin zu gelangen. Beide winden sich hin und her. Die Mitarbeiterin versucht den Teller im Gleichgewicht zu halten. Spitze Gabeln stechen in rosa Fleischscheiben. Mit polierten Silberlöffeln wird Salat gebaggert, so als ob es gleich zum Mars gehen würde und dies jetzt die letzte irdische Mahlzeit für Jahre sei. Augen und Münder glänzen wie die Körper türkischer Ringkämpfer. Auch klappern vereinzelt Gebisse, die zur Belustigung des Tischnachbarn herausgeholt werden.

»Haben Sie gar keinen Hunger?«, fragt meine Nachbarin, die Sekretärin aus der Public Relations Abteilung.

»Ist nicht so mein Fall«, antworte ich kurz und wende mich wieder meiner Zigarette zu.

»Ich bringe ihnen etwas mit, was halten Sie davon?«

Große geschminkte Augen schauen mich an.

»Ich genieße das Essen auch lieber in Ruhe.«

Die Sekretärin legt ihren Zimmerschlüssel so hin, dass ich ihre Nummer gut lesen kann.

Der pubertäre Spaßmacher, bekannt aus Funk und Fernsehen, der personifizierte Lachsack, wie er sich gern selber nennt, steht abseits in einer Ecke und beobachtet die Szenerie. Hochmut gemischt mit einer Spur Verachtung ist in seinem Gesicht abzulesen. Er spielt mit einem klobigen Feuerzeug. Der Mephisto der Kleingeister denkt wohl, er würde hier die Fäden ziehen.

Für einen kurzen Augenblick treffen sich unsere Blicke. Der Geschäftsführer ist an ihn herangetreten und überreicht ihm einen Umschlag.

Ich fixiere ihn weiterhin. Wie er jetzt schaut. Das sind Triumphe! Jetzt müsste die Kamera laufen.

Natürlich habe ich die kurze demutsvolle Verneigung gesehen. Junge, du unterscheidest dich nicht von den Anderen hier, bilde dir das nicht ein. Wahrscheinlich bist du sogar noch ärmer dran. Die meisten Anderen hier kriegen nämlich ihr Gehalt einfach überwiesen. Du aber musst die Hand aufhalten und danke sagen. Genau so wie die Kleine mit dem großen Busen und dem engen leuchtfarbenen T-Shirt, die schulmädchenmäßig einen Knicks macht und sich von jedem betatschen lässt.

Ein hoffnungsvolles Talent, fragt sich nur in was.

Morgen kann es schon vorbei sein, denkst du, also nimmst du ein bisschen mehr. Aber das bisschen mehr wird nicht ausreichen. Die nächsten zwanzig Jahre wirst du einen Bückling machen müssen. Und am Ende wird es doch nicht reichen. In dem Moment, in dem du über dein Schicksal als freischaffender Künstler haderst, sind die Anderen hier längst vor dem Arbeitsgericht oder haben sich durch einen Mittelsmann auf irgendeinem Flughafen durch einen Koffer voller Geld außergerichtlich geeinigt.

Der pubertäre Spaßmacher mit dem Hang zum Aufgeschwemmten zuckt mit den Schultern und zieht eine Grimasse. Er steckt sein klobiges Feuerzeug ein und verschwindet unauffällig.

Wahrscheinlich auf Toilette, um die Kohle in seinem Umschlag nachzuzählen.

Im Restaurantbereich hat man bereits die Tische abgedeckt. Durch geschlossene Türen dringt Partygelächter.

Am Besteckkasten angelehnt, steht ein müder Kellner in grüner Tracht und reinigt seine Fingernägel.

Ich setze mich an einen der leeren Tische, schiebe dabei umständlich den Stuhl hin und her, damit der Kellner auf mich aufmerksam wird.

Dreihundert Vollidioten auf engstem Raum, wie hält der Ungar das bloß aus?

Was habe ich denn erwartet?

Das kultivierte Kamingespräch über Musik vielleicht?

»Business«, hat der Ungar noch gesagt, das große Geld hat viele Fassaden. Abziehbilder, menschliche Abziehbilder, Schubladencharaktere drehen nebenan ihre Runden.

»Wo kommen Sie her?«

»Aus Münster. Und Sie?«

»Von Iglo!«

»Na, wunderbar!«

Ein Schatten streift meine Tischplatte. Das wird endlich der Kellner sein.

»Einen trockenen Weißwein bitte! Eine Flasche und zwei Gläser«, sagt eine weibliche tiefe Stimme mit nordischem Akzent.

»Ich darf doch?«

Der Schatten entpuppt sich als eine blonde Mittvierzigerin, die mich mit ihren braunen Augen fixiert.

»Ich darf doch«, wiederholt sie und legt ihren großen Strohhut neben meinen.

Die Frau im Blumenkleid kommt mir bekannt vor, kann sie aber nirgendwo einordnen.

Der Kellner schlurft heran und stellt die Flasche Wein und die Gläser auf den Tisch.

»Gehören Sie auch dazu? Sie können sich noch nicht entscheiden, wie? Ja, man muss entweder sehr jung sein oder verrückt. Ich war damals sehr sehr jung, zu jung wahrscheinlich.«

Sie schenkt Wein ein.

Durch geschlossene Türen dringt hysterisches Frauengeschrei, dann Gelächter.

Die geilen Greise aus dem Vorstand haben im *Jagd-Stüberl* Gundel, die Kellnerin mit dem Holz vor der Hütt'n als Geisel genommen.

Man ist zum gemütlichen Teil übergegangen.

»Ska!«

Ich zünde mir eine Zigarette an.

Die Blonde leert ihr Glas in einem Zug und füllt es sofort wieder nach.

»So wie Sie schauen, sind Sie bestimmt das erste Mal hier. Na ja, bei mir war es wohl das letzte Mal.«

»Da haben wir ja was gemeinsam.«

»Schön, dass Sie mit mir reden wollen.«

Zwei Stunden später sind wir auf meinem Zimmer und sitzen auf dem Balkon.

In groben Zügen kenne ich jetzt ihre Biografie: In den sechziger Jahren hatte sie ihre ersten großen Erfolge. Das Reisefieber war in Deutschland ausgebrochen, da kam sie als gebürtige Schwedin gerade recht. Zehn Jahre überall aufgetreten, mehrere eigene Fernsehshows, ein paar Musikspielfilme, Goldene Schallplatten, dann mit dreißig der erste Karriereknick. Ein Kind wollte sie, endlich erwachsen werden. Ihr Pech war nur, dass der Mann, von dem sie ein Kind wollte, gleichzeitig ihr Manager war und nicht im Traum daran dachte. Nachdem sie mehrere Auftritte abgesagt und ihm immer wieder öffentlich eine Szene gemacht hatte, trennte er sich von ihr. Zwei Jahre dann in Schweden geblieben, bei der Familie. In Stockholm in kleinen Jazzkellern gesungen und sich einer Kommune angeschlossen. Frei sein, leben und endlich eine Musik machen, die man liebt.

Stöckelschuhgeräusch auf der Seeterrasse, ein immer schneller werdendes *Tac, Tac*.

»Stell' dich doch nicht so an, du blöde Kuh«, ruft eine lallende Männerstimme.

»Ich schmeiß' dich ins Wasser, wenn du nicht sofort stehen bleibst!«

Eine Tür fällt ins Schloss.

»Mach' schon auf! Lass mich rein! Wir sind doch eine große Familie!«

Fäuste schlagen gegen eine Holztür.

»Komm mach auf, mein Liebling. Ich lass mich auch scheiden, wenn du willst. Nächste Woche muss ich nach

L.A. Da nehme ich dich einfach mit. Wir werden es uns schon schön machen. Komm mach auf! Wenn du reden willst, dann reden wir erst. Gar kein Problem. Wenn du nicht sofort aufmachst, breche ich die Tür auf. Ich schmeiße dich raus. Glaubst du nicht, was? Ja, ich schmeiße dich raus, wirst schon sehen. Und jetzt mach auf! Lässt wohl nicht jeden ran, was? Blöde Nutte! Komm sei lieb, mach auf!«

»SkaI!«

»SkaI!«

Der Trottel von eben hat es aufgegeben und schläft jetzt in einem Liegestuhl seinen Rausch aus.

Leises *Tac, Tac*, das sich schnell entfernt.

Draußen ist es still geworden. Vom See her weht ein kühler Wind.

Die Schwedin hat aufgehört zu reden und starrt ins Leere, während ich kleine Fläschchen aus der Minibar nach Größe sortiere und Pärchen zusammenstelle.

In einem Film, den ich vor Jahren im Kino gesehen habe, spielen zwei Männer in einem Hotel mit den Minibarfläschchen Schach. Die Sequenz besteht aus einer langen Einstellung ohne Schnitte. Die Kamera umkreist die beiden Männer. Die geschlagene Figur wird aufgeschraubt und in einem Zug geleert. Einer der beiden Männer ist unrasiert. Im Hintergrund läuft der Fernseher ohne Ton.

»Soll ich uns noch eine Flasche Wein holen?«, fragt die Schwedin und ist, ohne eine Antwort abzuwarten, aufgestanden und verschwunden.

Ich drehe mich um und schaue ins Zimmer. Auf dem Bett liegt noch ihr großer Strohhut, neben meinem in durchsichtigem Plastik geschweißten hellblauen Kaninchenkostüm. Sie wird also wiederkommen.

Warum bin ich bloß so schlecht drauf?

Liegt es am Geschäftsführer der großen Plattenfirma, der bei seiner Rede am Abend vor der versammelten Belegschaft immer von einer großen Familie gesprochen

hat?

Immer wieder hat er seine Rede unterbrochen und die Frage gestellt, ob wir eine große Familie seien.

Worauf die versammelte Belegschaft, einschließlich der anwesenden Künstler und Manager, mit einem *Ja* geantwortet hat. Danach folgte minutenlanges Applaus.

Verkaufsleiter, Vertriebsleiter, Regionalbetreuer werden vom Geschäftsführer geehrt. Dazwischen immer wieder die nervende Frage, ob wir eine große Familie seien.

»Ja, ja«, brüllt die Belegschaft immer lauter ihrem Geschäftsführer entgegen.

Urkunden werden vergeben, Punkte verteilt. Die drei Punktbesten bekommen von der Geschäftsleitung ein Wochenende in Monte Carlo geschenkt. Der Saal tobt.

»Können wir den Umsatz noch steigern?«

»Ja!«

»Sind wir eine große Familie?«

»Ja, ja!«

»Wollt Ihr die Nummer eins werden?«

»Ja!«

Während der Rede des Geschäftsführers versucht mein Nachbar zur Linken, der mitbekommen hat, dass ich auf das Angebot der Sekretärin aus der Public Relation Abteilung, ihr auf das Zimmer zu folgen, nicht eingegangen bin, meinen Oberschenkel zu erkunden.

Mit meinem Feuerzeug versuche ich, unter dem Tisch Schlimmeres zu verhindern. Die Hitze aber scheint ihm nicht im Geringsten etwas auszumachen. Mit seiner freien Hand fährt er sich durch sein geföhntes Haar und blinzelt mir zu.

Unauffällig bin ich in den Besitz einer Dessertgabel gekommen. Jetzt brauche ich nur noch darauf zu warten, dass der Geschäftsführer seine Frage nach der großen Familie an die Belegschaft stellt.

In dem Moment also, als mein Nachbar zur Linken sich mit seiner belegten, fast weißen Zunge die Lippen anfeuchtet und mir zulächelt, stellt der Geschäftsführer die

für mich allzu entscheidende Frage, worauf die Belegschaft mit einem hysterischen *Ja* antwortet, steche ich mit voller Wucht zu.

Die Schwedin ist zurückgekommen und stellt eine Wodkaflasche auf den Tisch.

»Wein ist ausgegangen!«

»Macht ja nichts.«

»Eigentlich dürfte ich überhaupt keinen Alkohol trinken. Morgen sehe ich bestimmt wieder fürchterlich aus. Die Augen werde ich kaum aufbekommen. Das ganze Gesicht wird geschwollen sein.«

Ich habe meinen Panamahut gegen den Schirm der Nachttischlampe eingetauscht.

»Na, ist das komisch?«

»Es stimmt mich alles so traurig. Morgen werde ich den ganzen Tag eine Sonnenbrille tragen müssen.«

Sie reicht mir die Wodkaflasche.

»Wodka muss man aus der Flasche trinken, sonst schmeckt er nicht. «

Ich nehme den Nachttischlampenschirm und werfe ihn in den dunklen Bergsee.

Danach kann ich mich an nichts mehr erinnern, außer an den Traum, den ich in der Nacht gehabt habe.

Die Schwedin und ich sind mit dem Tretboot auf den See hinausgefahren. Durch den letzten Regen ist der Fluss angeschwollen. Aus der Erde gerissene Baumstämme treiben neben dem Boot. Die Luft ist stickig und feucht. Mein weißer Anzug klebt auf der Haut. Den Eingeborenen scheint die Luftfeuchtigkeit nichts auszumachen. Unentwegt füttern sie den großen Ofen mit trockenem Holz, damit der Kessel seine Temperatur hält. Das Schaufelrad wühlt sich durch das trübe Nass. Ganze Erdklumpen werden zerkleinert, nur das Treibholz halten die Eingeborenen mit langen Stangen von dem Schaufelrad fern. Immer wieder nehme ich den großen Panamahut vom Kopf und wische mir über die nasse Stirn. Ein Geruch von Fäulnis hat sich in meiner Nase festgesetzt. Ich schließe die Augen

und lausche der Musik Verdis. Ein breites sattes Lächeln überzieht mein Gesicht.

Die Schwedin hat ihren großen Strohhut ins Wasser geworfen. Ihr Blumenkleid gleitet zu Boden. Nackt springt sie in den schwarzen Bergsee.

»Komm«, ruft die Schwedin, »das Wasser ist herrlich!«

Ich kann doch mein Schiff nicht verlassen. Mein Ziel ist es doch, eine Oper zu bauen, in der nur Verdi gespielt werden darf. Beim Versuch aufzustehen, wackelt das Tretboot gefährlich hin und her.

»Komm schon, du Feigling!«

Mit dem Bemühen, das Boot im Gleichgewicht zu halten, versuche ich mich im Sitzen auszuziehen.

»Wenn du nicht gleich kommst, schreie ich ganz laut um Hilfe!«

Das Wasser ist eiskalt.

»Hilfe, Hilfe!«

Ich schwimme in Richtung großen Strohhut.

»Hilfe, Hilfe!«

Laute Motorengeräusche, vom Ufer her hat sich eine Armada Richtung großer Strohhut in Bewegung gesetzt.

»Hilfe, Hilfe!« In dem Moment, als ich den kalten und glitschigen Körper der Schwedin erreicht habe und ihn festzuhalten versuche, haben uns Motorboote umzingelt und ein Blitzlichtgewitter geht auf uns nieder.

»Untertauchen«, schreit die Schwedin, »wir müssen untertauchen.«

Die Schwedin zieht mich nach unten. Ihr weißer Körper leuchtet im Dunkeln. Immer tiefer geht es hinab. Eine Showband in Glitzerkostüm spielt zum Tanz. Hellblaue Seepferdchen mit Übergewicht ziehen langsam vorbei. Mein schwitzender Taxifahrer aus München tanzt mit seiner Frau zur Musik.

»Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei, lalala, lalala.«

Ein großer Fisch folgt der Seepferdchenkarawane und treibt sie an.

»Und eins und zwei, und eins und zwei, and go, and go,

yeah!»

Die Schwedin hat den Seeboden erreicht. Sie zieht mich zu sich herunter. Eine Muschel öffnet sich. Der Ungar steigt in seiner Landestracht aus ihr heraus und spielt auf einer Geige alte ungarische Weisen. Ältere Herren in Trachtenanzügen prostern sich zu. Am Haken einer Angel hängt der aus Funk und Fernsehen bekannte pubertäre Spaßmacher, sein Gesicht ist blutleer. Aus seinen Taschen fallen Barschecks. Der Meerjungfrau hat man das Trachtenoberteil vom Leib gerissen. Mit dem Bauch nach oben, eingefangen im Netz unendlich vieler Samenfäden, treibt sie hilflos daher. Schweißgebadet wache ich auf.

Umschlungen halte ich das in durchsichtigem Plastik eingeschweißte hellblaue Kaninchenkostüm in meinen Armen. Ich liege allein auf meinem Hotelbett.

Es dauert lange, bis ich registriere, wo ich überhaupt bin.

Die Tür zum Balkon steht offen. Frischer Seewind dringt in mein Zimmer. Eine energische Männerstimme teilt Befehle aus:

»Mehr rechts! Ja, ja, so ist es gut! Zu weit, viel zu weit! Jetzt mehr nach links!«

Ich stehe auf und gehe auf den Balkon hinaus.

Zwei Bedienstete des Sporthotels sind gerade dabei, unzählige Nachttischlampen aus dem Bergsee zu fischen.

Ich bestelle mir das Frühstück nach oben und wähle das Zimmer der Schwedin an, wo sich aber niemand meldet.

An der Rezeption erfahre ich, dass die Schwedin bereits am frühen Morgen abgereist ist.

In den, auf den Nachmittag gelegenen Besuchszeiten, gehe ich, wenn das Wetter es zulässt, mit Charly im Park, der die Anstalt umgibt, spazieren.

»Der Park ist wanzenfrei«, sagt Charly, nur ein paar Kameras mit Zoomobjektiven. Wahrscheinlich ist ihnen das Geld ausgegangen. Da bekommen sie bei der Auswertung der Videobänder ohne Ton wieder alle Hände voll zu tun.

Charly scheint guter Dinge. Ihm ist es heute sogar gelungen, die volle Bettpfanne an der Kontrolle vorbeizuschmuggeln.

In der zweiten Etage des Hauptgebäudes, viertes Fenster von rechts, steht hinter der Gardine Dr. Jonas, darauf könnte ich wetten.

Charlys verzieht sein durch Tabletten aufgeschwemmtes Gesicht zu einer Grimasse.

Der rosarote Panther huscht durchs hohe Gras.

Inspektor Clouseau zieht zum Gruße seinen Hut, und das irre Lachen seines Vorgesetzten, ist bis in die äußerste Ecke des Anstaltsparks zu hören.

Ich muss an Blake Edwards Filme denken, bevor ich unauffällig die Stockwerke und Fenster abzähle und hinter dem besagten wirklich einen Schatten erkennen kann.

»Du solltest hier arbeiten«, sage ich zu Charly, der mir ins Wort fällt und mich ermahnt, vorsichtiger zu sein.

Charly und seine grandiosen Ideen. Erst letzte Woche habe ich vor der Tür zum Kühlhaus, da wo die Küche ihre schnell verderblichen Waren aufbewahrt, stundenlang gehockt und nach Argumenten gesucht, Charly aus seinem selbst gewählten, unterkühlten Versteck zu locken.

Von Dr. Jonas, dem zuständigen Anstaltsarzt, habe ich erfahren, dass sich Charly mehrere wissenschaftliche Bücher aus der hauseigenen Bibliothek ausgeliehen hat, die kälteresistente Organismen zum Thema haben.

»Wusstest du«, höre ich Charlys gedämpfte Stimme aus

der Kühlkammer, »dass sogenannte Gefrierschutzweiße den Gefrierpunkt des Fischblutes senken, indem sie das Wachstum zerstörerische Eiskristalle verhindern? Weißt du, was das heißt?«

»Nee«, antworte ich und frage Dr. Jonas, ob ich eine rauchen darf.

»Normalerweise zerstören diese Eiskristalle beim Einfrieren und Auftauen die Zellmembranen. Wenn man aber Gene für Gefrierschutzweiße in den Organismus einbauen würde, steht einer Unsterblichkeit kaum noch etwas im Wege.«

»Und, ist die Methode schon ausgereift?«

»Nun ja, es fehlt halt an praktischen Experimenten. Aber Wissenschaftler haben in der Antarktis ein Silberfischchen mit einem neuartigen Eiweiß entdeckt. Dadurch kann das Fischchen im Wasser bei minus zwei Grad überleben.«

»Und wo ist der Haken?«

»Erstens, ist es hier drin scheiße kalt und zweitens, kostet ein isoliertes Gefrierschutzweiß zehn Dollar pro Milligramm.«

»In meinen Kühlräumen gibt es keine Silberfischchen«, ruft aufgebracht der Chefkoch der Anstalt und muss von Dr. Jonas und mir mit aller Kraft zurückgehalten werden. Mit voller Wucht schlägt er die große Fleischeraxt in den Holzblock, bevor er in Tränen ausbricht.

»Ich werde Ihnen eine Beruhigungsspritze geben, dann fühlen Sie sich besser«, sagt Dr. Jonas und führt den verstörten Chefkoch aus dem Küchenbereich.

»Ist die Luft rein?« fragt Charly mit gedämpfter Stimme. Bei jedem Besuch fällt es mir schwerer, mich ihm mitzuteilen, geschweige denn, ihn zu verstehen. Charly scheint das wenig zu stören.

»Mein Plan mit dem Zucker und der Ölraffinerie ist doch genial. Du musst unbedingt mit meinem Anwalt reden. Er soll dir Kontovollmachten geben. Spekuliere, bring' die Börse durcheinander! Mach' was aus meinem

Geld! Wenn ich rauskomme, schlagen wir zu, und zwar bundesweit.«

Charlys Vermögen besteht zum jetzigen Zeitpunkt aus ein paar Tausend Mark, das durch die regelmäßigen monatlichen Belastungen ständig schrumpft. Aber ich bringe es nicht fertig, ihm das zu sagen.

»Ich weiß«, sagt Charly, »für diese Aktion werden wir ein Vermögen brauchen. So ungefähr drei Millionen würden für den Anfang reichen.«

»Stell' dir vor«, fährt er fort, »wir wären jetzt im Park der Spielbank von Monte Carlo. Die Spielbank von Monte Carlo hat doch einen Park, nicht wahr?«

»Na klar«, sage ich, obwohl ich in meinem ganzen Leben noch nicht einmal in die Nähe von Monte Carlo gekommen bin.

»Ich bin ein verschrobener Millionär«, sagt Charly, »der sein unermessliches Vermögen in der Bettpfanne aufzubewahren pflegt und du mein Privatsekretär, der mir seit Jahren rund um die Uhr treue Dienste erweist. Dort drüben«, dabei zeigt er mit einer Hand auf den Ausgang, »siehst du ihn?«

»Wer soll denn das sein?«

»Na Heini! Sieht er nicht prächtig aus in seiner weißen Chauffeursuniform.«

Ich sehe nur, wie sich langsam die rot-weiße Schranke öffnet und einen Krankenwagen hindurch lässt, aber das behalte ich lieber für mich.

»Vor einem Jahr in Nizza, weißt du noch, habe ich sie ihm gekauft. Du hattest mir davon abgeraten, aber wie immer habe ich meinen Kopf durchgesetzt. Es war eine kostspielige Zeit damals. Erst der Motorschaden an der Yacht, der uns einen dreimonatigen Zwangsaufenthalt in Nizza bescherte, und dann diese Uniform. Aber was bedeutet mir schon Geld.«

»Nicht Nizza, sondern Monte Carlo«, unterbreche ich Charly. »Und der Motorschaden war auch nur vorgetäuscht. Eine reiche Frau, am besten eine

Amerikanerin, sollte auf die Jacht hereinfallen. Marlene Dietrich kam an Bord, die sich als Adelige ausgab, du erinnerst dich? Und der sentimentale Trottel von de Sica fällt auf sie herein und verliebt sich in sie. Dabei haben beide kein Geld.«

»Nein, nein, hör auf! Das ist nicht meine Geschichte! Ich habe Geld und ich würde zu dir sagen, mein treuer ergebener Freund, setzen sie mein ganzes Vermögen auf die Neun. Ja aber, würdest du antworten, aber dennoch feierlich mein Vermögen die Freitreppe des Spielkasinos hinauftragen, um dann nach nur wenigen Minuten mit überfüllter Bettpfanne freudestrahlend mir, der in aller Seelenruhe hier im Park auf dich gewartet hat, den um ein Vielfaches angewachsenen Betrag zu überreichen. Noch in derselben Nacht würden wir alle Rolls Royces der Stadt in die Luft jagen und meine Visitenkarte mit der Aufschrift DER MARDER, in drei Sprachen und naturgemäß in Goldbuchstaben, zurücklassen. Ich sehe schon die Überschriften der Internationalen Presse:

DER MARDER HAT WIEDER ZUGESCHLAGEN!

NEUES VOM MARDER!

WER IST DER MARDER?

MARDER NARRT DIE POLIZEI!

INTERPOL JAGT DEN MARDER!

HOLLYWOOD WILL DEN MARDER

VERFILMEN! - Rechte noch ungeklärt!

Dir als meinen langjährigen Vertrauten und Privatsekretär würde ich jeden Tag mindestens drei Seiten diktieren, die wir dann in regelmäßigen Abständen an das Time-Magazin nach New York schicken.

DER MARDER ZUM MANN DES JAHRES
GEWÄHLT!«

Wir haben den Pavillon in der Mitte des Anstaltsparks erreicht.

»Hier sind wir sicher«, sagt Charly und lässt seine volle Bettpfanne ins Gras fallen, ohne, dass der Inhalt hinaus-schwappt.

»Zehntausend, elftausend, dreizehntausend Menschen sterben jährlich auf unseren Straßen, aber niemand scheint es zu kümmern. Milliarden werden hinausgeschmissen für ein paar neue Kilometer Autobahn. Im Grunde ist es ja egal, mit welchem Thema ich mich beschäftige. Das Feindbild entsteht ganz von selber. Ein schönes Gefühl, hassen zu dürfen. Es birgt die Hoffnung, irgendwann auch lieben zu können. Die Musik hat alles zerstört. In dem Moment, als ich darüber nachgedacht habe, dass die Menschen immer mehr abstumpfen, vor allem durch die Musik, durch diese ständige Berieselungsmaschinerie, die wie von Geisterhand irgendwann überall installiert worden ist, in dem Moment also, als ich die Fratzen, die abgestumpften Gesichter, vor mir gesehen habe, ging nichts mehr. Wenn ich nur diese Gesichter sehe, ist es mir unmöglich, ein Instrument in die Hand zu nehmen.

Wusstest du eigentlich, dass fast alle Autofahrer, die in Unfälle verwickelt sind, ihr Autoradio laufen haben?

Je teurer die Anlage, desto größer die Unfälle und die Verluste auf der Straße. Musik macht dumm. Die ständige Berieselungsmaschinerie macht taub, selbst für die eigene innere Stimme. Das Gefährliche ist der Rhythmus. Der Rhythmus tötet alles ab, lässt Menschen Hemmschwellen überschreiten, die sie sonst ohne Musik nie überschreiten würden. Der Rhythmus vernichtet alle Werte, jegliche Ordnung. Er macht aus Menschen wilde Tiere. Wenn wir alle Autos zerstört, die Wirtschaft in die Knie gezwungen und die Ohren der Menschen sich wieder erholt haben, wird auch der Rhythmus eine Chance bekommen. Das ewige *Tac, Tac* wird ein Ende haben, und etwas Neues wird entstehen. Jeden Tag mache ich heimlich Fingerübungen, obwohl man mir freigestellt hat, meinen Bass mit auf das Zimmer zu nehmen.

Dr. Jonas hat mich sogar gefragt, ob ich nicht Lust hätte, in der Anstaltsband mitzuwirken. Dr. Jonas fährt einen roten Porsche und hat sich einen CD-Player einbauen lassen. Das erklärt wohl alles. Ein kleines Marder-

kind unter die Haube des roten Flitzers und es hätte ein schnelles Ende mit Dr. Jonas. Reggae, Funk, Blues und Rap spielen sie in der Anstaltsband, das musst du dir einmal vorstellen. In meiner Abteilung haben alle einen Führerschein und ein Auto. Das Pflegepersonal wie auch die Patienten. Würden alle zehntausend, elftausend, dreizehntausend Menschen an einem Tag auf unseren Straßen ums Leben kommen, wäre es aus und vorbei mit dem Auto. Ich weiß, es klingt hart, aber im Grunde bleibt einem ja überhaupt nichts anderes übrig, als die größte Massenkarambolage in der Geschichte der Menschheit zu organisieren, damit sich endlich etwas ändert. Hast du eine Zigarette für mich?

Ich brauche jetzt unbedingt eine Zigarette.«

»Irgendwann«, sagt Charly, nachdem er den ersten Zug aus seiner Zigarette kräftig inhaliert hat, »habe ich zwischen ein und zwei Uhr nachts gegen eine weiße Häuserwand gepinkelt. Aus dem dunklen Fleck an der Wand haben sich kleine Adern gebildet, die sich Richtung Straße ihren Weg bahnten. Ich habe meinen Schatten gesehen, meinen Schatten und den meines Strahls. Sich einfach auflösen können, hier und jetzt. Sehen, wie der eigene Schatten immer kleiner wird, wie sich unzählige Adern bilden, die sich in alle Himmelsrichtungen aufmachen, bis sie dann irgendwann nicht mehr zu sehen sind. Was wollten wir nicht alles verändern?

Wenn ich da an deine Musik denke, an deine Texte und unseren Sound. Ketten wollten wir sprengen. Nichts ist geschehen. Nicht einmal aus den Kellern sind wir herausgekommen. Unser ganzes Leben lang werden wir Ratten bleiben, die sich auf alles stürzen, das sie für essbar halten. Wir sind verarscht worden, verstehst du?

Und die Weltmeister im Verarschen, das sind unsere lieben Freunde die Achtundsechziger gewesen. Einen milchigen Brei an Zufriedenheit haben sie uns hinterlassen. Die sitzen jetzt alle in führenden Positionen und blasen uns ihre Zufriedenheit direkt ins Gesicht, dass es einem

schlecht wird. Dr. Jonas ist auch so ein Arschloch. Ich sage zu ihm, Sie sind ein Arschloch. Gut, sagt er, wir können über alles reden. Dr. Jonas mit seinem CD-Player im Porsche. Diese Sprechblasenkarikaturen leben doch nur noch aus ihrem Zynismus heraus. Für ihn, durch ihn, mit ihm, das ist die Parole. Den Zynismus haben sie auf ihre Fahnen geschrieben. Glaube mir, mit der Zerstörung ihrer Autos zerbricht auch ihre Identität.«

Die Zigarette ist schon so weit heruntergebrannt, dass die Glut zwischen Charlys Fingern hängt. Er scheint keinen Schmerz zu verspüren.

»Du musst mich hier rausholen, verstehst du. Ich geh' sonst kaputt!«

Dabei reißt er sich die Knöpfe von der Jacke. Wenn er jetzt auch noch einen Weinkrampf bekommt, bin ich heute das letzte Mal hier gewesen.

»Du holst mich hier raus, ja?«

»Vielleicht rede ich mal mit dem zuständigen Staatsanwalt oder Richter. Ich könnte auch deinem Anwalt Druck machen. Es gibt immer Wege und Möglichkeiten«, lüge ich.

»Ich kann mich auf dich verlassen, ja?«

Ich hätte Charly nie besuchen dürfen.

Die Taxifahrt mit Heini ist reiner Zufall gewesen, Schicksal eben. Aber dass ich mich ihm gegenüber zu erkennen gegeben habe, grenzt schon an Blödheit. Dass ich Heini auch noch nach Charly gefragt habe, war absoluter Schwachsinn.

»Keine Woche halte ich mehr hier aus. Du musst mich hier herausholen!«

»Würde ich ja gern, Charly, aber ich muss für längere Zeit ins Ausland«, lüge ich weiter und versuche mich freizuschwimmen.

»Du weißt ja, wie das ist, Charly, alter Junge, Verträge müssen nun mal eingehalten werden.«

»Ist doch klar«, flüstert Charly, der sich wieder ein wenig beruhigt hat, »verstehe ich doch. Na klar, habe ich doch Verständnis für. Du warst doch immer unser Geldesel. Aus

Scheiße Geld machen, das konntest du schon immer.«

Flink und mit Leichtigkeit hebt er seine Bettpfanne auf und schlägt den Weg Richtung Hauptgebäude ein.

»Du bist eine Hure«, schreit Charly, »eine gottverdammte gut bezahlte Hure!«

»Ich weiß«, sage ich leise und gehe in die Entgegengesetzte, Richtung Ausgang.

Im Café, das eigentlich ein Bistro ist, haben sich die Menschen an den Nachmittagen immer viel zu sagen. Unaufhörlich reden sie, machen keine Pause, lassen niemanden zu Wort kommen. Jeder redet für sich. Einzelkämpfer sind gefragt. Der Raum ist erfüllt von nicht enden wollenen Sprachhülsen.

Da ich der einzige bin, der allein sitzt, bin ich folglich auch der einzige wirkliche Zuhörer.

»Was ich dir unbedingt noch sagen wollte!«

»Ja, das musste mal gesagt werden!«

»Ich sag's ja!«

»Was du nicht sagst!«

Die Geschichten wiederholen sich, wandern von Tisch zu Tisch, schlüpfen in immer neue Köpfe, auf der Suche nach einem Zuhause.

»Sie hat ihn verlassen!«

»Was du nicht sagst!«

»Er hat sie verlassen!«

»Ist es möglich!«

Sie hat das Gefühl, nicht verstanden zu werden. Er weiß, dass Frauen Männer nicht verstehen können.

»Irgendetwas ist zwischen uns!«

»Wie soll ich es sagen?«

»Na, sag's schon!«

»Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll!«

»Jetzt sag's schon, verdammt!«

Ich lieb' dich mehr, als ich dir sagen kann, wie sag' ich's bloß, wie fang' ich an, wie sag' ich's bloß, wie fang ich an ...!

Das erste Lied, das ich für die Schwedin geschrieben habe.

Geschenkt habe ich es ihr in einem Anfall von Schwachsinn.

Auch schon wieder lange her.

Die Schwedin hat angerufen, persönlich, kein Management, keine Plattenfirma, nein, höchstpersönlich war sie am Apparat.

Ein Comeback möchte sie starten, mit neuen Liedern, Frau sein, ganz sie selber. Sie braucht neue Lieder und will mich.

Hat sich also das Wochenende im Sporthotel am Bergsee doch gelohnt.

Jetzt werde ich es dem Ungarn zeigen. Kein Wort werde ich ihm gegenüber verlauten lassen. Wenn die Verträge stehen, das Konzept erstellt ist, dann vielleicht. Besser wäre es, ich sage ihm überhaupt nichts. Soll er es doch von anderer Seite erfahren, soll er doch auf mich zukommen, mich beglückwünschen. Platzen wird er, Blut und Galle spucken. Er wird sich so aufregen, dass er wieder seinen Hämorrhoidenring braucht, um sitzen zu können.

Ja, die Schwedin will mich, und das ganz ohne sein Zutun.

Der Ungar ist draußen, aus dem Rennen. Ich habe es geschafft!

Endlich wird es vorbei sein mit der ganzen Werbescheiße. Die auf ständigen Versprechen beruhende Warteschleife hat ein Ende.

Keine Hundekuchen mehr, keine Schokoriegel, Slip-einlagen, WC-Reiniger oder Versicherungen. Keine schwachsinnigen rührseligen Texte, die bewirken, dass Rentner Gartenzäune streichen, Männer mit Bierkästen ohne Grund durch die Gegend latschen, ohne ein Bier zu trinken, Slip-einlagenträgerinnen in hautengen weißen Hosen tanzen, Menschen auf Kinderspielplätzen ihren Versicherungsvertreter huldigen, wie seinerzeit Jesus beim Einzug in Jerusalem.

Ich träume von großen Konzerthallen, die bis auf den letzten Platz gefüllt sind.

Auf der Bühne steht die Schwedin im gleißenden Schweinwerferkegel gehüllt wie eine Diva. Meine Band, der ich vorstehe, trägt ausnahmslos Schwarz, damit sie vorne noch besser zur Geltung kommt. In der Mitte des Konzertes beruhigt die Schwedin das tobende Publikum durch eine theatralische Geste. Es ist still im Zuschauer-raum geworden. Mit Ausnahme eines leisen unterdrückten Räusperns irgendwo aus einer der hinteren Reihen. Es ist so leise, dass ich das Rauschen der Verstärker und den ständigen Summton der Scheinwerfer hören kann.

»Liebes Publikum, heute Abend möchte ich Ihnen meinen Bandleader vorstellen, dem ich alles zu verdanken habe. Er hat meine Songs geschrieben. Einen herzlichen Applaus für ...«

Der Scheinwerferkegel zieht Kreise, sucht und sucht, bis er plötzlich auf mich fällt und ich im Rampenlicht stehe.

Ich spiele ein paar Akkorde und schon tobt die Halle.

Ich habe den weißen Anzug angezogen. Mit dem Panamahut in der Hand betrete ich die Empfangshalle des Nobelhotels.

»Sie werden erwartet!«

Ein Mann in brauner Uniform macht einen tiefen Diener.

»Wenn Sie mir bitte folgen würden!«

Ja, da staunt ihr. Ist noch gar nicht so lange her, da habt ihr mich draußen warten lassen, weil meine Kleidung nicht den Ansprüchen des Hauses entsprach. Den Tag vergesse ich nie.

Der Ungar hatte mich eingeladen.

»Du bewegst dich in der falschen Luft«, drückt sich der Ungar aus und meint damit die Kellerkneipen, meine Freunde, mein ganzes Umfeld eben.

»Die machen dich klein. Das alles macht dich klein. Im Geruch von selbst gedrehten Zigaretten und Kohlsuppe kann doch nichts entstehen«, sagt der Ungar, dabei habe ich in meinem ganzen Leben noch nie eine Kohlsuppe gegessen.

»Eine gute kubanische Zigarre, ein ausgesuchtes edles Parfüm, gut sitzende Kleidung, höfliche zuvorkommende Menschen, lassen den Geist doch erst erwachsen werden!«

Und da stehe ich dann vor dem Luxushotel. Draußen regnet es in Strömen. Fünf Minuten nur vom Bahnhof bis hierher habe ich gebraucht, das aber hat ausgereicht, jetzt völlig durchnässt zu sein. Der Herr in der braunen operettenhaft wirkenden Fantasieuniform versperrt mir den Eingang, obwohl es eigentlich seine Aufgabe wäre, mir die Tür zu öffnen.

»Zu wem wollen Sie?«

Geht dich doch gar nichts an, du Trottel, denke ich und zweifle an dem großen geistigen Schub durch Luxushotels.

»Ich habe eine Verabredung mit dem Ungarn!«

»So, so, mit dem Ungar. Und wen darf ich melden?«

»Sehen Sie doch, Flipper!«

»Flipper?«

»Ja, Flipper!«

»Flipper, so, so. Wenn Sie sich einen Moment gedulden würden!«

Anstatt mich endlich hineinzulassen, öffnet er nur einen kleinen Spalt der Glastür und winkt einen Pagen zu sich, dem er etwas ins Ohr flüstert. Menschen, die flüstern, waren mir noch nie sympathisch.

Eine Minute später weiß ich Bescheid. Der Ungar ist in der Luxusherberge noch nicht eingetroffen.

Zum Glück ist der Eingang mit einem Baldachin überdacht. Durch die nassen Kleider friere ich zwar, aber es gibt Schlimmeres.

»Wenn Sie bitte den Eingang freimachen würden!«

»Wie bitte? Was verstehen Sie unter freimachen?«

»Du sollst verschwinden, du Penner! Oder soll ich erst die Polizei rufen?«

»Dann hätte ich gern ein Zimmer!«

»Ausgebucht! Es ist Messe!«

Drüben auf der anderen Straßenseite entdecke ich eine Telefonzelle.

»Arschloch«, sage ich zu ihm, bevor ich durch den strömenden Regen laufe, um in der trockenen Telefonzelle Unterschlupf zu suchen.

Zum Glück habe ich ja die Durchwahl des Ungarn. Natürlich ist er auch sofort am Apparat.

»Siehst du jetzt, was ich meine«, sagt der Ungar, der den ganzen Tag sein Hotelzimmer nicht verlassen hat, und für den das alles hier nur ein Spiel zu sein scheint.

»Du musst dich ändern! Dir gelingt es ja nicht einmal, in mein Hotel zu kommen!«

Na wunderbar, ich bin völlig durchnässt und mich friert. Außerdem hasse ich diese Art Spielchen.

»Wer unten ist, muss damit rechnen, dass man mit ihm spielt. So sind die Regeln!«

»Ich bin aber nicht unten«, schreie ich in den Telefonhörer.

»Endlich verstehen wir uns«, erwidert lachend der Ungar. »Komm jetzt nach oben!«

Ich lege den Hörer auf und laufe auf die andere Straßenseite.

Den operettenhaft kostümierten Türsteher stoße ich einfach zur Seite und betrete forsch die Hotelhalle. Und jetzt ein schleimiges *Sie werden erwartet! Wenn Sie mir bitte folgen würden!*

So ändern sich die Zeiten. Ich werde in ein Konferenzzimmer geführt, in das man einen Konzertflügel gestellt hat.

»Die gnädige Frau kommt gleich. Darf ich Ihnen etwas bringen lassen?«

Wie gerne würde ich diesem uniformierten Lackaffen eine volle Plastiktüte Hausmüll, mit der Bitte darauf aufzupassen, in die Hand drücken.

Nachdem man hinter mir diskret die Tür geschlossen hat, setze ich mich an den Konzertflügel. Ein schönes Gefühl.

Ehrfurchtsvoll fahre ich mit der Hand über den schwarzen Lack, bevor ich die Klappe öffne und das rote

Deckchen beiseite lege.

Ich beginne mein Spiel. Meine Lieblingsterzen, meine Lieblingssaiten schlage ich an, lasse sie in Schwingung bringen.

Ich lieb' dich mehr, als ich dir sagen kann, wie sag' ich's bloß, wie fang' ich an, wie sag' ich's bloß, wie fang ich an ...

Ich schließe beim Spiel die Augen und stelle mir vor, auf einer in helles Scheinwerferlicht getauchten Bühne zu sitzen.

»Und jetzt das Saxofon«, sagt die Schwedin, die unmerklich das Konferenzzimmer betreten hat.

Es knistert, überall Spannung, Gewitteratmosphäre.

»Spiel doch weiter!«

Die Schwedin hat sich neben mich gesetzt.

Meine Hände schwitzen, rutschen auf den Tasten ab.

Ich finde nicht mehr die richtigen Töne.

»Das ist schön. So muss es sein.«

Sie hebt die Stimme und beginnt zu singen:

»Ich lieb' dich mehr, als ich dir sagen kann, wie sag' ich's bloß, wie fang' ich an, wie sag' ich's bloß, wie fang ich an!«

Alles vibriert. Der Hocker, ich, der Raum, alles gerät in Schwingung.

Als ich die Augen wieder öffne, wirft die Sonne einen spitzen Strahl durch das große Fenster des Konferenzzimmers.

»Schön«, sagt die Schwedin. Dann schweigen wir minutenlang.

Den ganzen Tag verbringen die Schwedin und ich im Konferenzzimmer. Wir machen Musik, und das ist schön. So einfach ist das. Ich bin glücklich. Die Schwedin und ich, das ist etwas ganz Besonderes. Wir passen gut zusammen. Ich kann sie begleiten, wie sie sagt. Und ich habe das Gefühl, dass ihre Stimme meine Musik begleitet. Einklang auf der ganzen Linie. Die Schwedin ist Profi durch und durch. Das macht mich stark.

Auf neuen Wolken schwebend gehen wir am Abend essen, trinken und lachen viel in der Hotelbar, torkeln Arm

in Arm auf ihr Zimmer.

Ich ziehe mich aus, kann mich dabei kaum auf den Beinen halten. Meine Augen fixieren ihre Hände, die langsam die Knöpfe ihrer Bluse öffnen.

Dann ein Blackout - Filmriss.

Die Stimmen werden lauter.

Das Café, das eigentlich ein Bistro ist, füllt sich von Stunde zu Stunde.

»Du willst mich nicht verstehen!«

»Ich habe doch gar nichts gesagt!«

»Dass du nie was sagst!«

»Ich sag' nichts mehr!«

Am Nachmittag muss man mit der Bedienung in Zeichensprache kommunizieren.

Man hebt einfach sein leeres Glas, und nach wenigen Minuten bekommt man es gegen ein volles ausgetauscht.

Die ersten drei Viertel Weißwein ziehen den Magen noch so zusammen, dass man sich auf das vierte Glas regelrecht freut.

»Was du nicht sagst!«

»Was soll ich gesagt haben?«

Regen schlägt gegen die Fenster, klopft an.

Passanten hasten vorbei, stellen sich gegen den Wind und versuchen Regenschirme zu öffnen. Kinder machen Bögen um die Pfützen. Hunde ziehen ihre Köpfe ein. Ein Mann öffnet seine Brieftasche, vergewissert sich seiner Möglichkeiten, die nächste Zeit im Trockenen zu verbringen. Er nimmt Geld heraus und schmeißt die leere Brieftasche in den Rinnstein.

»Habe ich es dir nicht gesagt?«

»Sag bloß!«

»Wenn ich's dir sag'!«

Grenzenlose Zeit, grenzenlose Langeweile.

Sätze geben sich nicht auf, drehen sich weiter im Kreis, wandern von Tisch zu Tisch.

Männer spielen mit ihren Autoschlüsseln. Frauen haben Stifte oder Zigaretten im Mund.

Nur den Stuhl, auf dem ich sitze, hat man mir noch gelassen.

»Ist der noch frei?«

So hat man, ohne eine Antwort von mir abzuwarten, gnadenlos das direkte Umfeld meines Tisches abgeräumt.

Ich bin enttarnt.

Ein Tisch, ein Stuhl. Das ist ein eindeutiger Beweis.

Der wartet auf niemanden, sitzt nur so herum. Redet nicht, will überhaupt mit niemanden reden. Ohne ein Wort, ohne die geringste Gegenwehr hat er seine Stühle weggeben.

»Was du nicht sagst?«

»Sonst würde ich es dir nicht sagen!«

»Ich sag's ja auch immer!«

An einem Nebentisch rücken zwei Frauen enger zusammen.

Urlaubserlebnisse werden ausgetauscht und zur Untermauerung Bilder gezeigt.

»In Afrika ist man nie allein. Irgendwie sind da immer Leute um einen herum. Man sitzt nichts ahnend auf einem Baumstumpf, du musst wissen, in Afrika gibt es überall zahlreiche Baumstümpfe.«

»Oh, das ist aber interessant!«

»Also, ich sitze auf meinem Baumstumpf, nichts ahnend wie gesagt, genieße den Sonnenuntergang, und prompt setzen sich ein Dutzend Eingeborene neben mich und starren in dieselbe Richtung wie ich. Da starren diese Eingeborenen auf den Sonnenuntergang, so als ob sie ihn zum ersten Mal erleben würden. Echt schräg, sag' ich dir.«

»Na klar, du!«

»Morgens in aller Frühe bin ich aufgestanden, um ein paar Dehnübungen zu machen. Immer waren direkt ein paar Eingeborene dabei. Ich glaube, die brauchen keinen Schlaf.«

»Was du nicht sagst!«

»In Afrika gilt das Alleinsein als Strafe. Du, dabei bin ich manchmal ganz gern allein, zur Reinigung der Seele und so.«

»Ja, ja, Afrika ist schon ein Traum. Diese Weite, diese Sonnenuntergänge. Die Bilder haben so eine schöne Farbe.

Aber jeden Tag diese Eingeborenen um mich herum, also ich weiß nicht.«

»Ich bin noch nicht einmal dazu gekommen, Karten geschweige denn Briefe zu schreiben. Immer war jemand in meiner Nähe. Vor allem Kinder. Die Kinder da weichen nicht von deiner Seite. Wahrscheinlich hoffen sie, dass man sie adoptiert. Sie verkaufen dir zwar an jeder Ecke eine Menge Postkarten, aber eine Gelegenheit, sie zu schreiben, geben sie dir nicht. So ist halt Afrika. Ich meine, was dir da auf den Geist geht, ist diese scheiß Freundlichkeit. Den ganzen Tag grinsen dich diese Eingeborenen an. Manche lachen sogar laut. Furchtbar sage ich dir. Total unnatürlich. Die kennen überhaupt keine Disziplin. Kein Wunder, dass da niemand arbeiten geht.«

»Was du nicht sagst!«

»Ja, ja, ich sag's dir!«

Tagsüber arbeite ich für den Ungar, liefere alle Aufträge termingerecht ab. Keine Aufgabe, der ich nicht gewachsen bin. Änderungswünsche in letzter Minute nehme ich gelassen hin.

»Du bist ein Wunder«, sagt der Ungar.

»Ich weiß«, erwidere ich selbstbewusst, halte meine Hand auf und nehme wie selbstverständlich die Barschecks entgegen.

Da die Schecks von unterschiedlichen Banken stammen, sortiere ich sie und setze, wie bei einem Kartenspiel, die einzelnen Schecks zu einem Quartett zusammen.

Tagsüber arbeite ich für den Ungarn und nachts für die Schwedin.

Stundenlang telefonieren wir.

Ich spiele ihr neue Songs vor, dabei haucht sie ein leises *Ja, ja* in den Hörer.

Schon seit Tagen schlafe ich in dem Studio. Ein, zwei Stunden, mehr Zeit habe ich nicht.

Zwei Monate lang schicke ich der Schwedin unzählige Tonbänder, bis sie sagt, es reicht, du musst kommen.

Zweiuunddreißig Schecks liegen auf meinem Bett.

Das Kartenspiel ist komplett.

Ich melde mich beim Ungarn ab, klage über starke Kopfschmerzen und Übelkeit.

»Migräne«, diagnostiziert der Ungar, »du hast genug gearbeitet, las dir Zeit, mach eine Pause, fahr in Urlaub.«

Einen Monat habe ich beim Ungarn herausgeschlagen. Bis auf die Schecks und die Kreditkarten lasse ich alles zurück.

Ein Haus mit eigenem Tonstudio hat die Schwedin für uns beide angemietet. Einen Monat lang können wir uns ganz meiner Musik widmen.

Während der Taxifahrt habe ich den Walkman auf und gehe noch einmal meine komponierten Stücke durch. Mit geschlossenen Augen stelle ich mir dabei ihre Stimme vor.

»Wir sind da«, brüllt der Taxifahrer und rüttelt mich am Arm.

Vor dem Haus stehen mehrere große Autos.

Am Portal empfängt mich die Schwedin wie einen alten Freund, rechts ein Küsschen, links ein Küsschen. Irgendetwas stimmt hier nicht.

»Ich habe ein paar alte Freunde eingeladen«, flüstert mir die Schwedin ins Ohr, »allesamt Top-Musiker. Es wird dir hier gefallen, bestimmt.«

»Was sind das für Leute?«, frage ich.

»Im Grunde meine alte Band«, sagt die Schwedin und führt mich nach oben in den ersten Stock, um mir mein Zimmer zu zeigen.

»Stell' dir vor, alle hatten Zeit, keiner hat abgesagt! Ist das nicht fantastisch. Ich bin so aufgeregt! Meine Jungs werden dir gefallen. Die sind gut drauf. Sagt man doch, nicht wahr? Gut drauf.«

»Ja, ja, aber ich bin nicht gut drauf! Verstehst du? Ich bin nicht gut drauf, weil so war das nicht abgesprochen!«

Sie öffnet die Tür zu meinem Zimmer und macht Licht.

»Das Balkonzimmer habe ich extra für dich freigehalten. Nur mit einem Bergsee kann ich nicht dienen.«

Sie lacht und versucht, mich erneut auf die Wange zu

küssen.

»Was ist denn los?«

»Nichts, gar nichts ist los. Aber ich habe gedacht, wir würden erst einmal allein das ganze Programm durchgehen.«

»Es sind Freunde, ganz liebe Freunde, die lieben mich, verstehst du? Ich brauche sie, ihren Rat, einfach alles. Bobo, der Keyboarder, hat sich deine Songs schon angehört. Du wirst staunen, was er daraus gemacht hat. Das Ganze hat jetzt Power! Das geht ab! Du, ich bin so glücklich.«

Ich versuche die Arme, die sie um meinen Hals geschlungen hat, zu lösen.

»Komm mit nach unten«, sagt die Schwedin, »ich stell dich der Band vor.«

Gemeinsam betreten wir das im Parterre gelegene Tonstudio.

»Tatatata, darf ich vorstellen, mein Komponist!«

Ein *Hallo* macht die Runde.

»Da hinten, der am Computer, das ist Bobo, einer der besten Keyboarder und Produzenten!«

Der Ende-Vierziger mit Halbglatze steht auf und verbeugt sich tief.

»An der Gitarre, das ist Zorro, unser ewig Junggeblibener!«

Der Mitte-Fünfziger mit dem Rattenschwanz lässt sein Gerät aufheulen.

Die Schwedin stellt mir die ganze Band vor.

Neben Bobo und Zorro gibt es noch einen Zulo, einem Rambo und einen Toto.

Toto ist in der Küche und bereitet das Abendessen vor.

»Er ist ein Meister der vegetarischen Küche«, sagt die Schwedin.

»Könnte ich vielleicht ein Bier haben?«

Ich suche in meinen Taschen nach Zigaretten.

»Alkohol haben wir nicht im Haus, aber gutes belgisches stilles Wasser«, sagt die Schwedin.

»Das Wasser reinigt den Körper und die Seele«, fügt Bobo hinzu.

In dem Moment, als ich endlich die Zigaretten gefunden habe und mir eine anstecken will, meldet Rambo sich zu Wort und zeigt auf ein großes geklautes No-Smoking-Schild an der Wand.

»Wo ist eigentlich dein Gepäck?«, fragt die Schwedin.

»Ich habe keines. Vielleicht war es ja Vorahnung.«

»Bleib doch bitte! Jetzt siehst du aus wie ein kleiner Hund, dem man einen viel zu großen Knochen vorgesetzt hat, den er nicht beißen kann. Bleib da, wenigstens für diese Nacht. Wenn du mir versprichst, mich nicht zu verraten. Ich habe Wodka auf meinem Zimmer.«

»Ich weiß nicht.«

Die Schwedin liegt auf dem Bett. Sie trägt ihr Blumenkleid. Während sie telefoniert, lacht sie in kurzen Abständen und spielt mit einer Hand an ihren Trägern. Das Bett ist nicht gerade groß, aber sie liegt so, dass für mich auch noch Platz ist.

Schnell sind die Träger abgestreift. Eine Brust liegt frei, breitet sich aus nach allen Seiten. Die Härte ihrer Brustwarze irritiert mich. Fremdartige Brustwarze, unförmig, ein kleiner Bogen, den man nicht sieht, den die Zunge aber spürt.

Ein Heben und Senken. Ab und zu ein Seufzen.

Dazwischen das Lachen für den Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung.

»Ja, ja«, haucht sie ins Telefon, während ich langsam ihr Kleid hochziehe, Zentimeter um Zentimeter. Direkt hinter dem Saum richtet sich ihr dunkler Flaum auf. Alles gerät in Bewegung.

Die Zunge gibt sich mit der Brust nicht mehr zufrieden. Schnell bekommt die Haut ihren schleimigen Film.

Die skandinavische Stimme versucht, sich unter Kontrolle zu bekommen. Nur noch leise *Ja*s werden in den Hörer geflüstert.

Ungeschickte Hände versuchen, ein Blumenkleid auszu-

ziehen. Eine erfahrene Frauenhand kommt zur Hilfe und beseitigt das Problem.

Die Zunge gleitet ungehindert dahin, fährt Achten, Kreise, malt Bilder auf bebender Haut, durchkämmt haarige Leberflecke, dampfende Haut auf dampfende Haut, Regenwald.

Die Stimme aus dem herunterhängenden hin und her pendelnden Telefonhörer bringt nur noch ein verzweifelteres *Hallo, Hallo* heraus.

Beiläufig werde ich aufgenommen.

Ich bin jetzt der verlängerte Teil ihres Körpers.

Spinnenartig werden Beine und Arme um mich geschlungen.

Schwingungen, ein Beben wird angekündigt. Zwischen den Schiffen plätschert das Wasser, schmatzend, unermüdlich, bis nur noch Weißes in den Augen zu sehen ist.

Ich, jetzt ein Teil ihres Körpers, lege den Hörer auf.

DU HAST RECHT GEHABT, FAHRE!

Der in Druckbuchstaben geschriebene Zettel ist das einzige, was ich am Morgen im Bett vorfinde.

Aufgewacht mit dem Gedanken zu bleiben, der sich nach der ersten Zigarette zur Absicht entwickelt, finde ich diese Nachricht.

Ohne zu duschen, ziehe ich mich an. Wenigstens etwas will ich mitnehmen.

In Parterre treffe ich nur auf Bobo, Zorro, Zulo, Rambo und Toto, die mir auf die Frage, wo die Schwedin abgeblieben sei, gleichzeitig mit einem Achselzucken antworten.

Irgendein Hotel in irgendeiner Stadt.

Ich habe die Schecks eingelöst und vertreibe mir die Zeit mit Geld zählen. Alle zehn Minuten wähle ich dieselbe Nummer und erhalte entweder von Bobo, Zorro, Zulo, Rambo oder Toto immer dieselbe Antwort.

»Sie ist nicht da, tut mir leid!«

Ich nehme die Geldscheinbündel und schmeiße sie in die Luft. In irgendeinem Hotel in irgendeiner Stadt, rut-

sche ich nachts über Kunstteppich und sammle Geld auf, lege es aufs Bett, zähle es erneut und schmeiße die Geldscheinbündel in die Luft.

Alle zehn Minuten dieselbe Nummer. Längst kann ich die Stimmen Bobos, Zorros, Zulos, Rambos und Totos voneinander unterscheiden.

»Sie ist nicht da, tut mir leid!«

Nach einer Woche in irgendeinem Hotel in irgendeiner Stadt, schreibe ich an die Schwedin einen Brief und übergebe mich gleich zweimal an der hoteleigenen Bar.

Dem Barkeeper reiche ich Geldscheine zum Aufwischen über den Tresen.

In irgendeinem Hotel in irgendeiner Stadt, ist das Einschlafen eine Tortur. Da ist immer das Gefühl des Fallens.

Ich betrete den Aufzug eines zwanzigstöckigen Hochhauses.

Ein kalter Luftzug weht mir entgegen.

Ich wundere mich, denke noch, wie kann es sein, dass mit einem Mal die Klimaanlage funktioniert. Im selben Moment schaue ich in ein tiefes Loch, falle und falle, so schnell, dass ich mir selbst beim Fallen zusehen kann.

Ich darf nicht einschlafen. Auf keinen Fall darf ich einschlafen. Ich will mir nicht beim Fallen zusehen.

Der Luftzug in meinem Bett ist unerträglich.

Manchmal schwebe ich bis zur Decke, sehe mich da unten liegen mit offenen Augen, regungslos.

»Ich will nicht«, brülle ich mich von oben an.

»Ich will nicht!«

Ich falle zurück in mein nasses Bett und liege für den Rest der Nacht wach.

Erst in den frühen Morgenstunden, wenn die Vögel versuchen, das elektronische Piepen der Telefone nachzuahmen, schlafe ich ein.

Am Tag stirbt man nicht, beruhige ich mich.

Zwei Wochen lang hat der Andere seine Wohnung nicht

verlassen. Die Jalousien hält er geschlossen. Denn offiziell ist er in Urlaub gefahren.

Ohne den Brief der Schwester wäre er nie auf die Idee gekommen, um diese Jahreszeit seinen Urlaub zu nehmen.

Die Schwester hat in ihrem Schreiben die Absicht bekundet, die einzelnen Mietparteien in Eigentumswohnungen umzuwandeln. Natürlich werde sie ihm für seine Wohnung das Vorverkaufsrecht einräumen. Auch über den Garten könne man reden. Dreihunderttausend Mark beträgt das schwesterliche Angebot.

Wie um alles in der Welt, soll ich dreihunderttausend Mark aufbringen?

Diese hinterlistige, feige Muttermörderin hat ja noch nicht einmal den Mut, mir das ins Gesicht zu sagen, denkt der Andere und lauscht auf der Toilette den Geräuschen seiner Mitbewohner.

Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen! Aber nicht mit mir. Einen Denkkzettel werde ich meiner lieben Schwester verpassen, dass ihr Hören und Sehen vergeht.

Eine Woche hat der Andere gebraucht, um im Haus alle Badezimmer zu verkabeln. Durch den Schacht der Kölner Lüftung hat er die Stromkabel gelegt, am anderen Ende des Kabels Stecker angebracht, die er auf einem Schaltpult mit den für jede Wohnung gekennzeichneten Steckdosen verbunden hat. Das obere Ende des Kabels ist blank und gut getarnt von ihm in den Badezimmern installiert worden. Von seinem Schaltpult aus kann der Mann wählen, welche Nasszelle er unter Strom setzen will.

Am frühen Nachmittag hat er die Anlage zum ersten Mal ausprobiert. Einen lauten Knall hat es gegeben. Ein Gegenstand fällt zu Boden. Eine Minute später knallt ein menschlicher Körper auf die Fliesen.

Für einen Moment überkommt den Anderen ein vollkommenes Glücksgefühl. Seine Anlage hat wirklich funktioniert. Als er aber dann ein Stöhnen und Keuchen über die Kölner Lüftung vernimmt, ist die Enttäuschung

groß. Gut, er hat den Boden noch präpariert und die Eisenstifte aus der Türklinge entfernt. Eine Weile noch presst er seinen Kopf an das Gitter der Kölner Lüftung und hört ein Schaben, ein dumpfes Geräusch und einen lauten Aufschrei, der dann in ein Wimmern übergeht.

Im Prinzip hat meine Anlage ja funktioniert. Nur der gewünschte Erfolg bleibt aus, denkt er. Alle meine Pläne sind bisher durchdacht gewesen und können als genial bezeichnet werden. Aber in letzter Konsequenz funktionieren sie nicht.

Sicher, dass alle seine Pläne Lücken aufweisen, aber das ist von vornherein so gedacht gewesen.

Jeder, ja jeder, solle eine Chance bekommen. Wenn das Leben schon keine Chance mehr bietet, wahrscheinlich sogar nie wirklich welche geboten hat, so will er wenigstens jedem im Haus eine Chance bieten.

Diese humane Gefühlsduselei muss ein Ende haben, denkt der Andere. Moral und Ethik, was sind das für Begriffe?

Wer in dieser verdammten Welt hält sich denn noch daran?

Politiker etwa, die Statements abgeben, für den Weltfrieden appellieren und hinterrücks Waffen in die Krisengebiete verkaufen. Der zigtausendste Drogentote wird beklagt, Programme, Gesetze, die eine Bekämpfung erleichtern sollen, werden verabschiedet, verschwiegen wird aber, dass die chemische Industrie Millionengewinne dadurch einstreicht, in dem sie die Zusatzstoffe, die zur Herstellung der Drogen nötig sind, an die jeweiligen Kartelle liefert.

Ich weiß doch Bescheid, da wäscht eine Hand die andere. Einen ganzen Aktenkoffer voller unveröffentlichter Leserbriefe habe ich im Schrank.

Kein einziger Brief ist je beantwortet, geschweige denn von einer Zeitung veröffentlicht worden.

Die abscheulichsten Gräueltaten passieren täglich, werden in Zeitung und Fernsehen veröffentlicht, aber nie-

mand scheint es kümmern.

Ich bin informiert. Ich bin belesen, denkt der Andere. Ethik und Moral, dass ich nicht lache. So lange Totenscheine blind ausgestellt werden, hat der Muttermörder leichtes Spiel. Wenn er jetzt zur Polizei gehen und die Schwester anzeigen würde, kein Wort wird man ihm glauben. Ein Verrückter, ein Wichtigtuer, nur zum Schein würde die Polizei ein Protokoll aufnehmen, ihn hinhalten und hinterrücks die Nummer der Landesklinik wählen.

Im Nu ständen zwei weiß bekittelte Herren hinter ihm und hielten eine nach hinten zu knöpfende Jacke auf.

Nein, nein, denkt der Andere, kein Mensch wird mir glauben. Kommissare, die die Exhumierungen beim zuständigen Staatsanwalt durchbringen können, die gibt es nur im Fernsehen.

Vier Menschen sind in kurzen Abständen gestorben, aber kein Mensch, keine zuständige Behörde ist auf die Idee gekommen, hat zumindest die Möglichkeit in Betracht gezogen, hier einen Zusammenhang zu sehen.

Kein Harry, kein Stefan, kein Horst und kein Köster haben bei ihm geläutet und unangenehme Fragen gestellt.

Wo sind Sie zur Tatzeit gewesen?

In welcher Beziehung haben sie zu den Opfern gestanden?

Nein, ganz normale Beamte sind das gewesen, die über ihm das Badezimmer abgesperrt und die Wohnung versiegelt haben. Genauso gut hätten sie auch beim Tiefbauamt der Stadt arbeiten können.

Nein, nein, die Polizei kann mit Fantasie nichts anfangen, denkt der Andere. Lieber füllen die Beamten eine Fahrraddiebstahlanzeige aus, als meinen Hinweisen nachzugehen. Seit zwei Wochen halte ich nun die Jalousien geschlossen, gehe nur auf Strümpfen durch die Wohnung, drücke nur dann die Klospülung, lasse Wasser laufen, wenn ein Mitbewohner im Haus das auch tut. Ich werde nicht vermisst. Ich könnte tot in der Wohnung liegen, niemand würde es auffallen. Im Grunde gibt es mich gar

nicht mehr für die Außenwelt. Nur die Daueraufträge bei einer Bank machen ein Leben nach dem Tod möglich. Oft genug hat es ja schon in der Zeitung gestanden.

Rentnerin lag ein halbes Jahr tot in ihrer Wohnung. Drei Jahre tot in der Wohnung, und die Schwester denkt, ihr Bruder sei verreist.

Jemand im Haus drückt die Wasserspülung. Endlich kann auch er abziehen.

Der Andere wäscht sich simultan mit einem seiner Nachbarn die Hände und betrachtet sich lange im Toilettenspiegel.

Alt geworden bin ich, denkt er, einen weißen Stoppelbart habe ich bekommen. Mein Haar hat längst den Nacken bedeckt.

Alle guten Menschen haben lange weiße Haare und einen langen weißen Bart: der Nikolaus, der liebe Gott.

Was für ein Trugschluss, denkt der Andere und klappt die Flügel seines Toilettenspiegels auf.

Mehrfach kann er sich jetzt sehen wie auf einem Fahndungsfoto bei XY-Ungelöst.

Irgendetwas wird ihm schon einfallen, um der Schwester einen Denkart zu verpassen, den sie nicht so leicht vergessen würde.

Er öffnet eine Dose brauner Bohnen. Aus Angst, Kochgerüche könnten aus der Wohnung dringen, isst er die Bohnen kalt.

»Ich mag dich«, flüstert der Aschenbecher, »besonders, wenn du melancholisch bist. Das hat was, wie du sinnlich deine Zigarette in meiner Öffnung hin und her drehst, bis die Asche hineinfällt.«

Unbewusst habe ich meinen Panamahut aufgesetzt und mir eine neue Zigarette angezündet, was zur Folge hat, dass der Aschenbecher und der Zuckerstreuer einen Disput beginnen.

»Du bist ja auch jeden Tag hier«, raunst der Aschenbecher.

»Ja«, erwidert der Zuckerstreuer forsch, »aber ich habe wenigstens eine sinnvolle Aufgabe.«

»Dass ich nicht lache! Was bist du denn mehr, als ein kleines Glasgebilde mit Metallverschluss und Metallnase. Jeder Millimeter an dir ist ausgemessen, berechnet. Nichts ist dem Zufall überlassen worden. Alles an dir entspricht der DIN-Norm. Du bist einer unter vielen, austauschbar.«

»Nun, das ist die Voraussetzung. Wenn man in der Gesellschaft, und wenn es nur hier im Cafe ist, eine Aufgabe erfüllt, also eine Funktion hat, so kann dies nur unter der Voraussetzung beziehungsweise im Wechselspiel von Normen und ...«

»Ist ja schon gut«, unterbreche ich den Zuckerstreuer, »und was ist nun deine Funktion?«

»Das liegt doch klar auf der Hand.«

Der Aschenbecher kichert.

»Mein Klientel sieht mich auf dem Tisch stehen, und weiß, ohne in die Karte zu schauen, hier gibt es Kaffee, Kakao, Tee und so weiter, und so weiter. Der Aschenbecher zum Beispiel wird bei einem Nichtraucher sofort vom Tisch entfernt.«

»Blödmann«, raunst der Aschenbecher. Zärtlich streiche ich meine Asche an ihm ab.

»Hör nicht auf den Schwätzer«, sagt der Aschenbecher, »jeden Tag steht er auf einem anderen Tisch, hört sich das Geschwätz anderer Leute an und lernt es dann auch noch auswendig. Er weiß doch gar nicht, was er da sagt.«

Zwei Frauen an einem Tisch unterhalten sich über den gestrigen Ballettabend. Schnell schweift das Gespräch ab. Mit einem Mal geht es um ein neues Fitnessprogramm, um die Eröffnung einer Boutique und irgendwann um nichts mehr.

Belangloses wechselt den Besitzer.

Ein Jüngling kommt von der Toilette, entdeckt die bei den jungen Frauen.

Man begrüßt sich. Floskeln werden ausgetauscht. Auf Eitelkeiten wird Wert gelegt. Man kramt im Schatzkäst-

chen der Wörter, versucht mit jeder neuen Floskel, sich Respekt zu verschaffen.

Als die Ebene erreicht ist, die nicht mehr zu unterbieten ist, verabschiedet sich der Jüngling und geht zurück zu seinem Tisch.

»Siehst du«, sagt der Aschenbecher, »das meine ich.«

»So geht das nicht«, ruft mir die Sekretärin nach.

Ohne anzuklopfen, habe ich das Büro des Ungarn betreten, in dem es von dunkelhäutigen Umzugspackern nur so wimmelt. Akten werden in Schöner gepackt, die dann in großen Kartons verschwinden.

Der Ungar steht neben seinem Schreibtisch und vernichtet stoßweise Unterlagen im Reißwolf.

»Du hast mir gerade noch gefehlt«, begrüßt er mich mürrisch.

»Wohin geht's denn?« frage ich ihn selbstsicher.

Wenn er jetzt sagt, dass ich besoffen bin, verlasse ich sofort das Büro, und er sieht mich nie wieder.

In den Händen halte ich noch immer das Wochenmagazin für den anspruchsvollen Zeitgeist.

»Ach das ist es«, lächelnd zeigt der Ungar mir seine Goldzähne. Einer scheint hinzugekommen zu sein.

»Den Umzug hier meine ich nicht!«

Ich schmeiße ihm das Hochglanzmagazin vor die Füße. Das Schwarz-Weiß-Foto, das ihn und die Schwedin zeigt, bleibt obenauf liegen.

»Immer noch verliebt, was? Na, da kann ich dir auch nicht helfen!«

»Was hast du mit der Schwedin zu schaffen?«

»Traudel«, ruft der Ungar, »mach' doch unserem jungen Freund und mir einen doppelten Whisky! Vergiss es Traudel, bring' gleich die ganze Flasche! Und ihr, meine marokkanischen Mokkaschnitten, verschwindet mal für einen Augenblick!«

Er wirft ein paar Geldscheine in die Luft, auf die sich sofort die farbigen Packer stürzen und nach einem kurzen Handgemenge das Büro verlassen.

Traudel, die gute Seele des Büros, bringt die Flasche Whisky und stellt sie auf den Schreibtisch.

»Was ist los?«, schreit mit einem Mal der Ungar.

Ich mache keine Anstalten, mich von dem Umzugs-

karton zu erheben, obwohl meine Stellung äußerst unbequem ist, da ich im Grunde nicht richtig sitze, aus Angst davor, in dem Umzugskarton zu versinken.

»Willst du mir etwa Vorhaltungen machen?«

Der Ungar öffnet seinen Schreibtisch und zaubert einen Brief heraus.

»Was hier drin steht, brauche ich dir ja wohl nicht zu sagen. Traudel, ich möchte für die nächste Zeit nicht gestört werden!«

Die Sekretärin schließt hinter sich die Tür.

»Nun, soll ich ihn dir noch einmal vorlesen?«

Meine Knie zittern, lange kann ich diese Stellung nicht mehr halten.

»Wie kann man nur so schwachsinnig sein, die ganzen Rechte einer Produktion zu verschenken. Du hast zwölf Titel verschenkt! Ist dir das überhaupt klar? Dankbar musst du mir sein, dass ich mich überhaupt eingemischt habe. Zu deinen Gunsten habe ich das Bestmögliche herausgeholt!«

Sicher, es kann sein, dass ich im besoffenen Kopf und in einem Anfall von Melancholie und einer Prise Depression der Schwedin einen Brief geschrieben habe. Kann schon sein, dass ich auch meine Lieder erwähnt habe. In so einer Stimmung bin ich großzügig. Warum also soll ich die zwölf Lieder nicht verschenkt haben?

Der Deckel des Umzugskartons reißt ein, und ich rolle zur Seite auf den Boden.

»Hier nimm und dann verschwinde aus meinen Augen!«
Ein Barscheck flattert zu Boden.

Der Ungar drückt einen Knopf und Traudel erscheint.

»Kommen Sie, kommen Sie, Sie sehen doch, es ist jetzt der falsche Moment«, sagt fürsorglich die Sekretärin.

Ich raffe mich auf, greife noch nach dem Barscheck und verlasse, ohne mich umzudrehen, sein Büro.

»Wollen Sie vielleicht einen Kaffee?«, fragt die Sekretärin und bietet mir im Vorzimmer einen Platz an.

»Er meint es ja nicht so«, fährt Traudel fort, »der ganze

Umzug ist einfach zu viel für ihn.«

»Wohin geht denn die Reise, wenn ich fragen darf? Ich gehöre wohl nicht mehr zur Firma?«

»Aber was reden Sie denn da? Er geht zurück in seine Heimat. Das ganze Büro geht nach Ungarn, wussten Sie das nicht? Er wird es vergessen haben, wie auch diese dumme Geschichte mit den Finanzbehörden. Er hat noch Großes mit Ihnen vor, glauben Sie mir!«

Traudel stellt mir eine dampfende Tasse Kaffee hin.

»So, das wird Ihnen gut tun. Die ungarische Regierung hat uns ein wunderschönes Haus zur Verfügung gestellt, was sage ich, kein Haus, ein Palast ist das. Die ungarische Regierung hat ihm angeboten, im Bereich des Außenhandels als Berater zu fungieren. Man wird ihn zum Konsul ernennen. Geweint hat er, als ich ihm das Fax von seinem Bruder vorgelesen habe. Er ist halt durch und durch ein Patriot! Ach, bevor ich es vergesse, Sie müssen da noch ein paar Mal unterschreiben.«

Sie reicht mir einige Schriftstücke, die ich mit meinen glasigen Augen überfliege und dann brav unterschreibe.

»Für Sie ändert sich ja nichts«, sagt Traudel, »für Sie bleibt ja alles beim Alten, bis auf die Scheckkarten, die hätte ich beinahe vergessen.«

Also doch, denke ich. Alles ist aus und vorbei! Ich fische aus meinen Taschen die unterschiedlichsten Plastik-kärtchen und reiche sie ihr herüber.

Man hat Oberst Redl nicht viel Zeit gegeben. Das Hotel ist vom österreichischen Militärgeheimdienst umstellt.

»Sie bekommen ein Begräbnis mit allen militärischen Ehren«, hat der Chef des Geheimdienstes gesagt und dem Oberst die Waffe gereicht.

B., der den Oberst Redl spielt, schaut ein letztes Mal in den großen Spiegel und sieht nur eine angstvolle Fratze.

Unruhig läuft er im Zimmer hin und her.

Draußen auf dem Gang schauen die K. & K.-Offiziere des militärischen Geheimdienstes auf ihre Uhren.

Dann endlich fällt der Schuss.

Während ich in Gedanken aufmerksam den Nachspann betrachte, macht sich Traudel Notizen und schneidet dann mit einer großen Schere die Plastikkarten durch.

»Hier, das soll ich Ihnen geben!«

Drei Seiten Anordnungen auf gelbem Papier hat der Ungar verfasst. Dazwischen liegen nagelneue goldene Kreditkarten.

»Danke«, sage ich mechanisch.

Pretty Woman betritt im Fahrwasser des Multimillionärs das Nobelhotel am Hollywood Boulevard.

Man wird mich für eine Nutte halten, denkt sie, was ja auch stimmt, und beißt nervös auf ihrem Kaugummi.

Mit tänzelndem Schritt, wie es nur einem internationalen Filmschauspieler gelingt, der einen Multimillionär spielt, hat Richard G. den Empfang erreicht und lässt sich mit einer Leichtigkeit die Schlüssel geben, dass es geradezu oskarverdächtig erscheint.

Die Story an sich ist harmlos und so alt, wie sich Menschen halt gegenseitig Geschichten erzählen. Wer Geld hat, bestimmt von Anfang an, wo es lang geht.

Warum sollte ein Aschenputtel unter Millionen nicht auch einmal Glück haben?

Blöd nur, dass sich Aschenputtel ihren Prinz nicht aussuchen kann.

Aus der Gegensprechanlage ertönt verzerrt die laute Stimme des Ungarn:

»Traudel, wo sind meine marokkanischen Mokkaschnitten, die Uhr rennt!«

»Die Uhr läuft«, murmele ich vor mich hin, grüße militärisch und mache mich schwankend auf, das Büro zu verlassen.

»Passen Sie auf sich auf, achten Sie auf ihre Gesundheit«, ruft mir Traudel, die treue Seele des Ungarn noch nach.

Nachdem ich nun eine Anzahl goldener Kreditkarten in meiner Brieftasche habe und mich das Gefühl unverwundbar zu sein, besticht, beginnt die hohe Zeit der Arbeit und

der Kreativität.

Oft verlasse ich wochenlang das Studio nicht, das der Ungar mir eingerichtet hat. Stangenweise Zigaretten und unendlich viele Kannen Kaffee bilden meine Hauptnahrung.

Mit einem Mal scheint alles möglich. Es gibt keine Müdigkeit, keine Zweifel, nicht einmal mehr ein Anfall von Melancholie und einer Prise Depression.

Ich bin allein mit meinen unzähligen elektronischen Geräten. Bunte Kontrolllampen und Anzeigetafeln leuchten. Computermonitore tauchen alles in ein blaues Licht.

Nur mein altes Fender Road schaut etwas traurig. Aber ich bin glücklich.

Alle zwei Monate, so will es der Ungar, muss ich das Studio verlassen. Ich verkrieche mich in meiner Wohnung.

Um die Leere zu überwinden, trinke ich bis zum Erbrechen, wähle alte Telefonnummern, lege den Hörer auf, wenn sich eine verschlafene bekannte Stimme am anderen Ende der Leitung meldet.

Um nicht allein trinken zu müssen, schalte ich den Fernseher ein, spiele so lange mit der Fernbedienung, bis die Batterien leer sind. Fernsehen ist eben nicht Kino.

Nächtliches Kriegstreiben: braun gebrannte Reporter in Khakiwesten postieren vor großen Satellitenschüsseln. Ich bin live dabei, wenn es losgeht. Ich sehe das Fadenkreuz des Bombers. Er hat sein Ziel erreicht. Die Bombe wird ausgeklinkt. Im Fadenkreuz, ein bedrohlicher dunkler Punkt, der immer kleiner wird. Ein kurzes Aufblitzen, dann ein heller Fleck, der immer größer wird.

Um die Dramaturgie aufrechtzuerhalten, werden jubelnde Menschen mit Basketballmützen und Cola-Dosen in der Hand live dazu geschaltet.

Auf einem anderen Kanal spielt ein ehemaliger Fremdenlegionär jetzt die Rolle des allwissenden Reporters.

Woanders wird ein Tennisspiel wiederholt. Wenn ich will, kann ich durch eine kurze Fingerbewegung auch live bei den Meisterschaften in Bowling und Dart dabei sein.

Little Joe und Hoss reiten im Studio um die Ecke, ohne einen der Plastikfelsen zu berühren. Im Halbdunkel steht die Ponterosa. Es soll Nacht sein. Dafür ist es in Florida schönster Tag, und Flipper begrüßt mich aufrecht im Wasser. Er will mir etwas zeigen, aber ich proste ihm nur zu.

Heinz Drache und Blacky Fuchsberger lösen zum wiederholten Male einen Edgar-Wallace-Fall, bevor Hans Moser endlich seinen Gugelhupf anschneiden darf, in dem sich nur in dem Stück seines jüngsten Sohnes Rosinen befinden. Der Kongress tanzt und Lilian Harvey singt, *das gibt's nur einmal, das kommt nicht wieder*.

Was für eine leere Versprechung!

Immer wieder haste ich der Werbung hinterher.

Der Schokoladenriegel, die Damenbinde, die Tierversicherung, das Deo, das nie versagt, alles untermalt mit meiner Musik.

Was hat der Ungar noch gesagt?

Werbemusik wird so wichtig, dass sie zum eigentlichen Inhalt des Spots wird!

Der Inhalt bin ich. Ich proste mir zu und suche auf meiner Fernbedienung nach Sendern, die meine Musik spielen.

»Noch zwei, drei Jahre, und du bist der Hitparadenkönig der Werbung. Spätestens dann spielt jeder Radio-, jeder Fernsehsender deine Kompositionen, und zwar in den normalen Charts«, sagt der Ungar.

Blöd nur, dass zwischen den perfekten Werbespots mit meiner Musik nur Scheiße kommt.

Probleme werden geschaffen, wo gar keine sind.

Der Sohn ist schwul. Die Tochter nimmt Drogen, der Vater geht fremd und die Mutter hat Brustkrebs. Das reicht mindestens für zweihundert Folgen.

Weil, in der Firma läuft es auch nicht so gut, und der Sohn will partout nicht Arzt werden. Eigentlich ist die Tochter musikalisch hochbegabt, dafür greift die Mutter in ihrer Verzweiflung zur Flasche.

Regelmäßig entnehme ich aus einem Schließfach im Hauptbahnhof dicke Pilotenkoffer, in denen sich das Material, die Unterlagen befinden, nach der ich meine Musik auszurichten habe.

Nach getaner Arbeit stecke ich alles wieder in den Koffer, zuzüglich meiner Kompositionen und stelle alles zurück in das Schließfach.

Du bist ein Genie, steht auf dem Telegramm ohne Absender aus Ungarn. Dann weiß ich, eine neue Aufgabe wartet auf mich im Schließfach.

Monatelang geht das jetzt schon so.

Mit dem sechsten Koffer beginnen die Schwierigkeiten. Für einen Süßwarenkonzern soll ich für verschiedene Spots einen Song entwickeln, der für sich allein stehen kann.

Dreimal schon habe ich denselben Pilotenkoffer aus dem Schließfach gezogen, nachdem in den letzten Telegrammen ohne Absender immer nur so nicht gestanden ist.

»Mist, gottverdammter Mist«, flucht eine junge Frau und schlägt auf einen Geldautomaten ein, »das darf doch nicht wahr sein!«

Als sie sich umdreht, prallen wir beide frontal aufeinander.

»Sie Idiot, können Sie denn nicht aufpassen«, faucht sie mich an und bricht im selben Moment in Tränen aus.

»Habe ich Ihnen wehgetan?«

»Sind Sie Pilot?«, fragt sie mich und deutet auf den Koffer.

»Nein, nein«, sage ich und überrede sie auf einen Kaffee im Bahnhofsrestaurant.

»Wissen Sie«, sagt die junge Frau, »der blöde Automat hat einfach meine Karte einbehalten. Was soll ich jetzt bloß machen? Es ist doch Wochenende.«

»Ich könnte Ihnen vielleicht aushelfen!«

»Ach, so soll das hier laufen! Nee, nee, das vielleicht kenne ich, darauf kann ich verzichten. Verdammt, warum

treffe ich immer nur auf Scheißkerle!»

Nach einem längeren lautstarken Disput darf ich ihr, ohne dass sie es missverstehen möchte, etwas zu essen bestellen.

Das Essen gibt mir endlich die Möglichkeit, sie länger ungestört zu beobachten. Auf den ersten Blick könnte man sie gerade für achtzehn Jahre alt halten.

Wahrscheinlich aber ist sie schon Ende zwanzig.

Meine Hände zittern und schwitzen. Das Feuerzeug flutscht wie ein Stück Seife aus meiner Hand.

»Machen Sie hier jetzt nicht den Clown, darauf fahre ich überhaupt nicht ab!«

Sie trägt einen alten, schwarzen Damenhut aus den dreißiger Jahren. Ungeschickt isst sie nur mit einer Hand. Mit der anderen kratzt sie sich am nackten Unterschenkel. Ihre Schuhe hat sie einfach ausgezogen.

Mit jedem Bissen glaube ich zu registrieren, dass ihr Blick freundlicher wird. Große grüne Augen schauen mich an. Meine Gesichtshaut spannt sich.

Durchbrennen müsste man mit ihr, alles hinter sich lassen, neu anfangen, vielleicht eine Tankstelle eröffnen, an einem abgelegenen Bergsee Boote vermieten, nein, kein Bergsee, mit ihr müsste man ans Meer, malen müsste man können, denke ich und versuche ihrem Blick standzuhalten.

Ob diese grünen Augen auch im Dunkeln leuchten?

Kitsch, denke ich, vollkommener Kitsch. Ein Mädchen rempelt dich auf dem Bahnhof an. Sie ist hilflos, völlig abgebrannt, weil man ihre Kreditkarte einbehalten hat. Du lädst sie zum Essen ein. Sie nimmt an. Nein, nein, so beginnen nur kitschige amerikanische Spielfilme. Meine Lieblingsterzen fallen mir ein.

Neben mir im Koffer wartet eine Aufgabe auf mich.

Ich werde ihr noch einen Nachtschisch und mir einen Kaffee bestellen, dann zahlen und mich höflich von ihr verabschieden.

Ich winke den Kellner an unseren Tisch und bezahle die

Rechnung.

Und dann kommt alles ganz anders.

»Du hast ein Kindergesicht«, flüstert Constanze, das Bahnhofsmädchen, »auf ein Kindergesicht bin ich hereingefallen. Von Anfang an habe ich gewusst, dass mit dem Gesicht irgendetwas nicht stimmt. Schlafen habe ich mit dir müssen, um dahinter zu kommen. Kinderhände, Kinderfüße, Kinderpopo und ein Kindergesicht, aber Augen so kalt wie Flussteine. Wenn ich nur wüsste, wem diese Augen gehören? Sie sind eine Leihgabe, stimmt's? Oder eine Hypothek vielleicht? Nein, nein, die böse Fee hat einen Bann über dich gelegt! Bei den Männern, die ich vor dir hatte, war es genau umgekehrt. Die Gesichtshaut wie eine Lederjacke zweiter Wahl, der Rest wie eine schlecht aufgepumpte Luftmatratze, dafür aber die neugierigen Augen eines Kindes. Bei dir ist es so, als ob dein Körper die letzten Jahre nicht benutzt worden wäre. Ich schlafe mit einem einbalsamierten, wiederauferstandenen Jüngling und schaue in die Augen eines Toten. Ist das normal? Wenn du mir ein Kind machst, bringe ich dich um, oder ich treibe zuerst ab und bringe dich dann um! Ich habe schon einmal abgetrieben, war eine ganz schöne Scheiße. Ich weiß, man sieht es mir nicht an, man traut es mir nicht zu, ein Kind. Ich und schwanger, das kommt den Kerlen nicht in den Sinn. Sie entsorgen sich in mir, benutzen mich als ihre hormonelle Mülltonne. Ich habe ein viel zu kleines Becken, stimmt's? Mit dem Becken nimmt mich sowieso kein Mann ernst. Sie verlangen von einem sogar, dass ich mich rasiere, nur um ihre Illusion perfekt zu machen. Was kann ich dafür, dass mein Busen zu klein ist? Wenn du mir ein Kind machst, bringe ich dich um! Sag doch auch mal was! Warum redest du nicht mit mir? Warum muss ich mich immer bemühen? Ich schlafe mit einem Zombie, und mir gefällt das auch noch. Ich bin ja selbst schuld. Liebe, der Liebe wegen, ja, ja, das gefällt dir. Liebe als Selbstzweck. Nicht umsonst fährt deine Hand über meine Narben. Ja, das macht dir Spaß, deine zarten

Kinderhände an meinen Narben zu reiben, besonders die an den Handgelenken haben es dir angetan, stimmt's? Ich war fünfzehn, er siebenundzwanzig. Ein großes Kissen hat er mir untergelegt, mir Whisky und Tabletten gegeben, und etwas von *locker Mädchen, entspann dich* gefaselt. Du hättest sein Gesicht hinterher sehen sollen. Er war wirklich überzeugt, etwas Besonderes geleistet zu haben. Zwei Wochen später habe ich durch Zufall erfahren, dass er alles auf Video aufgenommen hatte. Sag mir, was soll ich glauben? Du weißt das alles schon längst, nicht wahr, Mister Superschlau? Du machst mich rasend. Warum lässt du niemanden zu? Was hast du bloß mit deinen Augen gemacht? Es ist dir alles egal, stimmt's? Du bist dir egal, ich bin dir egal, alles ist dir egal. Deine Augen haben wohl Angst vor dem Leben, wie? Weißt du, was ich machen werde, ja? Ich werde meinen Körper mit Zwiebeln einreiben. Ein Zwiebelbad werde ich nehmen. Ich will dich weinen sehen, hörst du. Ich will, das endlich was passiert mit diesen Augen. Nimm dir doch ein Beispiel an mir. Schau mir in die Augen. Sind das nicht Augen? Na, versprechen die nichts? Männer verlieren den Verstand, wenn sie in diese Augen schauen. Und du starrst an die Decke, rührst dich nicht vom Fleck. Ich bin nicht gut genug für dich, ist es das? Ich passe nicht in deinen Olymp oder in deine beschissene Vergangenheit. Ist es das, was dich so starr und leer macht? Ich bemühe doch, glaube mir, ich werde mich noch mehr anstrengen, Muskelkater werde ich bekommen. Sag doch was, warum redest du nicht mit mir?»

Unaufhörlich redet Constanze auf mich ein. Während ich eine Zigarette rauche und meine Gedanken schweifen lasse, redet sie wie ein Wasserfall.

Irgendetwas will sie mir wichtiges sagen, aber ich komme nicht dahinter, was es sein soll.

Wie die Regierungserklärung eines Politikers spult sie ihr Programm herunter. Diese Art von Erklärung hat sie bestimmt schon oft abgeben. Die Sätze wiederholen sich, setzen sich fest wie Bratenfett unter den Böden der

Hängeschränke einer Einbauküche.

Jetzt am späten Nachmittag wird Heini aufstehen, zu allererst den Power-Knopf seiner Anlage drücken und den Lautstärkere gier bis zum Anschlag aufdrehen, dass die Spiegeleier in der Pfanne hüpfen.

Mit einer Knoblauchzehe im Mund geht es unter die Dusche. Zwei Knoblauchzehen auf die Eier, eine geschnittene Zwiebel vom Vortag hinzu und das Frühstück am Nachmittag ist fertig.

Während des Essens schlägt Heini unentwegt den Takt mit einer Hand auf seine dicken Oberschenkel, die von einer speckigen Jeans umhüllt sind. Dabei klingt jeder Oberschenkel anders.

Sein Bart tropft eine Mischung aus Duschgel, Kaffee und Eigelb.

Wie immer am späten Nachmittag leert sich das Café, das eigentlich ein Bistro ist, schlagartig.

Wo eben noch die unsinnigsten Sätze die Runde gemacht haben, herrscht mit einem Mal Stille.

Tische werden abgeräumt. Stühle an ihren Ursprungsort zurückgestellt.

Mit einem Schwamm, den die Bedienung immer wieder in eine trübe Flüssigkeit taucht, wird über die Tischplatte gefahren. Wie eine Schlittschuhläuferin gleitet die Bedienung von Tisch zu Tisch.

Zuckerstreuer werden am Büfett in Reih und Glied gestellt. Auch der meine ist eingezogen worden.

»Das hat er nun von seiner Geschwätzigkeit«, flüstert mir der Aschenbecher zu. Er hat wohl Angst, auch weggeschafft zu werden.

Mit einem Mal bin ich der einzige Gast im Café, das eigentlich ein Bistro ist.

Die elektronische Registrierkasse rattert unermüdlich und spuckt Bons aus. Hinter der Theke wird Geld gezählt.

»Noch einen Wein«, ruft jemand vom Büfett.

»Ja bitte und eine Schachtel Zigaretten!«

Meine Stimme klingt fremd und heiser.

»Rauch' nicht so viel«, flüstert der Aschenbecher.

Um ihn zu beruhigen, stecke ich die Zigarettenskippen in die leere Schachtel.

Ich glaube, der siebente Zuckerstreuer von links, ist der meine.

Die Bedienung deckt die Tische mit gestärkten weißen Tüchern ein. Verschiedene Weingläser und Bestecke werden in Position gebracht.

Ein Novum, eingedeckte Tische und frisch polierte Weingläser in diesem Café, das eigentlich ein Bistro ist.

Aber ich schenke dieser Tatsache wenig Bedeutung.

In ein paar Stunden wird die Abendbedienung wieder alles abräumen.

Der Koch hat sein Refugium durch die Schwingtür verlassen und lässt sich an der Theke ein Bier schmecken.

Draußen auf der Straße wird gerade ein Auto abgeschleppt.

Die Bedienung bringt mir den Wein und die Zigaretten.

»Bitte, Gittes!«

»Wer bitte?«

»Na Gittes! Vor ein paar Stunden wenigstens hießen Sie noch Gittes.«

Ich lege den Panamahut auf den Tisch und fahre mir durchs Haar.

»Ist alles in Ordnung? Soll ich Ihren Hut an die Garderobe hängen?«

»Wenn Sie mir versprechen, dass er auch wekommt!«

Achselzuckend kehrt die Bedienung mir den Rücken zu.

Der Koch zapft sich selber nach und zündet sich eine Zigarette an.

Auf der Straße herrscht hektische Betriebsamkeit.

Menschen laufen vorbei, vollbepackt mit Einkaufstüten, den Aktenkoffer unter den Arm geklemmt.

Es hat aufgehört, zu regnen. Alle haben es eilig, trocken nach Hause zu kommen.

Herren mit großen glänzenden Aktenkoffern betreten das Café, das eigentlich ein Bistro ist, und bestellen einen Espresso oder einen Aperitif.

Bevor sie ihre teuren Aktenkoffer auf den Boden stellen, fahren sie noch einmal zärtlich über das Zahlenschloss, der Schnappverschlüsse.

Noch stecken die bunten Krawatten in den Anzügen, ist der zweite Knopf von oben am Jackett geschlossen. Niemand vermisst seine edelsteinbesetzte Krawattennadel. Noch ist die Welt in Ordnung.

Vor dem Café hält ein Taxi, aus dem eine elegant gekleidete Frau aussteigt. Sie trägt ein zitronencreme-farbenes, hautenges Kostüm und dazu ein grünes Hütchen. In ihren Händen hält sie einen Koffer, der kleiner ist als die von den Herren am Büfett.

Zielstrebig betritt die Frau das Café.

Die Herren am Büfett folgen lüstern ihrem wiegenden Gang.

Zwei Tische von mir entfernt nimmt sie Platz.

Geschickt zieht sie die Nadel aus ihrem Haar und legt das grüne Hütchen vor sich auf den Tisch.

Jemand schlägt mit der Faust gegen die Fensterscheibe. Ich versuche mit meinen Blicken, Kontakt zu der Frau an dem Tisch aufzunehmen.

Das Klopfen an der Scheibe wird lauter.

Mit ihren langen, grün lackierten Fingernägeln hält die Frau die Hutnadel, die sie langsam wie bei einem Voodoo-Männchen in ihre abgelegte Kopfbedeckung einführt.

Ich ziehe kräftig an meiner Zigarette und lasse die Asche lässig auf meinen weißen Anzug fallen.

Die Herren am Büfett haben ihre Jacketts geöffnet und die Ärmel ein wenig hochgezogen, damit ihre teuren Uhren zu sehen sind. Die Hand mit dem Ehering verschwindet wie selbstverständlich in die Hosentasche.

In dem Moment, wo die ersten Herren ihre Handys und

Autoschlüssel hervorholen, und ich mir überlege, ob ich mich zu ihr setzen soll, werde ich von einer gewaltigen Knoblauchwolke eingehüllt.

Meine Augen tränen, Husten setzt ein.

»Lange nicht mehr gesehen«, sagt Heini und setzt sich.

Die Lady dort drüben habe ich eben gefahren!«

Die Frau im hautengen Kostüm lächelt und fächelt mit der Speisekarte.

»Ich habe mal versucht dich anzurufen, aber deine Nummer stimmt wohl nicht. Auch war ich mal mit dem Taxi in deiner Nähe, habe aber das Haus nicht gefunden. So sieht man sich also wieder. Ich sag's ja immer, diese Stadt ist ein Dorf!«

Mit einem kräftigen Schluck Weißwein versuche ich, meinen Brechreiz zu überwinden.

»Jeder kann sich ja mal irren«, fährt Heini fort, »war ja auch schon ganz schön spät damals. Ich dachte schon, du wärst nicht mehr in der Stadt. Charly hat irgendetwas von Auslandsgeschäften gefaselt. Er fragt oft nach dir. Charly hat sich sehr verändert. Was machst du am Wochenende?«

»Wieso?«

»Ich hätte da 'ne Überraschung für dich!«

»Ich hasse Überraschungen! «

»Also gut, ich habe den Flugschein gemacht. Na, was sagst du nun? Mit einem Kollegen zusammen habe ich eine einmotorige Maschine gekauft. Zwar gebraucht, aber total in Schuss. Wenn du willst, zeige ich dir mal die Stadt von oben.«

»Wusste gar nicht, dass es der Taxibranche jetzt so gut geht.«

»Du weißt doch, wie das geht. Ich brauche ja nicht viel zum Leben. Ein bisschen gespart, ein bisschen geerbt, 'ne Lebensversicherung. Na ja, so kommt eben eins zum anderen. Und bevor ich baue und mich in Schulden stürze, habe ich mir das mit dem Fliegen überlegt.«

Ich gebe der Bedienung mit meinem leeren Weinglas ein Zeichen, dass ich Nachschub brauche.

»Weißt du«, sagt Heini, »die Idee kam mir am Tag. Tweedy, mein Tagesfahrer ist krank gewesen, und ich musste auch seine Schicht übernehmen. Ich fahre also mit meinem Taxi von einem Stau in den nächsten, vorbei an unzähligen Baustellen, hupe mich so durch die Straßen, kämpfe um jeden Meter, lasse mich von Fahrgästen beschimpfen, die Angst haben, ihre Termine zu verpassen, und an einer Ampel, die nicht auf Grün springen wollte, kam mir die Idee.«

Warum hält er nicht den Mund, denke ich. Seine Ausdünstungen sind ja so schon schlimm genug. Aber wenn er redet und der Luftzug seines Atems in mein Gesicht schlägt, ist es mehr als unerträglich.

»Man müsste fliegen können. Na, ist das nicht genial? Noch am selben Tag habe ich mich in der Flugschule angemeldet. Also, wenn du mal einen wichtigen Auslands-termin hast, kein Problem, ich fliege dich gern, zum Vorzugspreis, versteht sich. Jetzt muss ich aber wieder!«

Noch ehe ich darüber nachdenken kann, ob so eine einmotorige Maschine eine Klimaanlage besitzt oder man beim Flug wenigstens die Fenster öffnen kann, ist Heini aufgestanden.

»Ruf doch mal an! Bis bald also! Denk dran, Charly zu besuchen!«

Heini ist wieder verschwunden. Nur die gewaltige Knoblauchwolke ist geblieben.

Ich stehe auf, nehme mein leeres Weinglas, überwinde die Distanz von zwei Tischen und setze mich zu der Frau im zitronencremefarbenen, hautengen Kostüm.

»Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen!«

»Wenn Sie mir sagen, was Sie mit ihrer Nase gemacht haben?«

»Nun, das ist eine lange Geschichte. Kennen Sie Evelyn und Gittes?«

»Hört sich wirklich nach einer längeren Geschichte an. Trinken wir lieber!«

Da trifft es sich gut, dass die Bedienung mir gerade

einen neuen Weißwein bringt.

Sie prostet mir zu und trinkt ihr Glas in einem Zug aus.

»Erzähl' mir eine Geschichte«, sagt Constanze, »hinterher brauche ich eine Geschichte. Ich habe mein bestes gegeben. Jetzt bist du an der Reihe.«

»Ich kann keine Geschichten erzählen!«

»Das sagen sie alle.«

»Es waren zwei Königskinder, die hatten einander so lieb.«

»Nein, nein«, schreit Constanze und hält mir den Mund zu. »Eine Geschichte will ich hören, eine, die mit dir zu tun hat. Erzähl' mir von deiner ersten Freundin, von deiner ersten großen Liebe.«

»Meine erste Liebe hat mich hingehalten, belogen, ausgelacht. Sie hat mir die Luft aus den Fahrradreifen gelassen und dann die Ventile geklaut. Ich habe mich geschämt und mich das erste Mal betrunken. Die hässlichste von allen, die, die keiner haben wollte, mit der bin ich dann ins Bett gegangen, zufrieden?«

»Ich glaube dir kein Wort! Soll ich dir sagen, wie es gewesen ist? Du bist fünfzehn, dein Haar ist lang und es leuchtet wie blühende Rapsfelder. Deine Haut ist braun und straff. Auf dem Rücken geschnallt deine erste Gitarre, die deine Eltern dir vor Jahren zum Geburtstag geschenkt haben. Dein Haar flattert im Wind. Du trittst in die Pedalen deines Fahrrads. Du schwitzt, geruchloser Schweiß einer männlichen, fünfzehnjährigen Jungfrau läuft dir den Rücken herunter. Hinten auf dem Gepäckträger sitzt erwartungsvoll sie. Du hast ihr etwas auf der Gitarre vorgespielt. Jetzt will sie dich, ihre grünen Augen funkeln wild. Sie hat dir ein *Ja* ins Ohr geflüstert. Du bist nicht mehr zu halten. Wie ein Teufel trittst du in die Pedalen. Du hörst ihr Lachen, spürst ihre Hände auf deinen hautengen Jeans.«

»Ich geh' duschen«, sage ich und rolle mich aus dem Bett.

»Feigling, gottverdammter Feigling! Alles könnte so

schön sein! «

»Nichts ist schön. Es gibt nur Geschmack, und der wird gemacht!«

Constanze wirft mir ein Kissen in den Rücken, ehe ich im Bad verschwinden kann.

Es gelingt mir nicht, Constanze abzuwaschen.

Die Schwedin war schneller herunter.

Vielleicht sollte ich die Stadt wechseln, Abstand gewinnen.

Die Seife schäumt, doch Constanze bleibt. Ich bekomme sie nicht herunter.

Da ich die neue Adresse vom Ungar nicht besitze, habe ich im Schließfach am Hauptbahnhof nur einen Zettel hinterlegt: *Ende des Monats bin ich fertig!*

Nur noch drei Tage, und ich habe immer noch keinen Handschlag getan, nicht einmal eine Idee habe ich.

Solange ich Constanze nicht von meinem Körper bekomme, wird mir auch nichts gelingen.

Obwohl Constanze das Studio nie betreten hat, riecht hier alles nach ihr.

Ich kann mich waschen, wie ich will, Constanze bekomme ich nicht herunter.

Als ich aus dem Bad komme, ist sie eingeschlafen. Ich lege mich zu ihr, Löffel an Löffel, spüre, wie sich ihr Körper hebt und senkt. Meine nassen Haare versetzen ihr eine Gänsehaut, meine Hände halten sie fest. Auf den Lippen spüre ich kurzes stoppeliges Nackenhaar.

Zeit festhalten, umarmen, auf Pause stellen. Dem Ungarn schreiben, es geht nichts mehr. Alle Instrumente verkaufen, irgendeinen Job annehmen, meinetwegen auch Boote verleihen an einem Bergsee.

Ob sie Kinder mag?

»Du erdrückst mich! Hey, aufwachen! Jetzt klammere doch nicht so! Wenn du schnarchst, bist du widerlich!«

Längst ist es Abend. Durch einen Schleier sehe ich Constanze in einem hautengen schwarzen Kleid.

Der Schalenkoffer ist aufgeklappt. Kleidungsstücke

werden scheinbar wahllos hineingeworfen.

»Nächsten Monat bin ich wieder da«, sagt Constanze, »schmeiß' den Haustürschlüssel in den Briefkasten, aber vergiss es nicht.«

Ich reibe mir die Augen.

»Wo willst du denn so spät noch hin?«

»Ich habe eine Messe für vier Tage. Wird super bezahlt, also fahre ich!«

»Du kannst jetzt nicht so einfach abhauen? Ich meine, wenn du Geld brauchst?«

»Falls das Telefon läutet, geh' nicht dran. Ich habe den Anrufbeantworter eingeschaltet.«

»Also wegen des Geldes ...«

»Leck mich!«

An der Tür klingelt es.

»Du, mein Taxi! Ich muss! Denk bitte an die Schlüssel! Ciao!«

Die Tür fällt ins Schloss. Ich bin allein.

Constanze hat es gut. Sie nimmt nichts mit. Sie stellt sich einfach unter die Dusche und ist hinterher ein neuer Mensch.

Ich drücke mich in die warmen Kissen und schließe die Augen. Löffel an Löffel, Gänsehaut, ein nackter Körper, der sich hebt und senkt, kurzes festes Haar, braun mit einem rötlichen Stich. Die Kissen wissen, wovon ich rede.

Die Türklingel weckt mich. Ein Telegramm wird unter die Tür geschoben.

Ich tappe durch die Wohnung.

Im Kühlschrank nur Champagner, altes Toastbrot, eine Augenmaske und zwei rosa Steaks.

Ich werde ins Studio fahren. Zwei Tage bleiben mir ja noch.

Auf dem Badezimmerspiegel steht etwas mit Lippenstift geschrieben:

Kappte die Taue, werfe die Steine von Bord. Glaube an das Holz, das sich im Strudel dreht. Es wird bestehen, lass dich treiben.

Constanze! PS. Denk an die Schlüssel!

»Evelyn und Gittes, so, so«, sagt die Frau im zitronen-cremefarbenen, hautengen Kostüm und fährt mit ihren langen grün lackierten Fingernägeln über meinen Arm.

»Privatdetektiv also. Hat mein Mann Sie auf mich angesetzt?«

Längst steht eine Flasche Wein auf unserem Tisch.

»Na dann kombinieren Sie mal schön, prost!«

Unsere Gläser kommen zusammen und trennen sich wieder.

»Ich wette, Sie tragen blaue Dessous!«

»Heute trage ich überhaupt nichts drunter! Sagen Sie das meinem Mann. Hat er Ihnen übrigens erzählt, dass er seit zwei Jahren nicht mehr mit mir geschlafen hat? Dabei hat er mir schriftlich zugesagt, einen Fachmann in der Sache aufsuchen zu wollen. Aber welcher Arzt konsultiert in dieser Sache schon einen Kollegen? Dass er ein Bruchband tragen muss, hat er Ihnen bestimmt auch verschwiegen. Passen Sie auf, ich zahle jetzt, Sie nehmen ihren Hut vom Ständer, und wir fahren beide zu mir nach Hause. Ich ziehe mir etwas Blaues an, und Sie betrachten den Fall mal von der anderen Seite!«

»Sie haben Evelyn vergessen!«

»Ich dachte der Fall, sei abgeschlossen. Auch könnte mein Mann ihre Nase behandeln. Ausschabungen sind seine Spezialitäten, da ist er wirklich gründlich und gewissenhaft.«

»Ich glaube kaum, dass ich hier weg kann. Evelyn ist ein schwieriger Fall!«

»Ach, Sie wollen kneifen? Erst spionieren Sie hinter mir her, erschleichen sich mein Vertrauen, nein, nein, so nicht!«

Geschickt löst sie mit ihren langen, grün lackierten Fingernägeln den obersten Knopf des hautengen zitronen-farbenen Kostüms.

»Und wenn wir hier? Ich meine, ich gehe jetzt auf die Toilette und Sie folgen mir unauffällig!«

Gerecht verteile ich den restlichen Wein auf beide Gläser.

»Scheißkerl!«

Ich nehme mein volles Glas und kehre an meinen Tisch zurück.

Umdenken! Alle müssen umdenken, steht in dem Brief, den ich auf dem Mischpult im Studio vorfinde.

Mein rechter Arm ist taub. Die Haut ist pelzig. Nach wenigen Fingerübungen verkrampft die Hand.

In zwei Tagen muss ich fertig sein, und mit rechts kann ich noch nicht einmal eine Kaffeetasse halten.

Die Industrie hat jahrelang auf die Verpackung gesetzt, schreibt der Ungar, jetzt schwimmen ihnen die Felle davon. Die Musik wird die führende Kraft sein. Deine Musik wird endlich den Stellenwert bekommen, den sie verdient. Mein Junge, da wartet die größte Chance Deines Lebens auf Dich. Greif zu! Du wirst die Nummer eins! Ich baue auf Dich!

Eine gelbe Flamme steigt aus dem Aschenbecher, breitet sich aus, wird immer größer.

Der Ungar wird das Briefpapier in sein Rasierwasser getaucht haben.

Ich nehme den Kaffee zum Löschen.

Herumliegende Notenblätter haben Feuer gefangen. Kohlepartikel steigen auf zur niedrigen Studiodecke.

Es schneit kleine Styroporflocken.

Irgendwo muss der verdammte Feuerlöscher doch sein.

Die Luft wird dick. Es riecht nach verbranntem Gummi.

»Gratulation! Sie haben sich richtig entschieden! Ein beruhigendes Gefühl einen Feuerlöscher *DIN Pulver 6 Typ G 6/ S* im Haus zu haben!«

Sicherheitsschelle unter Schlagknopf herausziehen! Schlagknopf von Hand kräftig einschlagen! Löschpistole betätigen!

Es zischt. Es schneit! Alles wird weiß. Meine Augen tränen. Beißender Gestank, ich muss hier raus.

Als ich das Studio wieder betrete, erwartet mich eine bizarre Winterlandschaft.

»Die größte Chance Deines Lebens, Du musst nur zugreifen!«

Mein rechter Arm baumelt willenlos hin und her.

Dem Mischpult sind längst die Lichter ausgegangen.

Auf der Arbeitsplatte hat sich das Kunstleder so gut wie aufgelöst und gibt die Sicht frei auf billiges Pressholz. Die Gummikabel sehen aus wie die verkohlten Finger von E.T.

Der Boden ist glitschig und so tappe ich mich vorsichtig zu meinem alten Fender Road. Staubig und traurig steht es da, aber unbeschadet.

Die Augen tränen, beißende Luft dringt tief in die Lungenflügel. Ein Arm, der nicht mehr zu mir gehören scheint, baumelt kraftlos hin und her.

Es dauert lange, bis ich mein Piano im Freien habe.

In halsbrecherischer Fahrt geht es mit dem Taxi in die Stadt.

Der Fahrer scheint irgendetwas genommen zu haben. Jedes Schlagloch, jede Pfütze wird mitgenommen. Wasser spritzt gegen die Scheiben.

»Wenn's nach mir ginge, könnte es jeden Tag regnen«, sagt der Fahrer und lacht dabei irre.

Das könnte es sein, denke ich und schließe die Augen.

»Hast wohl eine Abfuhr bekommen«, flüstert der Aschenbecher, »ganz normal so was, kommt vor, überall, jeden Tag, Gittes. Gittes ist ja auch ein scheiß Name. Nenn dich Geromé oder Hugues! Aber Gittes, weißt du, so ein Name verspricht nur Ärger. Gittes steht für immer im Dienst oder für komplizierte, gefährliche Fälle. Welche Frau hat schon andauernd Lust, Knochen zusammenzuflicken?«

Ich reiße mir mein Pflaster von der Nase und schmeiße es ihm, damit er endlich Ruhe gibt, zum Fraß vor.

Die Musik ist fertig. Zusammen mit meinem alten Fender Road ist es eine Kleinigkeit gewesen.

Für Constanze habe ich einen Text dazu geschrieben, den Telefonhörer auf den Lautsprecher gelegt und alles auf ihren Anrufbeantworter gespielt.

Constanze wird Augen machen, wenn sie von der Messe zurückkommt und ihr Band abhört. Schnell noch die in-

strumentale Version, dann darf endlich gefeiert werden.

Vielleicht sollte ich in den Urlaub fliegen, auf die Malediven, nach Kuba, Casablanca wäre auch nicht schlecht.

Mit Constanze den Leuchtturm von Casablanca suchen, dem wandernden Lichtkegel nachgehen und ein Café, das einem gewissen Rick gehört, ausfindig machen.

Ich schlendere, nachdem ich den Pilotenkoffer auf dem Bahnhof zurück in das Schließfach gestellt habe, durch die Stadt. Lichtreklamen spiegeln sich in Pfützen und Schaufenstern. Zwischen den Preisschildern aus Chrom und den Waren, mein Gesicht.

Ein menschlicher Luftballon schwebt durch die Auslagen, wandert von Artikel zu Artikel.

Ich spüre die Lust, etwas zu kaufen, mich auf ein Gespräch mit turbogebräunten parfümierten Verkäufern einzulassen. Aber außer einer Würstchenbude hat nichts mehr offen.

Alarmanlagen und schwere Eisengitter zieren die Geschäfte.

Taxis fahren vorbei und spritzen Bürgersteige nass.

An einer Ecke verlässt gerade ein Uniformierter einer Wach- und Schließgesellschaft ein Pelzgeschäft. Er schaut misstrauisch zu mir herüber und spricht etwas in sein Funkgerät.

Die Geschäftsstraßen sind eingeschlossen in einem großen Aquarium. Die Glasscheiben sind dick. Überall Spuren von Händen und fettigen Nasen.

Irgendwo summt ein Ventilator, springt eine Neonreklame nicht an.

Ich könnte in eine Hotelbar gehen, vielleicht da, wo ich mir die Schwedin aus dem Leib gekotzt habe.

In meinen rechten Arm kommt langsam Leben zurück. Wenn das kein gutes Zeichen ist.

Einen Cocktail trinken. Der Barmusik lauschen.

Wildfremden Menschen, die einem auf die Schulter klopfen und sich selber huldigen, bedingungslos Respekt

zollen mit der Hoffnung auf Veränderung bei steigendem Alkoholkonsum, Geschichten erzählen, immer wieder etwas Neues erfinden, auf schalen Nüssen herumkauen, dem Barkeeper erzählen, dass ich ihn kenne.

»Was? Nein, ich hätte schwören können, diese Ähnlichkeit mit dem bekannten amerikanischen Schauspieler, Sie wissen schon, dieser Oskar-Preisträger. Na wie heißt er denn gleich noch?«

Die Nummer zieht immer.

Hat man erst einmal den Barkeeper auf seiner Seite, ist der Abend gelaufen.

Mit einem Mal gibt es keine wässrigen Drinks mehr und der Barkeeper verteilt, unter dem Poliertuch der Verschwiegenheit, mit dem er seine Gläser und Shaker auf Hochglanz bringt, einige Informationen.

»Sehen Sie dahinten die Blonde? Lassen Sie bloß die Finger davon! Das ist eine Professionelle! Außerdem trinkt sie mehr, als sie vertragen kann. So eine macht nur Ärger. Für Sie noch mal dasselbe? Also, nichts für ungut.«

Ein bisschen flirten, mehr nicht. Vielleicht in eine andere Rolle schlüpfen. Jemanden auf ein Glas Champagner einladen, dessen Name man nicht kennt und ihn auch überhaupt nicht wissen möchte. Unverbindlich, da ist doch nichts dabei.

Ob Constanze eifersüchtig wäre?

Ich weiß überhaupt nichts von ihr. Unsere Beziehung hat die Tiefe eines Comicstrips, hat Constanze einmal gesagt.

Aller Anfang ist schwer.

Auf jeden Fall hat sie das Wort Beziehung in den Mund genommen. Sie hasst die Harmonie und streitet gern, manchmal zu laut. Nein, ich habe jetzt keine Lust über Constanze und mich nachzudenken.

Wir haben alle Zeit der Welt, und Temperament hat noch niemand geschadet. Warum also unnötig Zweifel aufkommen lassen?

Vielleicht hätte ich das Wort Liebe nicht so oft im

Refrain verwenden sollen.

Vor mir liegt das Hotel. Die Empfangshalle ist nur spärlich beleuchtet.

Ich werde ein Zimmer nehmen. Um diese Uhrzeit fragt niemand nach Gepäck. Auch muss ich keinen Meldezettel ausfüllen.

Ich schiebe dem Nachtportier ein paar Scheine zu, die er wie selbstverständlich in seiner braunen Uniform verschwinden lässt.

Der Nachtportier weiß, wie man zu Geld kommt.

Die Bar im Keller scheint gut besucht. Gelächter und Musik dringen nach oben.

Im Aufzug kann ich mich im Spiegel zur Gänze betrachten. Ein braun getöntes Spiegelbild, das jeden Gast, selbst einen Toten zufriedenstellen würde.

Die elektronische Anzeige bleibt bei einer zweistelligen Zahl stehen, und die Aufzugstür öffnet sich.

Den Blick über die Stadt haben. Auf den Dächern der Hochhäuser rot blinkende Positionslichter.

Regen prasselt gegen die dicken Fensterscheiben, die sich nicht öffnen lassen. Darunter das Gitter der Klimaanlage, aus dem unentwegt Luft strömt und bewirkt, dass eine Zigarette schneller verglimmt.

Ich stelle den Fernseher an, um Stimmen um mich herum zu haben. Das laufende Fernsehbild belebt das Zimmer. Blaue Schatten wandern von Wand zu Wand.

Ein Fläschchen aus der Minibar ist schnell getrunken.

Auch im Bad sind die Spiegel getönt, ist das Licht so gesetzt, dass man nach einer lässigen Handbewegung durchs Haar, beruhigt mit dem Aufzug nach unten fahren kann.

Zuvor noch den nassen Mantel auf das zweite Bett gelegt und den Fernseher angelassen, damit am frühen Morgen, wenn man wieder nach oben kommt, jemand im Zimmer ist.

Der Andere wartet, bis es dunkel geworden ist und er sich sicher sein kann, dass niemand mehr das Haus verlassen wird.

Er kennt die Gewohnheiten seiner Mitbewohner, nicht umsonst hat er über jeden und jedes im Haus Buch geführt und Dossiers angelegt. Bis auf einen sind sie jetzt in ihren Wohnungen und versuchen, jeder auf seine Weise, die Zeit bis zur Nacht, bis zum Schlafengehen, totzuschlagen.

Der Andere ist aus seiner Wohnung geschlichen und hat unter dem Lichtkegel seiner Taschenlampe das Haustürschloss ausgebaut und durch ein neues ersetzt. Es gibt keinen Grund mehr Spuren zu verwischen.

Heute gilt es, die Chancen seiner Mitbewohner auf ein Minimum zu reduzieren.

Als der Andere nach getaner Arbeit wieder in seiner Wohnung ist, dreht er das Licht an und verteilt die verschiedenen Akten und Fotos seiner Mitbewohner im Wohnzimmer.

Im Grunde lächerlich wenig, was so ein Leben hergibt, denkt er. In den meisten Fällen entsteht das Leben sowieso nur zufällig. Man denke nur an den Stromausfall in New York vor zig Jahren, der neun Monate später die Geburtenrate in astronomische Höhen schnellen ließ. Auch die Lebensdauer ist durch Zufälle bestimmt. Warum sitzt ausgerechnet *X* in dem Flugzeug, das abstürzt und nicht *Y*?

Und warum sterben täglich elendig Tausende von kleinen *As* an Hunger, wo zur gleichen Zeit kleine *Bs* fett und zufrieden in ihren Bettchen liegen und mit Wonne ihre Windeln voll scheißen?

Was wissen die im Haus schon von Gefühlen, von Liebe und Hass, denkt der Andere. Denen geht es doch nur darum den Tag herumzukriegen.

Als Kind hat er mit den Eltern ein Puppentheater besucht. Mit einer großen Pritsche schlug das Kasperle auf

das Krokodil ein, dass es nur so krachte. Das Krokodil wollte ja auch Gretel, die Großmutter und den Guggelhupf fressen. Wäre er nicht unter den schreienden Kindern der lauteste gewesen, mit seinem *da, da, da*, hätte das Krokodil als erstes das Kasperle verspeist. Aufgesprungen war er damals und hatte so wild auf das hinterhältige Krokodil gezeigt, dass sein kleiner Kopf vor Erregung geglüht hatte. Nass hatte er sich machen müssen, um dem Kasperle das Leben zu retten.

Jetzt eine große Peitsche haben, von Wohnung zu Wohnung gehen und auf die gleichgültigen Gesichter einschlagen, bis Hirn gegen die sauberen Dielenwände spritzt.

Der Andere öffnet eine gute Flasche Wein und betrachtet die Schnappschüsse, die er heimlich von seinen Mitbewohnern geschossen hat.

Als Heranwachsender war er oft verliebt gewesen. Für seine Angebetete hatte er sogar Gedichte geschrieben, die darauf nichts Besseres zu tun gehabt hatte, sein Innerstes den Freundinnen kundzutun und seine Briefe vorzulesen. An dem hellen Lachen der Mädchen konnte er nur eines heraushören: er war nur einer von vielen, ohne jede Bedeutung, Zeitvertreib, Figur in einem Spiel.

»Das Leben ist kein Spiel«, hat die Mutter, aber auch der Vater oft genug zu ihm gesagt, aber nicht recht behalten.

Was ist Zufall anderes als ein Spiel?

An eine höhere Macht kann und will der Mann nicht mehr glauben. Die einzigen, die einen Vorteil, einen Vorsprung auf ihrem Konto verbuchen können, sind diejenigen, die sich die Spiele ausdenken und somit gerade, wie es ihnen passt, die Regeln ändern.

Wenn alle Menschen, alle Mitspieler wüssten, dass sie nur deswegen am Leben sind, am Spiel teilnehmen dürfen, um zu verlieren, die Welt sähe anders aus.

Warum will niemand wissen, dass man das Dazwischen, den Zeitraum zwischen Zeugung und Tod nicht selbst bestimmen kann?

Selbstfindung, Selbstbestimmung, Selbstbestätigung, alles nur Schlagwörter einer gigantischen Macht, einer Industrie, die keiner durchschaut. Sie spielen alle ihr Spiel, zocken, was das Zeug hält. Der Bluff bestimmt alles.

Wer hat die stärkeren Nerven?

Die geheime Schatulle im Rücken und alles läuft von selbst. Versprechen werden gemacht, um sie im selben Moment zu brechen. Man wird mit Komplimenten zugeschüttet, bis man in einer selbstzufriedenen zuckersüßen Soße schwimmt und, ehe man sich versieht, wie eine Ameise in Mutters Honigtopf hoffnungslos abtaucht.

Voller Wut reißt der Andere die Titelblätter von seinen Dossiers und zerknüllt sie. Der Startschuss ist gefallen, denkt er, jetzt gibt es kein zurück mehr, mein Spiel hat begonnen!

Der Andere muss mehrere Male die steile Treppe, die zum Dachboden führt, hinaufsteigen, bis er alles oben hat.

In jeder einzelnen Etage hält er inne, presst sein Ohr an die Wohnungstüren und lauscht vertrauten Geräuschen.

Überall laufen die Fernseher. Ein Maschinengewehr rattert, Geigen schluchzen, galoppierende Pferde untermalt von einem Kavalleriehorn, ein Quizmaster erklärt unter dem Jubel der Zuschauer alle Kandidaten zu Gewinnern. Mit lautem Geschrei greifen Indianer die immer noch galoppierende Kavallerie an, ein Werbeblock unterbricht das laufende Programm und bringt Klospülungen zum Rauschen.

Auf dem Dachboden verbindet der Andere die Zeitschaltuhr mit einer Glühbirne, um die er ein benzinge-tränktes Tuch wickelt. Zusätzlich leert er zwei volle Benzinkanister auf ausgelegten Betttüchern aus.

Mit dem dritten Kanister, der unter der steilen Treppe steht, legt er eine Spur, die bis nach unten in seine Wohnung führt. Neben der Zeitschaltuhr auf dem Dachboden hat der Andere zuvor noch zwei weitere, eine im Keller, die andere in seiner Wohnung, installiert. Er überlässt jetzt nichts mehr dem Zufall.

Er schmeißt ein paar Tabletten ein und trinkt dazu seinen besten Wein. Die letzte Tablette löst er in seinem Weinglas auf. Noch einmal denkt er an seine Kindheit, an seine Schneekugelsammlung aus Glas, die damals sein ganzer Stolz gewesen ist.

Jetzt schneit es in meinem Weinglas. Ein schönes Bild, denkt der Andere und lehnt sich zurück. Es gibt kein zurück mehr. Das Spiel hat begonnen!

Ich finde mich in der Küche wieder mit einer Flasche Wein in der Hand.

Auch gut, denke ich.

Durch den Spalt der Pendeltür sehe ich den Koch am Tresen stehen. Gleichzeitig trinkt er ein Bier und schaut auf seine Armbanduhr.

Ein paar Töpfe stehen auf dem Gasherd. Dreckige Pfannen und Teller stapeln sich am Ausguss. Die Spülmaschine läuft auf vollen Touren.

Das männliche senegalesische Mädchen für Alles kommt mit einer Gemüsekiste aus dem Keller und lässt sie fallen, als es mich sieht.

»Heye Chefe, da is ana«, ruft er gegen den Lärm der Spülmaschine.

»Bin schon wieder weg«, versuche ich ihn zu beruhigen.

»Verdammta Kacka«, flucht er und sammelt den Salat und das Gemüse vom schmierigen Küchenboden auf.

Gut, dass ich hier nie esse, fährt es mir durch den Kopf.

Ich werde einfach durch die Pendeltür das Café, das eigentlich ein Bistro ist, betreten, mir von der Garderobe meinen Panamahut schnappen und so tun, als ob nichts gewesen wäre.

Alles läuft einfacher als ich gedacht habe.

Der Koch dreht mir gerade den Rücken zu, um sich heimlich einen doppelten Wodka einzugießen, und die Bedienung ist damit beschäftigt, leer gewordene Tische zusammenzustellen und sie mit gestärkten weißen Tüchern zu überziehen.

Den Panamahut vom Haken genommen und dann versucht, schnurstracks zu meinem Tisch zu kommen.

Da krallen sich plötzlich lange, grün lackierte Fingernägel, die zu der Frau im zitronencremefarbenen, hautengen Kostüm gehören, in meinem Arm fest.

»Na, du Hurensohn, warst verdächtig lange in der Küche, habe alles genau gesehen! Hast beim Küchenmädchen wohl keinen hochgekiegt, was?«

Ihr Gelalle geht in ein Lachen über.

»Evelyn«, flüstere ich ihr zu, »ich habe Evelyn getroffen, konspirativ sozusagen.«

»Konspirativ! Konspirativ ist immer gut! Da könnte ich dir Sachen erzählen. Aber das ist deine Aufgabe. Du musst schon Fragen stellen. Da musst du schon selber hinterkommen. Gegen eine Leibesvisi...Leibesvisi... Ach, was soll's. Ihr Schnüffler seit auch nur Scheißkerle!«

Die grün lackierte Krallenhand verliert ihre Kraft und lässt mich los.

Die nächsten zwei Tische sind schnell genommen.

Ich lasse mich auf meinem Stuhl nieder und werfe der Bedienung, die mich irritiert von der Seite her anschaut, einen lächelnden Blick zu. Gleichzeitig versuche ich, ohne etwas zu verschütten, einen Teil des Inhalts meiner Weißweinflasche in mein Glas zu bringen.

»Puh, noch mal Schwein gehabt«, flüstert der Aschenbecher, »um ein Haar hätte die alte Schnepfe hier alles abgeräumt.«

Die Zeiten haben sich geändert, überall wo ich hinsehe, Paare, selbstzufriedene Zweisamkeit, Händchen werden gehalten, kleine Präsente über die Tische geschoben. Augenpaare treffen Augenpaare, Gläser klirren, Zigarettenrauch wird rücksichtsvoll zur Seite geblasen. Niemand ist allein, niemand schaut zur Tür, niemand erwartet mehr Wunder.

Ich erwarte nicht nur Wunder, ich bestehe darauf!

Eintrittsgeld habe ich genug bezahlt!

Auf Wunder darf man nicht hoffen.

»Wunder muss man herausfordern«, sagt der Ungar.
Tote Hemden tragen keine Taschen!

In der Nähe des Hauptbahnhofs gibt es eine alte
Kellerkneipe.

Da ist alles so einfach. In diesem feuchten Loch, wo die
Zeit seit fünfundzwanzig Jahren stehen geblieben ist, sind
die Blicke immer hungrig, schmecken Küsse nach Salz und
Tequila, sind die Zungen pelzig. Es riecht nach schwarzem
Tabak, Gras und Moschus. Der Boden klebt. Frauen trin-
ken sauren Wein und Männern bleibt der Bierschaum in
verfilzten Bärten hängen. Gute alte Zeit. Die große
Pendeluhr hat keine Zeiger. Aus eingerissenen Parka-
taschen wird trockener Tabak hervorgeholt, dünne Ziga-
retten werden gedreht. Aus Gewohnheit ist längst ein
Ritual geworden.

Hier im Cafe, das eigentlich ein Bistro ist, ist es so hell,
dass man über drei Tische hinweg jeden überpuderten
Pickel erkennen kann.

Das Abendpublikum liebt die Scheinwerfer und die
Verkleidung.

Männer fahren sich durch ihr spärliches Haar. Frauen
geben Küsschen wie dressierte Hunde.

Niemand käme am Abend auf die Idee, an meinem
Tisch nach einem Stuhl zu fragen, lieber drängt man sich
in Dreierreihen um das Büfett.

Ein paar Frauen werfen neidische Blicke auf meinen
großen Panamahut. Die Anzahl der Menschen, deren Alter
durch ihr Äußeres nicht mehr bestimmbar ist, hat
erschreckend zugenommen.

Das *Nimm es leicht* Mädchen gibt es wirklich. Nur die
Frage, ob es sich bei ihr um die Tochter oder die Mutter
handelt, kann niemand mehr beantworten.

Auch der Mann, der gut lachen hat, weil sein Raucher-
gebiss strahlend weiß ist, ist Realität.

Genauso der zahnlose Typ, der gegen die Fensterschei-
be klopft und allen sein *schwarzes* Lächeln zeigt, als wolle er
der Zukunft vorausschauend sagen, dass es nur eine Frage

der Zeit sein wird, bis wir uns alle in die Schlange seiner Brüder und Schwestern der Straße einreihen werden.

Eine Frau dreht mir ihr Gesicht zu, den Kopf leicht auf die Schulter des Mannes gelehnt, der ihr Freund zu sein scheint. Stiernacken der Mann, Krötenaugen die Frau. Sie spielt mit ihrer Zunge, als wolle sie Insekten fangen.

Sicher kann ich mir da was vorstellen, sicher könnte ich mir vorstellen, dass es schön sein würde, allein die Krötenzunge reizt zu Fantasien.

Es könnte, ja es könnte sein, es könnte schön sein, aber es würde nie so sein wie in meiner Fantasie.

Wespentaille und Lockenköpfe, was kann da schon Aufregendes passieren?

Alles schon einmal da gewesen. Der Geruch, der Körper, das Stöhnen, das Sich-Winden, das Gerede vor und hinterher. Nein, die Krötenzunge allein kann die Gewohnheit nicht vertreiben.

Der Abend wird beherrscht von sogenannten Stammgästen, die man weitläufig wohl auch als die *Szene* bezeichnet, und die der Grund dafür sind, dass der Inhaber des Cafés, das eigentlich ein Bistro ist, auf keinen grünen Zweig kommt.

Da ist der Porschefahrer mit dem Pferdegesicht, der sich jeden Abend in seine glänzende braune Lederhose zwängt und von Tag zu Tag mit einer immer blöder dreinschauenden Frau auftaucht. Er gibt sich als Architekt aus. Solange er Geld hat und Runden schmeißt, glaubt man ihm. Wenn er lächelt, zeigt er allen sein gewaltiges Pferdegebiss, dessen Zähne gelber sind als die Farbe des Bieres. Seine Brieftasche ist immer prall gefüllt, wie die eines Zahlkellners.

»Auf dem Bau brauchst du Bargeld, *käääsch*. Auf dem Bau wird *käääsch* bezahlt. Das ist eisernes Gesetz«, sagt das Pferdegebiss und zeigt seine stumpfen moosbewachsenen Zähne, durch die er die Wörter zischen lässt.

Wegen der hautengen, glänzenden, braunen Lederhose kann der Pferdekopf nur am Büfett stehen.

In der Kellerkneipe nahe dem Hauptbahnhof hat es mal einen kleinen Mann gegeben, der sich zu Fasching als Till Eulenspiegel verkleidet hatte. Seit Jahren schon kam der Mann in dieses Loch, wurde aber von niemand wahrgenommen. Das Kostüm aber verlieh dem Kleinen eine Wahrhaftigkeit, dass Frauen mit ihm tanzten und Männer ihn auf ein Bier einluden. Till Eulenspiegel, endlich hatte der kleine Mann einen Namen. Als er nach dem Kehraus am frühen Morgen froh gelaunt und ein wenig angetrunken seine Arbeitsstelle aufsuchte, lachten ihn seine Kollegen aus. Die kleinen Messingglöckchen an seinem Kostüm bimmelten, als er von seinem Chef die Entlassungspapiere erhielt.

»Und heute ist der kleine Mann nach einer zweijährigen Umschulung Zuckerstreuer«, lästert der Aschenbecher.

Die Abendbedienung mit den hennagefärbten Haaren ist mir neben der Besitzerin die liebste von allen. Ich beobachte, wie sie geht, wie sie sich bewegt. Treffen sich unsere Blicke, senke ich die Augen und starre in den Aschenbecher. Außer einem Bitte und einem Danke habe ich mit der Bedienung noch kein Wort gewechselt.

Der Ungar hätte mich nur gefragt, ob ich sie haben will. Keine fünf Minuten später hätte die Bedienung mit den hennagefärbten Haaren an meinem Tisch gesessen und mich mit ihren großen Augen angestarrt.

»Du solltest nur Liebe mit Fremden machen«, sagt der Ungar, »das ist auf jeden Fall sicherer und vor allem unkomplizierter. Fremde ertappen dich nie bei einer Lüge, dafür bleibt keine Zeit. Die Illusion ist das einzige Wahre!«

Wenn die Bedienung mit den hennagefärbten Haaren hinter dem Büfett mit beiden Händen die Gläser spült, steht sie mir genau gegenüber. Die Entfernung lässt einen Blick zu. Ich könnte ja auch zur Uhr schauen, die über ihr hängt. Soll sie mir erst einmal das Gegenteil beweisen.

Der alte Börsianer gibt sich den Kopfschuss, weil er zu spät mitbekommen hat, dass seine Arbeit längst zu einem Spiel avanciert ist. Glatt rasierte Milchbubis sitzen hinter

ihren Laptops, betätigen ein paar Tasten, und schon verändern sich die Zahlen auf dem Bildschirm. Die ganze Welt: ein großes Monopolspiel.

Achtzehnjährige schlürfen Austern und trinken Champagner.

Die eindimensionalen Abziehbilder schlechter Filme haben sich selber geklont und bevölkern jetzt die Wirklichkeit.

Die Straße hingegen bildet nur den Hintergrund für amerikanische Musikclips.

Sechzehnjährige sitzen mit ihren schwarzen Hunden und zahmen Ratten in den Fußgängerzonen stumm hinter Pappschildern und betteln. Sie werden misstrauisch beäugt von privaten Wachdiensten, die nervös mit ihren Gummiknütteln spielen. Einer muss ja Schuld haben an den schlechten Umsätzen.

Zwölfjährige bieten ihre Körper hinter Bahnhöfen an und schlafen in U-Bahnschächten.

»Du hättest Politiker werden sollen«, flüstert der Aschenbecher.

Was gehen mich die Gewinner und Verlierer an?

Was geht mich die Frau im zitronencremefarbenen Kostüm an, die unentwegt Wein in sich hineinschüttet?

Was kann ich dafür, dass ihr Mann impotent ist?

Reicht es nicht, dass ich wegen der Frau im zitronencremefarbenen Kostüm gleich wieder auf Bier umsteigen werde?

Gewinner und Verlierer, ich muss die Gedanken aus meinem Kopf bekommen. Hastig trinke ich den Wein, schütte immer wieder nach, bis die Flasche leer ist.

»Ein Bier, bitte«, kommt es aus mir herausgerülpst.

Ich habe hier zu sitzen, zu trinken, den Aschenbecher zu füllen, dem Zuckersteuer das Leben zu retten und ab und zu der Bedienung mit den hennagefärbten Haaren auf den Arsch zu schauen.

Sollen ruhig alle schreien: »Rübe runter! Stuhl her!«

Ich bleibe hier sitzen.

Ich fahre mit dem Hotelaufzug nach unten. Im getönten Spiegel mein selbstzufriedenes Konterfei. Obwohl es verboten ist, zünde ich mir eine Zigarette an.

So beginnen Geschichten, Spielfilme.

Der jugendliche Held betritt den Aufzug eines Nobelhotels. Für ihn scheint die Welt in Ordnung. Selbstzufrieden betrachtet er sich im Spiegel und zündet sich eine Zigarette an. Noch weiß er nicht, dass sich sein Leben in wenigen Minuten schlagartig ändern wird.

Schnitt.

Wäre der jugendliche Held allwissend oder gar Drehbuchautor oder Regisseur, mit Bestimmtheit würde er die Hotelbar niemals betreten haben. Aber Geschichten müssen vorangehen. Der nächste Plot wartet.

So betrete ich also gut gelaunt die Hotelbar und nehme auf einem Hocker Platz. Der Barpianist gähnt und lässt die Musik von einem Tonband laufen.

»Ein Gin-Tonic, bitte!«

Der Keeper hat eine leichte Hasenscharte. Auch stimmt etwas mit seinem linken Auge nicht. Wenn der Barmann sich zur Seite dreht, blickt das Auge immer noch geradeaus.

Die Masche mit dem Filmschauspieler kann ich bei dem nicht bringen. Ich muss mir etwas anderes überlegen.

Durch den großen Barspiegel sehe ich im Hintergrund Sitzgruppen aus Leder, die in Hufeisenform zusammengestellt sind. Rauch steigt zwischen den Sesseln auf. Sonst ist nichts zu sehen.

Irgendetwas Bekanntes ist noch auf dem Spiegelbild.

Ich nehme einen Schluck und versuche mich zu konzentrieren.

Also was haben wir da: Pop-Art Bilder an den Wänden, einen müden Barpianisten, ein laufendes Tonband, lederne Sitzgruppen, Gäste, die man nicht sehen kann, ein Pilotenkoffer und zwei Herren im Vordergrund, die in den Spiegel starren und unentwegt Erdnüsse knabbern.

Irgendetwas stimmt mit dem Bild nicht.

Ich nehme mir eine Handvoll Erdnüsse und knabbere mit meinen Thekennachbarn um die Wette.

Ein hübscher Eurasier in hautengen Jeans, weißem Hemd und roten Hosenträgern steht aus der Sitzgruppe auf, stolpert über den Pilotenkoffer und fällt der Länge nach hin.

Wie auf Stichwort beginnt der Barpianist mit seinem Spiel. Na klar, warum bin ich nicht sofort darauf gekommen?

Der Pilotenkoffer!

Es ist der Pilotenkoffer!

Der jugendliche Held aus dem Aufzug, eben noch guter Dinge, steht auf, nimmt seinen Gin-Tonic und geht auf den Pilotenkoffer zu.

Die Kamera folgt ihm.

Es ist ein langer Weg.

Immer wieder Schnittbilder:

Die Füße des jugendlichen Helden in Großaufnahme.

Gleichmäßiges, langsames Gehen.

Weißer Turnschuhe auf rotem Veloursteppich.

Der Pilotenkoffer ist erreicht.

Die Kamera dreht sich um den jugendlichen Helden und hält in der ledernen Sitzgruppe inne.

Auf der einen Seite sitzt ein älterer Herr mit großen weißen Koteletten, *der Ungar* genannt. Er trägt einen großen Siegelring, den er verlegen hin und her dreht.

Ihm gegenüber, ein Geschäftsfreund. Von seiner Statur dick und mehr ins Feiste übergehend, dem Klischee eines erfolgreichen Unternehmers entsprechend.

In der einen Hand hält er ein Champagnerglas, in der anderen eine wohlgeformte Frauenbrust, deren Haut von seinen nassen Küssen glänzt.

Die Brust gehört zu einer jungen Frau mit Namen *Constanze*.

Alle drei schauen erstaunt in die Kamera, die den subjektiven Blickwinkel des jugendlichen Helden übernommen hat.

Im Off spielt der Barpianist sein Potpourri bekannter Filmmusiken lustlos herunter.

In Schnittbildern fängt die Kamera in Großformat die einzelnen, sichtlich erstaunten Gesichter ein.

Dann geht alles sehr schnell.

Ich schütte dem Ungarn meinen Gin-Tonic ins Gesicht.

Der dicke feiste Geschäftsmann bekommt die Champagnerflasche samt Kübel an den Kopf.

Zum Schluss werfe ich den Tisch noch um und raufe mir die Haare.

Da die Szene eine Schlüsselfunktion hat, - die Story nimmt hier eine unerwartete Wendung -, wird die ganze Sequenz später in Slow Motion zu sehen sein.

Die Kamera zieht sich zurück und betrachtet aus einer sicheren Distanz das weitere Geschehen.

Starke Hände greifen mich.

Der einäugige Barkeeper mit der Hasenscharte hat mich fest im Griff und schleift mich zur Theke. Erst als der Barman keinen Widerstand mehr spürt und er sich sicher ist, dass der jugendliche Held keinen Ärger mehr veranstaltet, lässt er ihn langsam los.

Im Off-Ton die Stimme des Ungarn, der nach dem Keeper ruft.

Die Kamera fährt nach oben.

Keiner der Anwesenden scheint sich an dem Vorfall sonderlich gestört zu haben.

Nur der jugendliche Held macht einen verstörten Eindruck.

»Also, Sie sind mir einer«, spricht der Einäugige von der Seite, wobei das eine Auge starr in die Kamera blickt.

»So was ist mir in meiner dreißigjährigen Laufbahn noch nicht passiert. Im Grunde meine Schuld, unverzeihlich das Ganze. Ich hätte Sie erkennen müssen. Alle ihre Filme habe ich gesehen. Gut, dass mich ihr Produzent noch rechtzeitig aufgeklärt hat.«

Der jugendliche Held erkennt seine Masche, unterbricht und zeigt auf eine Flasche alten französischen Cognac und

verlässt mit dieser die Bar.

Schnitt.

Wieder steht der jugendliche Held im Aufzug.

Er setzt die Flasche an. Braune Flüssigkeit läuft an seinen Mundwinkeln herunter. Fest umklammert hält er die Flasche in seiner Hand. Wie gerne würde er jetzt mit einem Schlag sein getöntes Spiegelbild vernichten.

Schnitt.

Der Fernseher läuft und wirft blaue Schatten gegen die Wand.

Das Telefon klingelt unentwegt.

Der jugendliche Held steht am Fenster und starrt in die Dunkelheit. Seine Stirn berührt die dicke Fensterscheibe.

Draußen regnet es so stark, dass sich Luftblasen auf dem Glas bilden.

Nach einer Weile geht der jugendliche Held doch ans Telefon.

Im Hintergrund brüllt der Regisseur *Cut*.

Eine Hupe ertönt.

Die Scheinwerfer gehen aus.

Das Zimmer liegt im Halbdunkel.

Ich bin allein.

»Ich bin's«, haucht Constanze in den Hörer, »kann ich raufkommen?«

Ich drücke meine Zigarette auf dem hellen Veloursteppich aus.

»Es ist vorbei«, haucht die Stimme, »hörst du, es ist vorbei!«

Der Ungar und der Schokoladenfritze sind weg.

Es ist vorbei.

»Lass uns zusammen aufwachen, ja?«

Ohne ein Wort zu erwidern, lege ich auf, was zur Folge hat, dass es zwei Minuten später an meiner Tür klopft.

Ich öffne, ohne hinzusehen, gehe zurück, setze mich aufs Bett, starre ins Leere.

Jetzt, wo die Scheinwerfer aus sind, ist nichts mehr wichtig.

Ein paar Brandlöcher, schwarzbraune Flecken auf hellem Veloursteppich, werden zurückbleiben, Zeugnis dafür sein, dass ich zumindest hier gewesen bin.

»Es ist vorbei«, wiederholt Constanze mehrere Male, bevor sie weiter nach Worten sucht.

»Ich könnte dir eine Geschichte erzählen, beispielsweise die vom Vater, der nachts heimlich zu seiner zehnjährigen Tochter schleicht. Männer sind ein einziger Schwellkörper! Ist es das, was du hören willst? Gib mir was zu trinken!«

Ich reiche ihr die Flasche mit dem alten französischen Cognac.

»Wenn du duschen möchtest?«

»Es gibt keine Zufälle«, haucht Constanze, »finde dich damit ab! Gute Jobs liegen heutzutage nicht auf der Straße. Du bist ein Träumer, und der Ungar zahlt gut. Wir haben beide ihm gehört. Wenn du mich jetzt hasst, musst du dich auch selber hassen, so einfach ist das! Es ist vorbei, hörst du, es ist vorbei. Ich habe dich nie belogen. Wir sind frei. Wir könnten gemeinsam wegfahren. Für mich hat noch niemand ein Lied geschrieben. Ich habe auch noch nie soviel Geld verdient, verstehst du das?«

Wenn die Scheinwerfer noch an wären, würde ich ihr antworten, mit ihr reden, so aber frisst sich ein weiteres schwarzbraunes Loch in den hellen Veloursteppich.

»Zieh' dich aus«, höre ich mich sagen. Kleider rascheln.

Ein Kinderkörper mit dem Geruch eines alten feisten Geldsacks, eben jener Typen, die immer das Spiel und den Einsatz bestimmen, legt sich auf meinen nassen Mantel.

Es brennt. Es tut weh. Endlos der Vorgang, unter mir ein starres Stück Fleisch.

Das Kindergesicht hält die Augen geschlossen. Tote Brüste bewegen sich, weil ich sie bewege.

Es brennt. Es tut weh. Nutzloses hin und her.

»Jetzt komm doch endlich! Bring es hinter dich!«

Der Mann ist ein Schwellkörper, nicht mehr und nicht weniger. Ein kurzes Zucken, dann ist es vorbei.

Die Scheinwerfer sind nicht mehr angegangen.

Das Zimmer und die Getränke idiotischerweise bar bezahlt, anstatt alles auf die Rechnung des Ungarn zu setzen.

»Mist, gottverdammter Mist, das darf doch nicht wahr sein!«

Mir fallen Constanzes Worte von damals ein, als wir uns am Hauptbahnhof kennengelernt haben.

»Jetzt nimmt der Geldautomat meine Karte nicht!«

Dabei kannte mich Constanze schon viel länger, war die ganze Sache mit der Kreditkarte ohnehin nur Show.

Im Sporthotel am bayerischen Bergsee, wo die Plattenfirma einen auf große Familie gemacht hat, hat sie mich das erste Mal gesehen. Aber ich hatte ja nur Augen für die Schwedin, die jetzt im Frühstücksfernsehen ein Interview gibt und vollmundig ihre neue Platte und ihre Tournee ankündigt. Neue Lieder, die sie alle selber geschrieben hat und ihre Suche im Leben widerspiegeln, wie sie sagt.

»Wir freuen uns«, sagt der Interviewer.

»Besonderen Dank gilt meiner Band, Bobo, Zorro, Zulo, Rambo und Toto und natürlich meinem Manager, die mir sehr geholfen und immer an mein Comeback geglaubt haben.«

Heller können die Scheinwerfer nicht scheinen, dunkler kann es bei mir nicht mehr werden, habe ich geglaubt.

Die Straße im Dunkeln, dafür werden im Café, das eigentlich ein Bistro ist, die Lichter aufgedreht.

Grelles weißes Licht.

Das Psychologenehepaar, das zwei Häuser weiter eine gemeinsame Praxis betreibt, kann seine Hände nicht von der farbigen Bedienung mit dem französischen Akzent lassen. Vier Hände versuchen gleichzeitig, sie zu betatschen. Mit ihren sanften Therapeutenaugen vermitteln sie ein Bild der Idylle.

Die Bedienung windet sich, und nur durch das laute Abstellen des Tablett auf den Tisch, womit sie die Aufmerksamkeit aller auf sich zieht, kann sie sich befreien.

Es wäre nicht die erste Bedienung, die das Paar in ihre

Praxis gelockt hätte.

Die Bedienung mit den hennagefärbten Haaren stellt im hinteren Teil des Cafés, das eigentlich ein Bistro ist, Tische zusammen.

Für diese Uhrzeit herrscht nicht gerade Hochbetrieb.

Die Dreierreihen am Büfett haben sich aufgelöst. Auch sind die meisten Tische unbesetzt oder zusammengestellt und mit weißen gestärkten Tüchern überzogen worden.

Die Küchenschwingtür öffnet sich und der Inhaber erscheint. Er redet mit den Gästen am Büfett, öffnet eine Flasche Champagner und verteilt den Inhalt in langstielige Gläser.

Draußen fährt ein Feuerwehrauto mit Blaulicht und Martinshorn vorbei.

Ich weiß nicht, wie lange ich noch im Apartment des Ungarn gehaust habe.

Am Anfang hat es Tag und Nacht für mich nicht mehr gegeben. Das Telefon ist der einzige Schlüssel zur Außenwelt gewesen. Essen, Getränke, Zigaretten, alles habe ich mir ins Haus bringen lassen.

In der ganzen Zeit hat das Telefon kein einziges Mal geklingelt.

Später kann ich mich an trübe Nachmittage erinnern, an denen ich, nachdem ich das Essen der Schnelldienste leid gewesen war, auf die Straße gegangen bin, um selbst einzukaufen.

Vor jedem Schritt nach draußen habe ich ein Bad genommen, aus Angst, man könnte es mir ansehen, das schlechte Gewissen.

Ein schlechtes Gewissen haben und nicht wissen warum, ist ein Gefühl, ein Tier in einem, das nicht schlafen will. Wie gut, dass der Fernseher auch keinen Schlaf braucht.

Die Welt lebt rund um die Uhr. Nur die Zeit will nicht vergehen.

Eines Tages zwischen Werbeblocks und den Nachrichten, nachdem ich mehrere Minuten dafür gebraucht

habe, eine Dose Bier zu öffnen, spüre ich meine Beine nicht mehr. Ich habe keine Beine mehr.

Ein Meter Mensch weniger.

Stiche in der Seite, das müssen die Nieren sein.

Vor dem Fenster zwei Tauben, die in mein Zimmer schauen. Sie gurren und picken gegen die Scheibe.

Eine große Spinne läuft über den Teppich, als wollte sie mir sagen, los Kumpel, verpiss dich, das ist meine Bude.

Die Stadt ist mit dem Gesicht der Schwedin zugeklebt.

Ich kann mich ihren Augen nicht entziehen. Darunter lese ich den Titel der Tournee, die den Namen eines meiner Lieder trägt.

Die Security der Schwedin ist leicht überwunden, der Name des Ungarn öffnet noch immer alle Türen. Ich taste mich in der riesigen Halle im Halbdunkel vor. Die Scheinwerfer sind auf andere gerichtet.

Backstageausweise hüpfen hin und her, machen aus Herrn *Unbekannt* und Fräulein *Schattendame*, mit einem Mal Herrn und Frau Wichtig.

Über Funkgeräte und Handys werden letzte Anweisungen gegeben.

Bobo, Zorro, Zulo, Rambo und Toto betreten die Bühne.

Ein, zwei, drei, schnell ist der Takt, der Rhythmus gefunden. Es ist zwar nicht mein Takt, mein Rhythmus, aber meine Melodie und mein Text.

Ich bleibe im Dunkeln, schleiche mich immer weiter nach vorne zu den Akteuren auf der hellerleuchteten Bühne.

Mit kurzen wasserstoffblonden Haaren steht die Schwedin in der Mitte, eingehüllt in einen weißen gleißenden Scheinwerferkegel, und singt meine Lieder.

In irgendeiner Bar sagt irgendein Tresennachbar zu mir, dass ich ganz schön blöd sei.

»Mensch Alter, da ist doch eine Menge Kohle herauszuholen«, sagt er. »Ich kenne da einen Anwalt, wenn der sich reinkniet, dann rieselt es nur so Geldscheine!«

Ich spendiere ein paar Runden für diesen wertvollen Tipp und mache mich einen Tag später auf zu diesem Wunderanwalt.

Ich schildere ihm ausführlich die Sachlage. Wir werden uns schnell einig. Ich gebe ihm einfach alles Bargeld, was ich bei mir trage. Dass es außer den Kreditkarten, von der eine schon im Automaten am Hauptbahnhof geblieben ist, mein ganzes Vermögen ist, verschweige ich.

Ich bin pleite, dafür übernimmt er den Fall.

»Eine klare Sache, machen Sie sich keine Sorgen«, sagt er und geleitet mich mit siegessicherer Miene zur Tür.

Als ich dann längere Zeit nichts mehr von ihm höre, und das Telefon, Strom und Wasser im Apartment des Ungarn abgestellt worden sind, mache ich mir langsam Sorgen.

»Er ist in einer Besprechung! Er ist nicht da! Er ist gerade bei Gericht! Er ist nicht da! Er ist zu Tisch! Er ist nicht da! Heute ist sein freier Tag! Er ist nicht da!«

Jeden Tag gibt die Sekretärin des Wunderanwalts eine andere Lösung aus.

Also gehe ich persönlich hin, lasse mich nicht länger vertrösten oder abwiegeln. Ohne auf die Sekretärin zu hören, betrete ich sein Büro.

»Gut, dass Sie da sind! Ich wollte Sie gerade anrufen. Nun, das was Sie mir geschildert haben, hat ohne Zweifel Hand und Fuß. Die Sache ist eindeutig. Dumm nur, dass Sie den Brief verschwiegen haben!«

»Welcher Brief?«, frage ich. »Nun, mir liegt hier eine Abschrift vor.«

Er kramt auf seinem Schreibtisch in Unterlagen und holt ein Fax hervor.

»Das ist doch ihre Schrift?«

»Ja«, sage ich.

»Nun, dann ist alles klar. In diesem Brief treten sie ihre Rechte in Form einer Schenkung an die schwedische Sängerin ab!«

»Ich war schlecht drauf«, stottere ich, »wahrscheinlich

war ich verliebt. Es kann auch sein, dass ich in meiner Eitelkeit gekränkt war. Es ist damals nicht alles so gelaufen, wie ich es mir gedacht habe. Ich war eben schlecht drauf.«

»Liebe in dem Business? Welchem Richter soll ich das ihres Erachtens verkaufen? Sie sind draußen! Je eher Sie sich damit abfinden, umso besser. Ich weiß, dumm gelaufen. Jetzt heißt es, wieder nach vorne schauen. Arbeiten, arbeiten, arbeiten, sie werden sehen, morgen gelingt ihnen wieder ein großer Wurf! Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden!«

Beim Rausgehen habe ich den Eindruck, als ob die Sekretärin mir die Zunge herausstrecken würde.

Vor der Tür des Apartments wartet im Netzhemd der Hausmeister auf mich. *Kill of order* steht auf den mehr als ausgeprägten Muskeln seines rechten Oberarms.

»Ich brauche die Schlüssel«, sagt er bedrohlich knapp, und gibt mir dadurch zu verstehen, dass er das Wort *Diskussion* für eine neue Sportdisziplin hält.

Er lässt mich nicht aus den Augen, als ich hektisch meine Sachen zusammenpacke.

»Geht's nicht ein bisschen schneller«, sagt er und macht dabei ein paar Dehnübungen.

Mein geliebtes Fender Road und eine Reisetasche, mehr kann ich nicht tragen. Der Rest bleibt eben zurück.

Zurück geht es vom Hauptbahnhof, wo ich ein zweites Mal eine Kreditkarte im Automaten lassen muss, in eine alte Welt.

»Rattattat« macht der Zug, »Tamm, Tamm, Tamm, nicht geschafft, Rattattat, Tamm, Tamm, Tamm.«

Der alte bürgerliche, spießige, muffige Bahnhof mit gerade Mal drei Gleisen hat mich wieder.

Wer hier ankommt und mit Koffern aussteigt, wird mitteilidig beäugt.

Eben erst hat Gary Cooper Grace Kelly geheiratet.

Die beiden Zeiger der großen Bahnhofsuhr stehen senkrecht nach oben übereinander.

Der Bahnhofsvorsteher läuft ängstlich in sein Office. Er muss mich für verrückt halten, weil ich an meinen Stiefeln Sporen trage, obwohl ich gerade mit dem Zug angekommen bin.

Ich gehe die lange staubige Straße entlang, die den Ort teilt.

Die Bewohner flüchten in ihre Häuser.

Kinder, Kinder, denke ich, ihr braucht doch keine Angst zu haben. Ich und ein Revolverheld?

Und selbst wenn, wie sollte ich schneller ziehen als Gary Cooper, wo ich in der einen Hand mein geliebtes Fender Road und in der anderen meine Reisetasche halte?

Außerdem kenne ich das Ende der Geschichte.

Gary Cooper und Grace Kelly fahren auf einem schwarzen Einspanner durch die Landschaft einen Hügel empor und verschwinden dahinter.

Mensch Gary, jetzt schieß schon, denke ich, als er plötzlich vor mir auftaucht, den Knopf an seinem Jackett langsam aufknöpft und über den Knauf seines Revolvers fährt. Mensch Gary, ich gönne dir's doch! Aber du wirst mit ihr kein Glück haben, mit diesem kühlen blonden Gift. Noch bevor man mich unter die Erde gebracht hat, wird sie dir offenbaren, dass es da noch einen anderen gibt. Irgendwo weit weg. Über den großen Teich hinweg liegt ein kleines Fürstentum. Da lebt ein Monarch, dem so unendlich langweilig ist und den viele Sorgen plagen. Er wird sie heiraten und die ganze Welt wird dabei zusehen.

Drei Kinder wird sie ihm gebären, und die High Society wird das kleine Fürstentum in Beschlag nehmen.

Also Gary, zieh schon und bring es hinter dich! Gib diesem kühlen blonden Gift eindeutig zu verstehen, dass es in Amerika noch richtige Kerle gibt! Nichts hat sich zu Hause verändert, aber auch rein gar nichts. Die Mutter ist froh, ihren Jungen in ihre Arme schließen zu können. Nur für den verlorenen Sohn kommt die Umarmung vor, als würden Handschellen einrasten.

Jeder der Film- und Fernsehkommissare hat diesen Satz

schon einmal gesagt.

Alle Schauspieler träumen davon. Selbst John Wayne, von dem man glaubte, man müsse ihn vom Pferd herunterschießen, damit er mal was anderes macht, hat seine Cowboystiefel in die Ecke, den Pferdehalfter an die Wand gehängt, um einmal diesen Satz zu sagen.

Selbst Klaus Kinski ließ es sich nicht nehmen, auf der Jagd nach dem gefährlichen Dr. Mabuse, den liebenswerten Assistenten zu spielen.

Nur, einen Dr. Mabuse nimmt man nicht so einfach fest. Da geht die Kamera ganz nah ran, um sich sicher zu sein, dass er es auch wirklich ist.

Die Augen des Verbrechergenies, den die ganze Welt jagt, werden größer und größer. In den dunklen Pupillen flackert das Feuer. Sein irres Lachen wird durch Hall noch unterstützt. Ein Flammenmeer, und schon ist Dr. Mabuse verschwunden.

Mehrere Löschfahrzeuge mit Blaulicht und Martinshorn fahren vorbei, als sich der Inhaber des Cafés, das eigentlich ein Bistro ist, an meinen Tisch setzt.

»Kann ich dich mal einen Moment stören?«

»Solange es nicht geschäftlich ist«, erwidere ich und denke dabei an meine unzähligen Deckel, die irgendwo hinten in seinem Büro sortiert in einer Schublade liegen.

Vielleicht hätte ich mich doch auf die eindeutigen Angebote seiner Frau einlassen sollen?

»Nein, nein«, sagt er, »ich habe da nur ein kleines Problem. Eine große Werbeagentur hat das ganze Restaurant für ein Candle-Light-Dinner gemietet.«

Auf die hinteren Tische stellt die Bedienung mit den hennagefärbten Haaren silberne Kerzenleuchter und blank polierte Kristallgläser.

»Gemietet, alles nur gemietet. Heute ist mein Glückstag! Einem angehenden Sternekoch habe ich eine Lebensstellung mit allerbesten Bezahlung in Aussicht gestellt. Dafür zaubert er für den heutigen Abend ein Testmenü, für das ich nichts zu bezahlen brauche. Ist das nicht genial? Der

Rest alles gemietet, vom Silber bis zur Stoffserviette!«

Die Krämerseele scheint glücklich zu sein und ordert bei seiner farbigen Bedienung mit dem französischen Akzent, eine Flasche Calvados und zwei Gläser.

Natürlich bringt sie anstatt des Calvados eine Flasche Bobadilla.

Seit ich zurückdenken kann, werde ich, wenn ich hier einen Calvados bestelle, damit vertröstet, dass dieser gerade im Moment ausgegangen sei, ich aber als Ersatz einen Bobadilla haben könnte, selbstverständlich auf Kosten des Hauses.

Ein Ritual, das in Anbetracht der Bestellung durch den Inhaber des Cafés, das eigentlich ein Bistro ist, eine ganz neue Bedeutung gewinnt.

Von ihm höchstpersönlich werden die Gläser bis zum Rand gefüllt, auch ein Novum.

Irgendetwas scheint er von mir zu wollen. Unruhig auf dem Stuhl, Schweißperlen auf der Stirn, so kenne ich mein Gegenüber gar nicht.

»Nichts gegen dich, wirklich, also, nichts gegen dich«, stottert er, »du weißt ja, wie ich dich schätze, aber der heutige Abend ist unheimlich wichtig für uns. Die Leute von der Agentur, eine ganz andere Zielgruppe, eine ganz neue Szene. Das ganz große Geld, die können abschreiben, da kann unsereiner nur von träumen. Also, um es kurz zu machen, verstehe es jetzt bitte nicht falsch, also, es wäre gut, bitte nimm es nicht persönlich, hörst du, es hat wirklich nichts mit dir zu tun, aber du musst jetzt leider gehen. Verstehst du, nichts gegen dich, aber heute Nacht haben wir eine geschlossene Gesellschaft, nur die Werbebeinis, sonst niemand. Ich wusste ja, dass du Verständnis dafür hast.«

Er scheint erleichtert, klopft mir auf die Schulter und fügt, bevor er mich verlässt, hinzu, dass der Calvados, also, der Bobadilla natürlich auf seine Kosten gehe.

»Ab morgen gibt es auch wieder Calvados, versprochen, ist versprochen!«

Dann ist er auch schon durch die Tür, um weitere gemietete Sachen aus seinem Wagen zu holen.

Rausgeschmissen! Er hat die Stirn mich einfach rauszuschmeißen! Bin ich ein Aussätziger?

Warum spricht er nicht mit der Frau in dem zitronencremefarbenen, hautengen Kostüm, die zwei Tische von mir entfernt sitzt und immer noch unentwegt Wein in sich hineinschüttet?

»Schreib alles auf«, rufe ich dem Besitzer des Cafés, das eigentlich ein Bistro ist, zu.

»Morgen, morgen ist kein Problem, verstehst du, nichts für ungut! «

Was ist, wenn ich sitzen bleibe?

Seine Aufforderung einfach keine Bedeutung schenke?

Er wird es nicht wagen, die Polizei zu holen.

Dennoch, warum werden meine Pläne immer von Idioten durchkreuzt?

Wie heißt bloß das Spiel, in dem ich stecke und dessen Spielregel ich bis heute scheinbar nicht kenne?

Ich bleibe sitzen, schwöre ich mir.

Heini klopft gegen die Fensterscheibe des Cafés, das eigentlich ein Bistro ist. Er wirkt aufgeregt.

»Du wirst abgeholt?«, fragt scheinheilig der Besitzer.

»Das trifft sich ja gut.«

Als ich automatisch aufstehe, den großen Panamahut in die rechte Hand nehme, hat die Frau in dem hautengen, zitronencremefarbenen Kostüm noch immer oder schon wieder ein volles Weinglas.

Ist das gerecht?

»Vergiss uns nicht«, flüstert der Aschenbecher, »wir sind deine einzigen wirklichen Freunde!«

»Hey Alter, gut, dass ich dich noch erwische«, begrüßt mich Heini mit seiner schrecklichen Knoblauchfahne an der Tür.

»Charly ist draußen! Hörst du, Charly ist draußen! Er ist ausgebrochen!«

»Na, ist doch wunderbar!«

»Das ist noch nicht alles. Du wirst von der Polizei gesucht!«

Instinktiv fasse ich in die Innentasche meines Jacketts, wo ich zwischen Futter und Futter den ungeöffneten Brief des Amtsgerichts vermute.

Kein Futter, kein Brief!

Da ist nichts. Ich bin beklaut worden, verdammt!

»Komm steig ein«, ruft Heini.

Ohne Widerworte setze ich mich in das knoblauchverseuchte Taxi und drehe das Fenster hinunter.

Nach wenigen Metern brülle ich laut: »Halt!«

»Was ist los?«, fragt Heini.

Ich kann es nicht fassen, mein Haus, meine Wohnung steht in Flammen.

Drei große Löschzüge versuchen ihr Bestes.

Über den Bürgersteig und den Vorgarten sind kreuz und quer Schläuche ausgerollt. Springtücher liegen bereit.

Ein Polizist raucht hektisch eine Zigarette und tritt sie

schon nach der Hälfte wieder aus.

Feuerwehrleute mit Sauerstoffflaschen auf dem Rücken steigen über Leitern durch die gebersteten Fenster in das brennende Haus ein.

Rechts und links vom brennenden Haus Scheinwerferautos, die aus der Dunkelheit hellen Tag machen und den Eindruck vermitteln, als würde hier ein Film gedreht.

Ein Fernsehteam versucht, Bilder einzufangen.

Die langhaarige Reporterin im hellen Kostüm steht mit dem Rücken zum brennenden Haus und lässt sich filmen.

Ein zweiter Kameramann hastet hinter den Feuerwehrmännern her.

In einem Krankenwagen brennt Licht. Die Schatten hinter dem Milchglas bewegen sich hektisch hin und her.

»Lass uns fahren, Charly suchen«, sage ich und bekomme als Dank dafür einen kräftigen Schlag auf die Schulter, dass mir die Luft wegbleibt.

»Endlich wieder der Alte«, sagt Heini und startet durch.

»Ich weiß etwas, was du nicht weißt«, singt Heini und kichert in sein Lenkrad.

Wir fahren durch die Nacht.

Schnell sind die Prachtstraßen mit den hell erleuchteten Schaufenstern und den grellen Neonreklameschildern durchfahren. Die Straßenbeleuchtung wird immer spärlicher, traurig wirken die Häuser, Müll liegt auf der Straße.

An den Plätzen vor den Altglascontainern stapeln sich die Flaschen.

Ich muss an meine Wohnung denken, aus deren Fenster hohe Flammen geschlagen sind. Gut, dass mein altes so geliebtes Fender Road beim Pfandleiher liegt.

Eine kleine Rauchvergiftung werden sich meine Mitbewohner zugezogen haben.

Ich werde gesucht. Jeder Polizist in der Stadt kennt meinen Namen.

In den Abendnachrichten wird man live von der Unfallstelle berichten. Der große Unbekannte, die vermisste Person, dessen Namen man zwar kennt, von

dem aber kein Foto existiert, das bin ich.

In ein, zwei Tagen wird man die Suche nach mir abbrechen. Kein Mensch hat Interesse, dass ich gefunden werde.

Plötzlich fällt mir auch wieder ein, wo der Brief des Amtsgerichts geblieben ist, er steckt in meinem alten Jackett zwischen Futter und Futter, dass längst Opfer der Flammen geworden sein wird.

Nichts wird zurückbleiben. Ich bin draußen.

Alle Welt wird glauben, dass ich in den Flammen umgekommen bin. Es ist nur eine Frage der Zeit, dann wird man mich für tot erklären.

Ich kann eine neue Identität annehmen. Ein neuer Name, eine neue Existenz.

Gehen Sie sofort über Los, ziehen Sie 4.000 ein! Die größte Chance Deines Lebens, Du musst nur zugreifen!

Besser hätte es für mich überhaupt nicht laufen können.

Wir haben den alten Hafen erreicht. Eine kleine Stadt für sich, mit unzähligen kleinen Gassen und Brücken, die die einzelnen Speicher miteinander verbinden.

Heini schaltet die Scheinwerfer aus und fährt im Schritttempo weiter.

»Die Stadt, musst du wissen«, sagt Heini, hat einen Teil der leer stehenden Lagerhallen an Künstler vermietet.

»Und was wollen wir hier?«

»Wart' ab!«

Das Taxi biegt um eine Ecke in eine kleine Gasse ein und hält nach ein paar Metern vor einem Schuppen.

So beginnen oder enden Kriminalfilme.

Hier spricht Edgar Wallace!

Die ganze Familie ist versammelt.

Elisabeth Flickenschildt schüttet Tee nach, der natürlich vergiftet ist. Klaus Kinski hält den Telefonhörer mit beiden Händen und stammelt etwas von *bitte legen Sie nicht auf*.

Reihenweise verlieben sich Heinz Drache, Blacky Fuchsberger, Jürgen Wussow und Harald Leibnitz in Karin Door, Barbara Rütting oder Uschi Glas. Eddi Arent

stolpert durchs Bild und stiehlt Sir Archibald alias Hubert von Meyerinck die Schau. Irgendwo im Hinterzimmer wartet im Halbdunkel der große Boss und erteilt Order. Irgendwo liegt auf dem Wellblechdach keine Katze, sondern der Scharfschütze, ein ehemaliger Söldner und versucht, seine Sache so gut wie möglich zu machen.

Elisabeth Taylor und Robert Redford spielen diesmal keine Rolle. Eher schon Jean Paul Belmondo oder Richard Burton.

Heini und ich steigen aus dem Taxi.

Unsere Schritte hallen auf dem glatten
Kopfsteinpflaster.

Die blassblaue Inschrift auf dem Eingang zeugt noch
von dem Fischhändler, dem dieser Schuppen einmal
gehört hat.

Heini klopft in verschiedenen Abständen gegen die Tür.

»Hauch doch einfach durchs Schlüsselloch!«

»Idiot!«

Das Tor wird zur Seite geschoben. Ein Riese von einem
Schwarzen begrüßt Heini mit einem tiefen heiseren *Hello,*
boss!

»Darf ich vorstellen, mein Taxifahrer Tweedy!«

»Sonst alles klar bei Euch?«, fragt Heini.

»Yes, boss!«

Wir folgen dem Zwei-Zentner-Mann durch eine lang
gezogene Lagerhalle, an deren Ende sich eine Tür
befindet.

Der Schwarze schließt auf, und wir betreten ein spärlich
beleuchtetes Treppenhaus.

In der ersten Etage eine etwas kleinere Halle, die nur
von zwei blassen Neonlampen beleuchtet wird.
Fischgeruch liegt in der Luft. Von den Wänden ist der
blaue Putz gefallen.

Hinter einer Säule tritt grinsend Charly hervor, wie
damals Harry Lime kurz nach dem 2. Weltkrieg in Wien.

»Na, zurück von deinen wichtigen Auslandsgeschäften?«

Charlys Gesicht ist runder geworden, fast so wie Orson

Welles in seinen letzten Jahren.

»Darf ich dir meinen Freund Hammi vorstellen?«

Irgendwo im hinteren Teil des Raumes, da wo das Licht nicht hinfällt, schlägt jemand mit einem Stock auf den Steinboden.

Das Geräusch kommt näher.

Ein untersetzter Dunkelhäutiger mit nacktem Oberkörper, schulterlangem, pechschwarzem Haar und einer Art Kriegsbemalung in seinem Gesicht tritt aus der Dunkelheit hervor. Er trägt eine große verspiegelte Sonnenbrille. In der Hand hält er einen dünnen weißen Stab, mit dem er sich vortastet.

»Komm her«, sagt Charly zu mir, »er muss dich anfassen.«

»Schön dich zu sehen«, begrüße ich den Dunkelhäutigen.

»Hugh!«

Hände fahren über mein Gesicht.

»Schön, dass wir wieder alle zusammen sind«, seufzt Heini hinter mir.

»Yes, boss«, pflichtet ihm Tweedy, sein Tagesfahrer, bei.

»Du hättest mir sagen sollen«, sagt Charly, »dass du unter Pyromanie leidest. Wir hätten die Aktion gemeinsam planen können.«

Ich weiß zwar nicht, was er damit meint, aber der Brand und meine unerwartete Obdachlosigkeit und Berühmtheit scheint ihn zu erfreuen.

»Sein Gesicht gefällt mir nicht«, sagt der blinde Dunkelhäutige und zieht urplötzlich ein Messer.

»Steck es ein Hammi, steck es ein«, versucht Charly ihn zu beruhigen, »das, was du eben berührt hast, war nur seine Maske.«

»Wir könnten zur Feier des Tages ins Grönland gehen. Das ist ganz in der Nähe«, sagt Heini und versucht die Situation zu entschärfen.

»Yes, boss!«

»Lasst uns zu Fuß gehen!«

»Ich fahre mit dem Wagen hinterher, boss«, sagt Tweedy.

Charly lacht nur und führt den blinden Winnetou die Treppe hinunter.

Ich habe irgendwie meinen toten Punkt erreicht, sehne mich nach einem Bett, weiß aber nicht wo, und lasse mir nichts anmerken. Mein Instinkt sagt Abenteuer. Mein benebelter Verstand rät zum Rückzug. Aber wer hört schon auf seinen benebelten Verstand?

Außerdem habe ich das Gefühl, auf Wolken zu gehen. Alles wirkt leicht.

»Der Dschungel lebt«, sagt Charly und meint damit das *Grönland*.

Er versucht, zwischen den Menschenmassen einen Platz für uns auszumachen.

Die Luft riecht nach Gummi, Schweiß und kürzlich Erbrochenem.

Das *Grönland* entpuppt sich als eine große Lagerhalle, eingetaucht in blaues Neonlicht mit einer Metalltheke, an der man nur Dosengetränke bekommen kann.

Irgendwo in einer Ecke finden wir, dank des blinden Dunkelhäutigen, der wild mit seinem weißen Stöckchen um sich geschlagen hat, einen Platz.

Aus den Boxen dröhnt übersteuerte synthetische Musik.

»Das ist der Takt der Zeit«, brüllt Heini, »Tekkno-Scheiß, da werden wir nicht mehr gebraucht.«

Dias werden an eine Wand geworfen: Eine indische Tempeltänzerin, ein frisch verheiratetes amerikanisches Paar aus den sechziger Jahren, Prinz Charles, Lady Di mit Heiligenschein, Bilder aus Metropolis, die Bergner, Gustav Fröhlich. Dazwischen fliegen immer wieder leere Bierdosen und Isogetränke gegen die Wand.

An einem Nebentisch werden ein kleiner Spiegel, eine Rasierklinge und ein Silberröhrchen reihum gereicht.

Der blinde Winnetou bahnt sich einen Weg durch die tanzende Menge. Wer es nicht rechtzeitig schafft, Platz zu machen, bezieht Schläge.

»Hammi hat ein hartes Schicksal hinter sich«, brüllt Charly, »ihm hat mal eine kleine Kneipe gehört. Eines Abends, nachdem er seinen Laden abgeschlossen hatte, um nach Hause zu fahren, hat er die große Dummheit begangen, eine weiße Frau nach der Uhrzeit zu fragen. Na ja, zum Fragen ist er eigentlich nicht mehr gekommen. Die Frau hat ihm direkt eine volle Ladung Tränengas ins Gesicht gesprüht. Fünf Monate hat er im Krankenhaus gelegen, ohne dass man seinen Augen hätte helfen können. Als er wieder herauskam, warteten schon zwei Briefe auf ihn. Der eine war von der Staatsanwaltschaft. Die Frau hatte ihn, aus Angst vor Regressansprüchen, angezeigt und beschuldigt, sich ihr unsittlich genähert zu haben. Ein Afghane in den besten Jahren und eine blasse, zierliche, anständige, deutsche Frau. Da fällt dem Gericht die Entscheidung nicht schwer. Der zweite Brief war von seiner Bank. Die Herren wollten ihr Geld zurück, den Kredit für seine Kneipe. Seitdem befindet er sich auf Kriegspfad. Wie findest du die Geschichte? Zuviel Realität für unser sensibles Genie, was? Die Realität ertragen, heißt Ruhigstellung!«

Schon bemerkenswert, wie Charly ohne Luft zu holen und gegen die Lautstärke so lange reden kann.

»Die Realität ertragen heißt Ruhigstellung!«

Ohne zu fragen, greift sich Charly am Nebentisch die Utensilien und zieht sich eine Line.

»Hör auf, Charly«, brüllt Heini.

»Ich würde jetzt gerne gehen«, sage ich leise vor mich hin, obwohl ich keine Ahnung habe, wohin.

Auf der Tanzfläche hat sich der blinde Winnetou mit seinem dünnen weißen Stöckchen einen gewissen Radius geschaffen.

Einige mutige Frauen versuchen, seinen glänzenden Körper zu berühren und stecken anschließend lustvoll ihre Finger in den Mund.

Die Tatscherei scheint ihn zu irritieren, wild schlägt er um sich.

Ein unbedachter Beobachter, und davon gibt es viele

hier, könnte meinen, es handele sich hier um einen neuen Tanz.

»Wo hast du ihn eigentlich aufgegabelt?« brüllt Charly Heini an.

»Na, in seinem Stammcafé! Einem Laden mit einer viel zu großen Fensterfront und einer neokonservativen Einrichtung.«

»Also ein Aquarium!«

»Aber mit nur einem Fisch!«

Für beide scheint es so witzig zu sein, dass ihre Köpfe vor Lachen rot anlaufen und zu platzen drohen.

Charly steht bestimmt unter Tabletten. Hoffentlich kommt es durch das Kokain nicht zu unkontrollierten Ausfällen.

An der Metalltheke beim Dosenbierausschank scheint der blinde Winnetou einen Streit angezettelt zu haben.

»Soll ich helfen?«, fragt Tweedy und setzt seinen zwei Zentner Körper in Bewegung.

Am Nebentisch werden knopfgroße Tabletten verteilt. Charly haut mir in die Seite.

»Schau, jetzt ziehen sie sich die Hauptspeise rein! Ecstasy! In Verbindung mit LSD oder Speed, geht ganz schön ab! Da werden die heute Nacht auf der *Nacht und Not* ja noch alle Hände voll zu tun bekommen. Diagnose: Klassischer Psychosenausbruch beziehungsweise Intoxikationspsychose. Ecstasy, die Designer-Droge für den kleinen Geldbeutel! Ein schöner Name, nicht wahr? Ecstasy ist die absolute Marktlücke. Deine Pille wird von den Bullen entdeckt, analysiert und kommt auf den Index. Du veränderst ein paar Zutaten und schon bist du fürs Erste am Betäubungsmittelgesetz vorbeigerutscht.«

»Das interessiert doch keinen«, brüllt Heini.

Tweedy bringt den blinden Winnetou zurück an unseren Tisch und verteilt Dosenbier.

»Was war?«, fragt Heini.

»Er hat sein Messer gezogen!«

»He's son ofa bitch!«

»Was haltet ihr davon, wenn wir die Lokalität wechseln?«, fragt Charly.

Keine fünf Minuten später stehen wir wieder draußen, dafür hat schon der blinde Winnetou gesorgt, der uns mit seinem dünnen weißen Stöckchen den Weg frei geschlagen hat.

Tweedy steht wie ein Chauffeur am Taxi und hält uns die Türen auf.

Ich bin taub, höre nur noch ein Klingeln in meinem Kopf.

»Heute Abend, zur Feier des Tages, zeige ich euch was ganz besonderes«, sagt Heini auf dem Beifahrersitz und versucht durch den Rückspiegel eine Reaktion unsererseits auszumachen.

»Hugh«, erwidert der blinde Winnetou, der hinten zwischen Charly und mir sitzt. Noch spielt er nur mit seinem dünnen weißen Stöckchen, aber was ist, wenn er plötzlich sein Messer zieht?

Hinten in der Enge des Taxis wäre das eine Katastrophe.

»Große Preisfrage an alle, wie hieß unser erster Auftrittsort?«

»Was, den gibt es noch!«

Charly strahlt wie ein Kind vor der weihnachtlichen Versicherung.

»Du meinst doch nicht etwa die alte Kellerkneipe am Bahnhof?«

Mir schwant Böses. Natürlich hält das Taxi am Bahnhof.

Tweedy springt aus dem Auto und öffnet uns die Türen.

Gar nicht so einfach, mit einem blinden Winnetou die steile Treppe hinunter zu kommen. Geht man vor, hat man andauernd sein dünnes weißes Stöckchen am Arsch, geht man hinter ihm, berührt ihn, um ihn vor einem eventuellen Sturz zu bewahren, kann man sich nicht sicher sein, dass er sein Messer reflexartig zieht und wie wild nach hinten zu sticht.

Till Eulenspiegel hat tatsächlich Karriere gemacht!

Er begrüßt uns an der Tür, schwafelt irgendetwas von einer Erbschaft, die er damals nach seiner fristlosen Kündigung gemacht hat und die der ehemalige Besitzer dieses Kellerlochs nicht ausschlagen konnte.

Oberflächlich gesehen, scheint sich in dem Loch nichts verändert zu haben. Das versiffte Holz mit den Namens-einkerbungen und den dummen Sprüchen ist immer noch dasselbe. Dafür wird der Modergeruch durch bekanntes Designerparfüm überlagert.

Nein, die ganze Einrichtung hat sich nicht verändert.

Dafür aber vollständig die Musik und dadurch auch das Publikum.

Till Eulenspiegel, der König der Nacht, der Kaiser der Gastronomie, der Papst der Musik, wie er sich selbst bescheiden nennt, ist in seinem Element. Endlich kann er die Platten auflegen, die er vor mehr als zwanzig Jahren schon immer aufgelegt haben wollte. Sich aber nie getraut hat, irgendjemanden darum zu bitten, schon gar nicht zuzugeben, dass er sie zu Hause heimlich hört.

Till Eulenspiegel, der König der Nacht, legt unerbittlich und selbständig die Platten auf.

Die Jugend liegt ihm zu Füßen. Plateauschuhe, Rollkragenpullover mit Gürtel um die Hüften, Plastikjacken, -hemden, -röcke. Schlaghosen, Westover, Hemden mit langem Kragen, Wildlederjacken mit großen Knöpfen.

Glänzendes schrillendes Plastik, wo man auch hinsieht.

Das wirklich Entscheidende aber ist die Musik. Bei *Tränen lügen nicht*, kann sich selbst der blinde Winnetou nicht entziehen.

Aus einem, auf dem Kriegspfad sich befindlicher Indianer, wird plötzlich ein personifiziertes eingegrabenes Kriegsbeil, das genüsslich seine Friedenspfeife raucht.

»Ist das nicht geil«, kommentiert Heini James Lasts, *Wenn sanft das Mondlicht auf den Hügeln schläft*.

»Was ist passiert?«, fragt erstaunt Charly, »hat man über Deutschland die Neutronenbombe abgeschossen? Ihr

wisst schon, das Innere wird vernichtet und nur die Hülle bleibt stehen.«

»It's cool man«, flachst Tweedy und lacht blöde.

Mir ist nicht entgangen, dass er seit geraumer Zeit die Kinderärsche in ihren knappen grellen Plastikröcken betrachtet.

Wenn das mal gut geht!

Und tatsächlich Tweedy steht auf, gibt dem blinden Winnetou einen Klaps und beschimpft ihn mit unsäglichem amerikanischen Vokabeln, die man wahrscheinlich sonst nur in der Bronx hört.

Dann geht er mit wiegenden Schritten auf die kleine Tanzfläche zu. Ein Zwei-Zentner-Mann in der Bewegung von James Brown, das hat schon was.

Ausgerechnet den *Puppenspieler von Mexiko* muss Till Eulenspiegel jetzt auflegen.

»Auf besonderen Wunsch«, krächzt er wie ein Karussellbetreiber ins Mikrofon.

»Er ist viel zu nah am Mikro. Warum sagt ihm das niemand?«

Charly wirkt ungehalten.

Hammi, der blinde Winnetou, spielt mit seinem dünnen weißen Stab, so als ob er seine eigene afghanische Familienplanung in den Händen halten würde.

Heini hat den Arm um Charly gelegt. Er scheint ihn im Griff zu haben.

Aber was ist mit dem blinden Winnetou und Tweedy?

Tweedy scheint taub zu sein oder völlig unmusikalisch. Er bringt es fertig zum *Puppenspieler von Mexiko* so zu tanzen, als lief gerade *Sexmaschine* von James Brown.

Die kleinsten Mädchen hat er sich als Opfer ausgesucht. Da gibt es kein entrinnen mehr. Richtig aktiv wird er aber erst, als aus den Boxen die Stimme von *Sexy Rexi* zu hören ist.

»Hossa, hossa, hossal«

Schon hat sich Tweedy eins der Zwergenmädchen gepackt und einfach wie einen Ball hochgeworfen. Sicherlich

mit guter Absicht, wie ich ihm mal unterstellen will.

Allein nach dem dritten Mädchen, das gegen die niedrige Decke knallt und mit schlaffem Kopf einfach so zu Boden fällt, hätte ich ihn wohl zum Aufhören bewegen müssen.

»Hossa, hossa, hossa!«

Vorsichtig greife ich über den blinden Winnetou, kneife Heini in den Arm und deute auf die Tanzfläche.

»Kein Problem, habe alles im Griff«, sagt Heini und macht sich von Charly frei.

Ob er sich auch eine Line gezogen hat?

»Hossa, hossa, hossa!«

Schon wieder muss eins der Mädchen dran glauben.

»Kannst du mit Hammi mal auf die Toilette gehen«, sagt Charly.

»Ich glaube nicht, dass er über meine Begleitung erbaut sein wird.«

»Hugh!«

»Ach was, der ist schon in Ordnung! Du brauchst ja nur bis zur Tür, den Rest kann er schon allein!«

Ich lasse den blinden Winnetou seinen eigenen Weg gehen. Da sind drei Türen. Mal sehen, ob er sich für die richtige entscheidet.

Prompt wählt er die Eisentür, hinter der sich die Getränke und das Leergut befinden. Feuchtigkeit und Modergeruch schlägt uns entgegen.

»Das ist nicht die Toilette!«

»Frau da, hugh!«

»Nein, nein, nix Toilette! Abstellraum!, Leergut!«

»Frau da, hugh!«

Ich weiß nicht, warum ich auf die Idee gekommen bin, das Licht anzumachen.

Für einen Blinden Licht machen, darauf kann nur ich kommen.

Wahrscheinlich ist es etwas anderes, was mein Unterbewusstsein steuert.

Es ist das rhythmische Geräusch der Leergutkästen, das

Scheppern der leeren Flaschen im Takt! Was fällt einem ein, wenn man plötzlich im grellen Licht einen Mann mit heruntergelassenen Hosen und eine Frau mit hochgezogenem Rock, die auf ihm steckt, sieht?

Vor allem, wenn man die Frau recht gut kennt.

»Hallo«, mehr fällt Maren zur Begrüßung nicht ein.

»Hugh!«

»Entschuldigung, aber ich habe unseren Rhythmus gehört!«

»Hugh!«

Der junge Mann mit den heruntergelassenen Hosen steht regungslos da, lässt es sich sogar gefallen, dass der blinde Winnetou mit seinem dünnen weißen Stöckchen über seinen nackten knabenhaften Hintern fährt.

»Ich ruf dich an, ja«, sagt Maren.

»Frau da, hugh!«

Der blinde Winnetou öffnet seine Hose und erleichtert sich am nackten Bein des erstarrten Jünglings.

»Na, dann will ich mal nicht länger stören«, entschuldige ich mich und lasse die drei allein zurück.

Auf der kleinen Tanzfläche hat sich ein Berg von bewussten Mädchen gebildet.

Die Jünglinge im Outfit der Siebziger stehen respektvoll an den versifften Holzwänden.

Tweedy hält einen abgerissenen Telefonhörer in der Hand.

Roy Blacks größter Erfolg scheint einen Sprung zu haben. »Ganz in weieieieiei ..., ganz in weieieieiei ..., ganz in weieieieiei ...«

Schnellen Schrittes gehe ich an den Ort, wo eben noch Till Eulenspiegel, der König der Nacht, der Kaiser der Gastronomie, der Papst der Musik, über alles gethront und seine Platten aufgelegt hat.

»Ganz in weieieieiei ..., ganz in weieieieiei ..., ganz in Welelelelel ...«

Till Eulenspiegels Nase zieht eine Blutspur. Spiralförmig sucht es seinen Weg zur Mitte der Platte hin. Seine Nase,

so scheint es, hat sich mit dem Tonabnehmerarm des Plattenspielers vereinigt.

Die Musik oder Tweedy scheint ihn bewusstlos gemacht zu haben.

»Wir sollten die Lokalität wechseln«, kichert Charly.

»Shit boss!«

»Ich weiß, war'n langer Tag, Tweedy«, versucht Heini seinen Tagesfahrer zu beruhigen.

Keine fünf Minuten später sitzen wir wieder alle im Taxi.

Über Funk erfahren wir, dass der Brand inzwischen gelöscht worden ist.

Die Suche nach mir hat man aber noch nicht aufgegeben.

Der blinde Winnetou neben mir grinst zufrieden und blöde und murmelt etwas von: »Frau da, Frau gut, hugh!«

Das Café, das eigentlich ein Bistro ist, liegt auf der anderen Straßenseite.

Heini, Tweedy und ich sitzen im Taxi und warten.

Warum begreife ich das Spiel nicht?

Warum hinke ich immer hinterher?

Der Alte, Ein Fall für zwei, Derrick, der Kommissar, welche Scheußlichkeit kommt als Nächstes?

Ich bekomme diese grässlichen Bilder nicht aus meinen Kopf.

Ein Gesicht spiegelt sich im Seitenfenster des Taxis.

Eine Fotomontage?

Oder bin das wirklich ich?

Wer gehört zu wem?

Ich könnte sie ja alle einmal aufrufen. Nacheinander sollen sie aufzeigen oder zumindest die Zunge herausstrecken.

Ich kurbele das Fenster herunter. Schnell werde ich von der Fratze erlöst.

Noch ist von drüben nichts zu hören.

»Wie lange sind sie jetzt schon drin?«, fragt Heini.

»Twenty minutes, boss!«

»Wir sollten reingehen und sie rausholen. Ich habe keine Lust, wegen den beiden meine Lizenz aufs Spiel zu setzen.«

Ich öffne die Beifahrertür, steige aus und überquere die Straße.

Heini pfeift mich zurück. Er öffnet sein Handschuhfach und reicht mir seinen Trommelrevolver.

»Kannst du mir mal verraten, in welchem Film ich gerade stecke?«, frage ich ihn.

»Ich dachte für alle Fälle!«

»Thats live«, kommt von hinten die tiefe heisere Stimme des farbigen Zwei-Zentner-Manns.

Am Morgen noch den ungeöffneten Brief vom Amtsgericht und jetzt eine Wumme in der Innentasche.

Wenn das keine Veränderung ist.

Dumme, nutzlose, schmutzige Löcher kann man mit diesem verdammten Ding reißen.

Wen's interessiert, bitte aufstehen!

Ich drücke meinen großen Panamahut tiefer in die Stirn, lockere Beine und Arme, dass der weiße Stoff meines Anzugs in Wallungen gerät.

Das Innere des Cafés ist in ein orangefarbenes Licht getaucht.

Bei gedämpftem Licht und Kerzenschein sitzt die *Geschlossene Gesellschaft* an der festlich geschmückten Tafel und schneidet rosa Fleischscheiben in kleine Stücke.

So weit, so gut!

Wo aber sind Charly und der blinde Winnetou?

Warum habe ich auch im Taxi davon angefangen?

Selbst schuld, wenn ich allen Leuten erzähle, dass mich der Besitzer meines Stammcafés, das eigentlich ein Bistro ist, vor die Tür gesetzt hat.

Warum besitzt dieses miese Loch keine Schwingtür?

Was soll's! Ich stelle mir einfach vor, es wäre so.

»Huuuch« macht es, als ich mit voller Wucht die Glastür öffne.

Ein erstauntes *Oooh* ernte ich von der Geschlossenen Gesellschaft, die wie gebannt auf mich schaut, als sei ich der Leibhaftige oder der Erlöser.

Könnt ihr haben, könnt ihr haben, denke ich und fahre mit der Hand an die ölige Trommel des Revolvers.

Derweil nehmen spitze fettige Münder rosa Fleischstückchen auf.

Der blinde Winnetou räumt gerade mit seinem weißen langen Stöckchen das Büfett ab. Die Geschlossene Gesellschaft applaudiert höflich.

Charly sammelt unterdessen auf einem Silbertablett die Autoschlüssel der Gäste ein.

Ein Kellner, den ich noch nie gesehen habe, steht in einer Ecke und schaut dem Geschehen gleichgültig zu.

Von den Besitzern keine Spur.

Takes, die ich nicht kenne, Sequenzen, die mir Angst machen. Kein Wunder, wenn man als einziger das Drehbuch nicht kennt.

Oberflächlich gesehen sind Charly und der blinde Winnetou die Bösen und die Geschlossene Gesellschaft die Guten. Und was ist meine Rolle?

Soll ich die beiden etwa niederknallen?

Genauso gut könnte man die Rollen auch umdrehen. Nur dann würden die Patronen in meinem Revolver nicht ausreichen.

Der blinde Winnetou hat das Tischchen erreicht, auf dem in Reih und Glied die Zuckerstreuer stehen. Mit einer bemerkenswerten Treffsicherheit für einen Blinden, stößt er mit seinem weißen langen Stöckchen, den er dabei wie einen Billardqueue hält, den ersten Zuckerstreuer herunter, der auf dem Boden in Tausend Stücke zerschellt.

Ein dumpfes *Ob* macht die Runde.

Das geht zu weit!

Meinetwegen kann er das ganze Lokal in Schutt und Asche legen. Aber nicht meinen Zuckerstreuer und den Aschenbecher.

Ich spüre neugierige Blicke, die ganz allein auf mich gerichtet sind. Warum greifen die Besitzer nicht ein?

Ich reiße dem blinden Winnetou sein weißes langes Stöckchen aus den Händen und versuche es auf meinem Oberschenkel zu zerbrechen, was mir aber nicht gelingt. Im Gegenteil, ich habe das Gefühl, als ob ich mir gerade einen Knochen gebrochen habe. Ich kann das Gleichgewicht auf einem Fuß nicht mehr halten und falle nach hinten auf den Steiß.

Das Publikum, die Geschlossene Gesellschaft, scheint enttäuscht. Auf jeden Fall ernte ich mit meinem Auftritt nur ein langweiliges *Ob*.

Winnetou hat sein Messer gezogen und sticht in die Richtung, wo er mich vermutet. Zum Glück bin ich gefallen. Schnell bin ich wieder auf den Beinen. Immerhin geht es um zwei Freunde.

Rhythmisches Klatschen von Seiten der illustren Gäste hat eingesetzt.

Charly hat die Anstaltshosen heruntergelassen und sein Geschäft auf dem silbernen Tablett mit den eingesammelten Autoschlüsseln erledigt.

Ich ziehe meinen Revolver und halte ihn auf die illustren Gäste.

»Ich will meinen Aschenbecher!«

Hektisch wirken die Bewegungen der Hände, die einen Aschenbecher ergattern wollen. Enttäuscht und voller Angst die Gesichter derjenigen, die keinen erwisch haben.

»Nicht alle! Nur meinen Aschenbecher«, wiederhole ich meine Aufforderung.

Ein Raunen geht durch die Geschlossene Gesellschaft.

Stöckchen schläge prasseln auf meinen Kopf und Rücken nieder. Instinktiv ducke ich mich und verliere dabei meine Waffe. Ich greife mir einen Barhocker, um seine Schläge abzuwehren.

Winnetou erweist sich als ein zäher Bursche. Mit seinen unkontrollierten links und rechts Attacken versucht er mich einzuengen.

Warum hilft mir niemand?

Ich verpasse ihm einen gezielten Tritt in den Unterleib, um Zeit zu gewinnen.

Winnetou scheint aber nicht aufgeben zu wollen. Zwar ist sein Gesicht vom Schmerz gezeichnet, aber mit dem Messer sticht er schon wieder in meine Richtung.

Ich schmeiße den Barhocker zur Seite und treffe zufällig einen der illustren Gäste, der sich unbemerkt im Schutz unter den eingedeckten und zusammengestellten Tischen nach vorne gerobbt hat, um nach meinem, auf den Boden liegenden Revolver zu greifen. Ich knie mich und schnappe mir vor ihm die Waffe.

Das wirkt auf die Geschlossene Gesellschaft, die gerade dabei war, sich aufzulösen, kontraproduktiv. Eng zusammengedrängt stehen sie hinten an der Wand.

Mein Kopf ist auf der Höhe der Tischkante.

Wie Soldaten in Reih und Glied stehen sie vor mir.

Der siebente von links, das könnte mein kleiner vorwütiger Freund, der Zuckerstreuer sein.

Charly hat nichts Besseres zu tun, als sein Kunstwerk auf die gedeckte Tafel, mitten hinein in die Geschlossene Gesellschaft zu schmeißen.

Einzelne versuchen, aus dem illustren Kreis ausubrechen. Sie verlieren die Fassung, schreien oder lachen hysterisch. Für die meisten aber bleiben wir der Programmhöhepunkt des Abends.

Mit einem Ruck drehe ich den blinden Winnetou in die entgegengesetzte Richtung, verpasse ihm einen Tritt, sodass er mitten in der Salatbar landet.

Die Zweifler von eben haben sich wieder gesetzt und applaudieren am heftigsten.

Charly steht plötzlich neben mir.

»Lass uns zum Finale schreiten!«

In Anbetracht dessen, was noch kommen wird, greife ich mir den siebenten Zuckerstreuer von links und stecke ihn behutsam in meine Tasche.

Charly nimmt indes einen Barhocker und schmeißt ihn in das Flaschenregal hinter dem Büfett.

Frauen kreischen. Männer stochern mit dem Tafelsilber nach ihren Autoschlüsseln.

Charly ist nicht mehr zu halten. Er wirft Hocker für Hocker in die Regale.

Der blinde Winnetou dagegen liegt regungslos zwischen frischem Lauch und Hummermayonnaise.

»Ärgert dich, dass ich wieder draußen bin, stimmt's?«

Charly betrachtet stolz sein Werk. Die Geschlossene Gesellschaft hat sich mitsamt dem Kellner in den hinteren Teil zurückgezogen.

Nur eine zierliche Frau hat den Mut, die Aschenbecher zu stapeln. Beim fünften sage ich: »Halt!«

»Ein wenig Eigeninitiative, und jeder schafft den Ausbruch aus dem geistigen Hungerturm«, sagt Charly, »wenn die Wahrheit auf den Tisch kommt, lacht niemand

mehr. Hier also hast du deine Termine, deine Geschäfte gemacht. Zeig mir den Tisch, an dem du deine Plagiate an den Mann gebracht hast!»

Da es keinen Sinn hat, ihm die ganze Geschichte von Anfang an zu erzählen, schweige ich lieber. Soll er ruhig glauben, was er will.

Das erste was ich sehe, ist die kleine zierliche Frauenhand. An einem Finger steckt ein großer Ring. Ich erkenne ihn sofort. Es ist der Ring des Ungarn!

»Können wir reden?«, fragt eine mir bekannte Frauenstimme.

»Momentan wohl etwas schlecht«, antworte ich.

Ja, es ist ihre Stimme. Aber sonst?

Wie sich ein Mensch in ein paar Jahren so verändern kann?

»Wenn du willst, regele ich alles«, sagt Constanze mit sanfter Stimme.

Ich reiße ihr meinen Aschenbecher aus der Hand und stecke ihn zu dem Zuckerstreuer.

»Bleib, wo du bist«, sage ich nur und halte die Waffe auf sie.

Mit einem Ruck reißt Charly das weiße gestärkte Tisch-tuch von der Tafel. Gläser, Teller, die Silberplatte mit den beschissenen Autoschlüsseln, alles geht zu Boden.

»Siehst du«, sagt Charly, »auch so eine Lüge. Da sitzen sie scheinbar an einem großen Tisch. Obwohl jeder Berührung mit einem Tischbein hat, sagt niemand etwas. Du siehst, ein Ruck und die Lüge wird offenbar: lauter kleine unwichtige Dreckstische. Na, wo ist denn jetzt dein Tisch? Schau dir die erbärmlichen Figuren doch an der Wand an, schau in ihre Gesichter. Mit ihren Fratzen wollen sie uns täuschen, uns einreden, sie hätten Angst. Aber sie haben keine Angst, weil sie Angst überhaupt nicht kennen, weil ihnen nämlich jegliches Gefühl fremd ist. Sie wollen nur schnell raus aus der Sache, verstehst du. Das bringt mich auf etwas anderes. Zieh Deinen Anzug aus!«

»Wie bitte?«

»Zieh deinen Anzug aus. Du bekommst einen Neuen. Was hältst du von dem da?«

Charly zeigt auf einen dieser Hosenträgerbubis, der sich in einen weißen Smoking geschmissen hat.

»Und was ist mit meinem Anzug?«

»Den nehme ich«, sagt Charly.

Während also einer aus der Geschlossenen Gesellschaft seinen weißen Smoking und ich meinen Anzug ausziehe, redet Charly weiter:

»Schau, wie sie ihre Gesichter verziehen. Sie glauben allen Ernstes daran, ich würde darauf hereinfallen. Nur wer Mut hat, kennt auch Angst. Glaubst du, dass diese Karikaturen jemals Mut gezeigt haben? Komm stell dich dazu. Ich möchte sehen, ob es noch einen Unterschied gibt zwischen denen und dir.«

Das Hemd, die Hose und die Smokingjacke passen, als wären sie für mich eigenhändig geschneidert worden.

»So sehen Zuschauer aus«, sagt Charly, »Zuschauer, die weggucken, wenn's spannend wird, wenn Blut fließt, wenn's ans Eingemachte geht. Jetzt kommt das Fernsehen, die Action mal ganz privat zu ihnen, aber das ist ihnen auch wieder nicht recht. Schau sie dir nur ganz genau an, diese schlechten Kopien menschlicher Existenz.«

»Es ist gut Charly! Es reicht! Lass uns gehen!«

»Nein, nein«, sagt Charly, »wir sind noch lange nicht fertig. Für wen glaubst du, mache ich das denn hier?«

Er packt und dreht mich so zur Seite, dass ich direkt in den großen Kristallspiegel links vom Büfett schauen muss.

»Na, kennst du den? Diese aufgeschwemmte Visage, sagt dir das was?«

Charly drückt mir einen Barhocker in die Hand.

»Komm schon, tu's!«

Da steht Gittes, Privatdetektiv aus Los Angeles, mit einem Barhocker in den Händen. Seine Nase ist geschwollen, an der dünnsten Stelle eine Blutkruste. Er trägt einen eleganten weißen Smoking. Über seinem Arm das alte weiße Leinenjackett, aus dessen Seitentasche vorwitzig die

Blechnase eines Zuckerstreuers herauslugt.

Der Fall gerät außer Kontrolle.

Irgendwie hatte ich Gittes anders in Erinnerung. Sein Haar war dunkel und nach hinten gekämmt. Auch die Körperstatur war eine andere.

Der Andere ist erschrocken.

Ich bin erschrocken.

Beide denken wir, glauben es felsenfest, dass wir so nicht aussehen. So haben wir noch nie ausgesehen und so werden wir auch nie aussehen!

Wenn Gittes ein anderer ist, bitte.

Warum soll das Bild im Spiegel dann ich sein?

Ich habe ein anderes Bild von mir.

»Schießen Sie doch endlich«, kreischt eine Frau aus der Geschlossenen Gesellschaft, »bringen Sie es doch endlich hinter sich. Wissen Sie, dass wir alle Familien haben. Kinder werden in ihren kleinen Bettchen wachgerüttelt werden, und man wird ihnen sagen müssen, dass ihre Eltern tot sind!«

Auf der Salatbar ist wieder Leben in den blinden Winnetou gekommen.

Auch die Geschlossene Gesellschaft möchte nicht länger tatenlos zuschauen.

»Jetzt machen Sie schon«, ruft einer von hinten.

»Wenn Sie schon nicht schießen wollen, so schmeißen Sie doch wenigstens den Barhocker!«

»Komm schon!«

»Tu es!«

»Hundert Euro, wenn Sie den verdammten Hocker endlich werfen!«

»Tausend! «

»Zweitausend!«

Die Geschlossene Gesellschaft ist nicht mehr zu halten.

»Dein Publikum«, sagt Charly.

»Wenn du willst, komme ich mit, wohin du willst«, sagt Constanze.

»Noch sind sie freundlich, bieten dir sogar Geld an, viel

Geld für diese lächerliche Aktion, wenn du mich fragst. Aber das kann leicht umkippen. Ein enttäushtes Publikum kann leicht zu einer Bestie werden«, sagt Charly.

Ein Damenschuh fliegt knapp an meinem linken Ohr vorbei.

Links von mir der grinsende Charly, der seine Anstaltshosen gegen die meine ausgetauscht hat.

Rechts auf der Salatbar ein sich langsam aufraffender blinder Irrer.

Hinter mir ein Publikum, das außer Kontrolle gerät.

Und vor mir Constanze, die mir anbietet, mir bis ans Ende der Welt zu folgen.

Nachdem also die Schuhwerferin mehrere Nachahmer gefunden hat, und ich zweimal getroffen worden bin, verabschiede ich mich endgültig von meinem Spiegelbild und werfe den Barhocker gegen den Kristallspiegel.

Der Andere ist mehr als erstaunt. Eine alte Angst taucht wieder auf.

Als Kind hatte er immer Angst, sich ganz auf die große Klobrille zu setzen. Die Beine baumeln, haben keinen Bodenkontakt, und nirgendwo kann er sich festhalten. Völlig schutzlos sitzt der Andere auf der großen Klobrille. Was ist, wenn jetzt jemand abziehen würde?

Er hört das Geräusch der Klopspülung. Er hält sich die Ohren zu. Immer lauter wird der Sturzbach. Er sieht in Gedanken den riesigen Wasserstrudel, der sich unter ihm gebildet hat. Das Abflussloch der Kloschüssel weitet sich wie ein Schließmuskel, wird größer und größer. Schon ist der Andere weg, fällt in den Strudel, wird aufgesogen. Irgendwo am anderen Ende der Welt macht es Plop, und der Andere befindet sich plötzlich in einer vollkommenen anderen Welt. Genauso fühlt jetzt der Andere.

Als ich die Augen wieder öffne, ist nichts passiert.

Mein Spiegelbild ist unversehrt.

Der Barhocker liegt auf dem Boden.

»Arschloch!«
»Versager!«
»Penner«, ruft das aufgebrachte Publikum und kommt bedrohlich näher.

»Aufhängen sollte man das Schwein!«
»Lynchen!«
»Lynchen!«
»Ja, genau!«
»Sofort und hier!«
»Baumeln! Ich will ihn baumeln sehen«, schreit eine hysterische Frauenstimme.

Ich nehme den Revolver in beide Hände.

Unzählige Male so gesehen. Von John Wayne bis Bruce Willis, alle sind sie gute Lehrer gewesen.

Zwei, drei Kugeln pfeifen über die Köpfe der Geschlossenen Gesellschaft, die sie sofort zu Boden fallen lässt.

Der blinde Winnetou hat sich aufgerafft und torkelt auf die am Boden liegenden zu.

»Frau da, hugh!«

»Du musst ihn verstehen, er ist sich eben total sicher, dass er die Frau mit dem Tränengas finden wird. Siehst du, so schnell kann das gehen«, sagt Charly, packt mich bei der Hand und zieht mich zum Ausgang.

»Und was ist mit deinem Winnetou?«

»Er ist blind, ihm werden sie nichts tun, im Gegensatz zu dir, also komm schon!«

Wir laufen über die Straße.

Tweedy und Heini warten schon mit laufendem Motor auf uns.

Constanze ist mit uns herausgelaufen.

»Verswinde! Hau ab! Ich will dich nicht mehr sehen!«

»Es gibt noch soviel zu erklären!«

»Soll das ein Witz sein?«

»Kommt schon, beeilt euch! Die Polizei ist schon unterwegs!«

Heinis Stimme klingt aufgeregt. Alle drei springen wir in das Taxi.

Autotüren knallen, Reifen quietschen.

Im Rückspiegel die aufgebrachte Geschlossene Gesellschaft, die teures Porzellan auf die Straße schmeißt.

»Wenn sie sich meine Nummer gemerkt haben, bin ich meine Lizenz los. Fahr zu, Tweedy«, brüllt Heini.

»Yes, boss!«

»Ihr müsst weg«, sagt Heini, »aus der Stadt, am besten außer Landes!«

»Ich bin für Monte Carlo, da habe ich noch was zu erledigen«, sagt Charly.

Heini geht die Kanäle seiner Funksprechanlage durch.

»Verdächtig ruhig für diese Zeit, findest du nicht Tweedy?«

»Yes, boss!«

Ich lehne mich zurück und schließe die Augen.

16.

Motoren dröhnen.

Tausend kleine Nadeln versuchen, meine Schädeldecke zu durchdringen. Ich halte meine Augen geschlossen, dennoch dringen gelbe und violette Spiralen in mein Innerstes. Im Mund ein pelziges Tier, das ich ausstoßen möchte.

Der ohrenbetäubende Lärm der Düsenmaschinen lässt nicht nach, dringt in mich ein.

Die Autotür wird geöffnet.

»Die haben die Kontrollen verschärft«, sagt Heini leise, »da habt ihr keine Chance. Ich habe mir was anderes für euch überlegt. Hier sind die Tageszeitungen. Von eurem Caféauftritt steht noch nichts drin. Dafür aber eine ganze Seite über den Hausbrand. Zum Glück ist niemand ums Leben gekommen. Sie haben die Fahndung nach ihm verschärft. Vor allem seine Schwester beschuldigt ihn der Brandstiftung!«

Der Tag ist gerade dabei, ein neues Kapitel aufzuschlagen.

Ich will aber nicht, dass der Film zu Ende geht.

Vielleicht eine kurze Unterbrechung wegen Filmriss.
Der schrecklichste Moment, an den alten Platzanweiserinnen mit ihren schwarzen Röcken und den weißen Spitzenschürzen vorbeigehen zu müssen und blinzeln in den Tag zu treten.

Am Rande der Stadt liegt der kleine Sportflughafen mit nur einem Hangar.

Heini hat das Klubhaus aufgeschlossen.

Er selbst muss noch ein paar Dinge regeln, wie er sagt.

Warum er Charly dafür braucht, ist mir schleierhaft.

Constanze hat das Licht an der Klubbar angemacht und den Schalter für den großen Ventilator an der Decke betätigt.

Während sie ein paar Drinks bereitet, steht Tweedy einfach so herum, ohne seinen Chef wirkt er hilflos.

Autoritär zeige ich auf das alte Klavier.

»Yes, boss«, sagt der farbige Zwei-Zentner-Mann, öffnet ehrfurchtsvoll die Klappe des Pianos und beginnt sein Spiel.

Instinktiv ziehe ich die Oberlippe nach innen, zünde mir eine Zigarette an und verändere meine Stimme.

»Tut mir leid, Kleines, aber ich kann Victor und dir nicht helfen!«

»Ich habe es auch nicht leicht gehabt«, haucht Constanze.

»Was sage ich, ich habe es nie leicht gehabt. Ja, ich habe den Ungarn geheiratet. Meine Mission war ja schlagartig durch dich beendet. Wo sollte ich hin? Das Leben kostet Geld. Viel Geld, mein Lieber!«

»Ich habe die Papiere, Kleines! Sie sind für zwei Menschen gültig. Es müssen nur noch die Namen eingetragen werden. Nenn mir einen Grund, Kleines, warum ich sie dir und Victor geben soll!«

»Der Ungar ist tot, hörst du! Schlaganfall auf einem Flug nach Florida! Ich saß neben ihm. Er hat mir auf die Schenkel geklopft und dann, von einer Sekunde auf die andere, war er tot! Ich bin jetzt reich, unabhängig, hörst

du. Ich habe alleinige Vollmachten über alle Konten des Ungarn, auch die Geheimen im Ausland. Ich bin frei! Mit meinem Geld und deinen Ideen, da, da, können wir alles bewegen!«

»Dieses Dokument ist mehr als ein Vermögen wert, Kleines. Ich könnte nach New York zurück, dort eine Bar aufmachen oder so. Jeder hier an diesem unsäglichen Ort träumt davon. Ein Blankodokument, wo man nur zwei Namen eintragen muss. Wie spät ist es jetzt in New York?«

»Yes, boss«, murmelt nur Tweedy und spielt weiter seine Melodie.

»Wir könnten Kinder haben, eine richtige Familie sein, in einem schönen Haus wohnen und ...«

»Ach Kleines«, unterbreche ich sie, »unsere Zeit ist vorbei. Unsere Zeit war in Paris. Weißt du noch das kleine Lokal? Erinnerst du dich, wir waren auf dem Bahnhof verabredet? Ich habe auf dem Perron gestanden und deinen Abschiedsbrief gelesen.« »

Yes, boss«, krächzt Tweedy und haut in die Tasten. Scheinbar kann er nur dieses eine Lied spielen.

»Wir könnten ganz von vorne anfangen«, haucht Constanze.

»Dazu ist es jetzt zu spät, Kleines! Lass uns lieber noch was trinken!«

Heini und Charly sind zurückgekommen.

»Es wird Zeit«, sagt Heini knapp. Er wirkt angespannt. Charly wirkt in meinem Anzug wie ein anderer Mensch. Er reicht mir grinsend einen Trenchcoat und einen Hut.

»Passt gut zu deinem weißen Smoking!«

Tweedy setzt ein letztes Mal zum Refrain an.

Die Oberlippe nach innen gezogen und den Whisky in einem Zug geleert.

An der Decke der große weiße Ventilator. Es fehlt nur der Leuchtturm, der in regelmäßigen Abständen meine Bar erhellt.

Das kleine Rollfeld liegt im Halbdunkel.

Der Hangar steht offen.

Heinis Maschine steht draußen mit laufendem Motor.
Zwei Leute kann er mitnehmen.

Jetzt heißt es, Größe zeigen.

»Tweedy nimmt das Taxi. Das war vorher schon so abgesprochen. Charly kann man nichts anhaben und euch beide fliege ich ins Ausland, wie wär's mit der Schweiz?«

Ich schlage den Kragen meines Trenchcoats hoch.

»Hier sind die Papiere. Deswegen bist du doch diese Nacht nur zu mir gekommen, Kleines! Du und Victor gehört zusammen! Dein Platz ist an seiner Seite!«

Charly lacht.

Durch den auftretenden Wind des laufenden Propellers gerät mein alter Leinenanzug in Wallung.

Charly muss aufpassen, dass er den großen Panamahut nicht verliert.

»Idiot«, sagt Constanze.

Ich versuche Tränen aus ihrem Gesicht zu wischen, wo überhaupt keine sind.

Ein Martinshorn nähert sich, wird lauter.

»Ihr müsst los«, sage ich, »den Rest regle ich schon.«

Lachend wirft Charly Tweedy meinen Revolver zu.

Wenn ich mich in meinem Leben einmal groß gefühlt habe, dann in diesem Augenblick.

Constanze und Charly gehen über die Rollbahn.

Ein letztes Mal dreht sie sich um.

Dann besteigen beide die Maschine.

Die Polizei hat das Flugfeld erreicht.

Die Türen werden aufgerissen.

Zwei Beamte stürzen aus dem Wagen und laufen mit gezogener Waffe auf den Hangar zu.

»Shit! Fucking bulls«, ruft laut Tweedy und feuert auf die bei den Polizisten.

Einer der Beamten bricht zusammen.

Der andere erwidert das Feuer und bringt mit einem einzigen Schuss Tweedy zur Strecke.

Heinis Maschine hebt ab und startet in den morgendlichen Himmel.

Den Hut tief im Gesicht mit hochgeschlagenem Mantel-kragen, beide Hände in den Trenchcoattaschen, links der Zuckerstreuer, rechts der Aschenbecher.

Morgennebel liegt auf dem Flugfeld. Langsamen Schrittes gehe ich auf die Rollbahn zu.

Ich möchte dem Polizisten die Chance geben, mich einzuholen, damit ich endlich meinen Satz sagen kann.

Der aber denkt gar nicht daran und verfolgt mich in einem respektvollen Abstand.

»Bleiben Sie stehen!«

Es erinnert mich an früher.

»Rübe runter! Rübe weg!« haben sie im Kino lauthals gerufen, was mich in keinster Weise irritiert hat, im Gegenteil, das Gefühl wahrgenommen zu werden, ist stets ein sehr schönes gewesen.

Was hat man nicht alles auf mich geworfen?

Bier und Coladosen, einmal sogar ein paar nagelneue braune Herrenschuhe.

Was für ein Triumph, wie bei einem Schauspieler oder Sänger, den das Publikum immer wieder mit ihren *da capo*, *da capo* Rufen auf die Bühne zurückholt und ihn mit Rosen überschüttet.

»Halt! Stehen bleiben oder ich schieße!«

Ich muss an meine Familie denken. An meinen Vater, dem Beamten aus dem Suchkeller, der viel zu früh verstorben ist. Meine Mutter mit dem offenen Rücken und meine Schwester, die sie heimtückisch ermordet hat, nur um an das Haus zu kommen.

Schreckliche Gedanken plagen mich. Loderndes Feuer, unterstützt von anderen Bildern, die ich allesamt nicht sehen will.

Warum hält sich der Polizist nicht an die Absprachen, an seinen Text?

Stattdessen ruft er: »Sie sind verhaftet!«

Das ist der Beginn einer wunderbaren Freundschaft, denke ich.

Ich habe meinen Text nicht vergessen. Von mir aus

kann weiter gedreht werden.

Dennoch wünsche ich mir nichts Sehnlicheres, als durch den Nebel, der sich auf die Rollbahn gelegt hat, unsichtbar zu werden.

ABSPANN
Kärnten Trilogie

Weissberg (Band 1)

von Johannes Wierz

Roman

Taschenbuch

80 Seiten

ISBN-10: 1-5175-7310-6

ISBN-13: 978-1-5175-7310-2

Auch als E-Book erhältlich.

INHALT:

Ein konsequenter Nichtstuer und Nichtbesitzer - ein Totalverweigerer des Alltags - setzt sich auf seiner Urlaubsreise von Deutschland nach Kärnten an der Seite seiner geschäftigen Frau in einer Dauerreflexion mit allem auseinander; was ihm über den Weg und in den Sinn kommt: von Tourismus über Autofahren, von Zweierbeziehungsrollen-spielen, diversen österreichischen Institutionen bis zu sich selbst, und zwar so, dass es nichts gibt, das, nachdem es die Mühlen seiner Reflexion durchlaufen hat, nicht lächerlich zurückbleiben würde.

Seine Nonstop - Reflexionsarbeit ist eine Art Kampf mit der Banalität des Alltags, der er am Ende schließlich in alltäglich - grotesker Weise zum Opfer fällt - genau zu dem Zeitpunkt, zu dem er begonnen hat, mit ihr seinen

Frieden zu finden. Die Banalität erweist sich als
unüberwindliche Schicksalsmacht, das Schicksal als eine
Farce und die Realität als Groteske.

Zwischen den Stühlen (Band 2)

von Johannes Wierz

Roman

Taschenbuch

227 Seiten

ISBN-10: 1-5175-4437-8

ISBN-13: 978-1-5175-4437-9

Auch als E-Book erhältlich.

INHALT:

Mit der Veröffentlichung seines ersten Romans gerät das Leben des Hamburger Autors aus den Fugen. Seine Ehefrau erkennt sich in dem Machwerk wieder und schmeißt ihn raus.

Ein alter Freund stellt ihm in Bonn eine Wohnung zur Verfügung.

Allein in der fastleeren Wohnung werden zwei alte Stühle zu seinen einzigen Gesprächspartnern, die ihn zunehmend mit seiner gespaltenen deutsch-österreichischen Identität konfrontieren.

Tatarmandl (Band 3)

von Johannes Wierz

Roman

Taschenbuch

358 Seiten

ISBN-10: 1-5175-7331-9

ISBN-13: 978-1-5175-7331-7

Auch als E-Book erhältlich.

INHALT:

Von Berlin über Hamburg nach München bis nach Kärnten führt dieses poetische Roadmovie den Erzähler und seine viel zu junge Begleiterin, Fritzi, in das Heimatdorf des Erzählers in Kärnten und damit auch weit in seine Vergangenheit.

Ein Hochglanzprospekt stürzt den Erzähler ins Unglück. Aus Weißberg soll ein internationales Künstlerdorf werden, so der Text, daneben das Bild des vermeintlich erfolgreichen Bruders. Der Prospekt will einfach nicht brennen und es kommt zwangsläufig zur Explosion in der Berliner Wohnung des Erzählers, die anschließend abbrennt. Die Alt-Berliner-Küchentür und das, was er am Leib trägt, ist die einzig verbliebene Habe des Erzählers. Seine Gedichte, Theaterstücke, Drehbücher und Romane sind Opfer der Flammen geworden. Da der Erzähler seit über zwanzig Jahren nichts mehr veröffentlicht hat, sind mit den Originalen und den gigantischen Mengen an Skizzen und Notizen, seine ganze Arbeit und damit auch sein Leben verbrannt.

Fritzi, das zwanzigjährige Nachbarskind, das früher seinen Geschichten gelauscht hat, will unbedingt zum

Film, Regisseurin werden und holt den Erzähler, der als Gerichtsreporter seine kleinen Brötchen verdient, aus seiner Lethargie – ausgelöst durch den Verlust seines gesamten Lebenswerks, das durch die Explosion und den Brand binnen Minuten mit einem Schlag vernichtet wurde. Zumindest glaubt er das und schwört dem verhassten Bruder Rache.

Schon vor dem Container mit der verbrannten Habe, entstehen Bilder im Kopf. Weißberg ist der Topf Suppe, aus dem plötzlich all die Menschen auftauchen, die den Erzähler geprägt und zu dem gemacht haben, der er ist: der stets stumme Mittagstisch mit den Großeltern, den Tanten und Kusinen, dem Knecht aus Slowenien und der schielenden Magd. Da ist der Schuster, der Mauthausen überlebt hat, und der einzige ist, der im Dorf bei jeder Wahl die Kommunisten wählt. Die Fischzucht, die durch die Brandstiftung des Bruders, einen Mehrfachmord offenbart. Die Hundertjährige, die nie in ihrem Leben das Dorf verlassen hat und doch so viele Geschichten erzählen kann. Die erste Liebe und ihr schreckliches Geheimnis, das sich zu einer lebenslangen Katastrophe entwickelt hat. Und immer wieder der Bruder, der auftaucht, seinen Kommentar abgibt und so tut, als ginge ihn das Schicksal der Menschen aus seinem Dorf nichts an.

In seiner Not fällt dem Erzähler ein, dass er bei seiner Exfrau im Keller ein Versteck angelegt hat, in dem er auf großen Disketten gespeicherte Sicherungskopien seiner Arbeiten deponiert hat. So schließt er mit Fritzi einen Deal: Sie holen in Hamburg die Disketten und fahren anschließend nach München. Dort soll der Bruder mit seinen Beziehungen Fritzi auf die Filmhochschule verhelfen.

Längst wohnt die Exfrau nicht mehr in der Wohnung. Die beiden werden erwischt und auf der Flucht stirbt ein Hund im Kugelhagel.

Wenn es in der Gegenwart so richtig schlecht läuft, gibt es zum Glück ja die Vergangenheit mit den warmen

Sonnentagen, in die man sich zurück träumen kann.

Auf einem Rastplatz nimmt Fritz zwei Anhalter mit, die in München auf der Schauspielschule vorsprechen wollen. Einer von ihnen zerstört die Disketten von der Größe einer Schallplatte. Der Erzähler flüchtet noch tiefer in seine Kindheit und Jugend. Die einst so friedvollen Bilder haben Schatten aus der Jetztwelt bekommen. Und die Projektion auf den verhassten Bruder wächst von Kilometer zu Kilometer.

So bekräftigt München in den ersten beiden Tagen nur die Vorurteile des Erzählers. Gleichzeitig entdeckt er durch Fritz, dass er noch lebt und genießt insgeheim jede Kleinigkeit ihrer verklemmten Zweisamkeit. Fritz ist es letztendlich auch, die den Wohnsitz des verhassten Bruders aufspürt: eine alte Stadtvilla mitten in München. Von den beiden kleinen Kindern des Bruders begrüßt, gewinnt der Erzähler langsam ein anderes Bild vom Bruder.

„So als hätte sich die Sternwarte um mindestens 180 Grad gedreht“, sagt Fritz einmal am Ende des München Aufenthaltes, bevor sie nach Kärnten aufbrechen und den Bruder suchen, der laut nicht brennendem Hochglanzpapier aus Weißberg ein internationales Künstlerdorf machen möchte.

Aber dort kommt alles anders, als das Hochglanzportrait des Bruders es verspricht.

**Mehr Informationen, Romane und Theaterstücke
unter:**

www.johanneswierz.de